.g. 357 m (1,2

<3662176997001 8 S

<3662176997001 8

Handbibliothek für Offiziere,

oder:

Populaire Kriegslehre

für

Eingeweihte und Laien.

Bearbeitet und herausgegeben

von

einer Geſellſchaft preußiſcher Offiziere, unter Leitung der Redaktion der Zeitſchrift für Kunſt, Wiſſenſchaft und Geſchichte des Krieges.

Erſter Band.

Geſchichte des Kriegsweſens.

Berlin, 1830.
Verlag von Friedrich Auguſt Herbig.

Geſchichte

des

Kriegsweſens.

Zweite Abtheilung.

Das Kriegsweſen des Mittelalters.

[Heinrich v. Brandt]

Berlin, 1830.
Verlag von Friedrich Auguſt Herbig.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Wehrkreis-
bücherei VII
München

Altbeſtand 57724

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Eine Geſchichte des Kriegsweſens des Mittelalters iſt bis jetzt in keinem deutſchen Werke zuſammenhängend gegeben worden. Jeder Verſuch darüber wird daher nicht der Unvollkommenheit entbehren können, die jeder erſte Verſuch nothwendig haben muß. Der Verfaſſer übergiebt daher die Geſchichte des Kriegsweſens dieſer Periode dem militairiſchen Publikum auch nur in der Vorausſetzung, daß es ſolche mit Nachſicht aufnehmen werde. — Mögen Andere hierin nach und nach weiter gehen; mag Jeder geben, was er zu geben vermag, — nur auf dieſem Wege wird man allmälig genügende Reſultate erlangen.

Der Weg, den der Verfaſſer bei der Bearbeitung eingeſchlagen, iſt derſelbe geblieben, den der, den Wiſſenſchaften leider zu früh verſtorbene Major von Ciriacy früher angegeben. Der Laie wird im Büchlein Unterhaltung, vielleicht auch Belehrung finden, ſelbſt der Eingeweihte dürfte, wenn er nachſichtig iſt, darin wenigſtens eine Zuſammenſtellung deſſen, was zur Geſchichte der Verbindung einzelner Waffen gehört, treffen. Beide aber mögen hierin das Beſtreben ſehen, einem fühlbaren Mangel einigermaßen abzuhelfen.

Inhalt.

I. Heimiſche Verhältniſſe bei den deutſchen Stämmen, nach Umſturz des römiſchen Reichs. Allodial-Verfaſſung. Entſtehung und Ausbildung des Lehnweſens. S. 1.

Die germaniſchen Völker.

Allgemeines. S. 1 ff. Die deutſchen Völker in ihren neuen Wohnſitzen nach Chlodowigs Zeiten. Entſtehung der Allodial-Verfaſſung. S. 11 ff. Das Verleihungsweſen. S. 19 ff. Von den Majordomen. S. 27 ff. Karl Martell. S. 29 ff. Karl der Große. S. 32 ff. Die Bewaffnung der erſten Deutſchen. S. 41. Die Schlachten bei Caſilinum (S. 42 ff.) und Teſtri. S. 44. Der Feldzug Karl Martells gegen Radbod. S. 45. Gegen die Mauren. S. 46 ff. Die Belagerung von Narbonne. S. 50 ff. Karls des Großen Feldzüge. S. 52 ff. Gibbons Urtheil über Karls Kriege. S. 55 ff. Des Verfaſſers mildernde An-

ſichten über dieſen Gegenſtand. Die Schlacht von Fontenoi. S. 57 ff. Rückblick auf die eigentliche Kriegsverfaſſung der obigen Periode. S. 61 ff. Die Poliorcetik dieſer Zeit. S. 69 ff. Die Feldbefeſtigungskunſt. S. 70 ff.

II. Erblichkeit der Lehne. Das Feudal- und Ritterweſen in ſeiner Ausbildung und Blüthe. Erſte Soldtruppen. Bewaffnete Macht der Städte (Troupes des Communes). S. 73.

Allmälige Ausbreitung des Feudalweſens. S. 73 ff. Entſtehung des Ritterweſens. S. 82 ff. Folgen davon für den Krieg in Deutſchland, England und Frankreich. S. 95. Die erſten ſtehenden Truppen. S. 96. Soldweſen unter Kanut dem Großen. S. 97. Unter Wilhelm dem Eroberer. S. 98. Unter den Hohenſtaufen. S. 99 ff. Städtiſche Milizen. S. 101. In Italien. S. 101. In Deutſchland. S. 102. In Frankreich. S. 103 ff. Erſte Soldtruppen in Frankreich. S. 106 ff. Die Miliz Philipp Auguſt's. S. 108. Die Bewaffnung dieſer Periode überhaupt. S. 109 ff. Die Schlachten von Haſtings (S. 118 ff.), von Bouvines (S. 125 ff.), von Legnano (S. 133 ff.), von Cortenuova (S. 136 ff.) und von Benevent (S. 142 ff.). Schlacht in der palentiniſchen Ebene. S. 146 ff. Auf dem Marchfelde. S. 150 ff. Einiges über die Marſch-

ordnung und Disziplin der Heere dieſer Periode S. 155 ff. Die Poliorcetik dieſes Zeitraums. S. 159 ff.

III. Die Kriegskunſt im Orient. S. 173.

Die ſpätern Legionen. S. 174 ff. Die Provinzial= und Grenztruppen. S. 180 ff. Haustruppen der Feldherren. S. 181 ff. Die Anführer der Truppen dieſer Periode. S. 183 ff. Gibbons Meinung von der römiſchen Taktik dieſer Zeit. S. 185 ff. Beliſar. S. 187. Sein Feldzug in Afrika. S. 188 ff. Seine Kriege in Italien. S. 197 ff. Heraclius Feldzüge gegen Nuſchirvan. S. 212 ff. Die Poliorcetik der Orientalen. S. 225 ff. Die Feldbefeſtigungskunſt dieſer Zeit. S. 231 ff.

IV. Von den Sarazenen und Türken, und nebenbei von den Kreuzzügen. S. 235.

Die erſten Sarazenen. S. 236 ff. Die Schlacht in den Ebenen von Guadalete. S. 240 ff. Der Sarazenen fernere Unternehmungen. S. 243 ff. Kaiſer Leo's Schilderung derſelben. S. 253 ff. Die Türken. S. 255 ff. Das Abendland und deſſen Züge nach dem Orient. S. 260. Kurze Skizze einiger Hauptbegebenheiten der Kreuzzüge, der Hauptſchlachten und Hauptbelagerungen. S. 261 ff. Die Schlacht im Thale Gorgoni. S. 266 ff. Die Schlachten von Askalon (S. 273 ff.) und Ma-

reſcallia. S. 278 ff. Die Belagerungen von Antiochien (S. 289 ff.) und von Damiette. S. 294 ff. Die Araber in Spanien, deren Kriegsverfaſſung und kriegeriſche Unternehmungen. S. 299 ff.

V. Die Kriege Eduards III. und Heinrichs V. von England gegen die Könige von Frankreich aus dem Hauſe Valois. Die Kämpfe der Oeſtreicher und Burgunder gegen die Schweizer. S. 306.

Darſtellung der Kriegsverfaſſung der Engländer dieſer Periode. S. 307 ff. Die Geharniſchten. S. 311. Die leichte Reiterei. S. 312. Die Bogenſchützen. S. 313 ff. Das Fußvolk. S. 316 ff. Die Kriegsverfaſſung der Franzoſen. S. 318 ff. Die Ordonnanz-Kompagnien. S. 322 ff. Die franc-archers. S. 325 ff. Die Schlacht bei Crecy und was ihr voranging. S. 328 ff. Ueber den angeblichen Gebrauch der Geſchütze in dieſer Schlacht. S. 343 ff. Die Schlacht von Maupertuis. S. 345 ff. Heinrich des V. Unternehmungen in Frankreich. S. 361 ff. Die Schlacht von Azincourt. S. 364 ff. Die Kriege der Schweizer gegen die Oeſtreicher. S. 373. Einleitendes Vorwort. S. 374 ff. Die Schlachten auf dem Moorgarten (S. 376 ff.), bei Laupen (S. 380 ff.), bei Sempach (S. 385 ff.) und bei Näfels. S. 392 ff. Karl von Burgund

im Kampfe mit den Schweizern. S. 396 ff. Die Schlachten bei Granſon (S. 399 ff.) und bei Murten. S. 407 ff. Würdigung des Heeres Karls (S. 420.) und der Schweizer. S. 421 ff. Nachrichten über den Gebrauch des Pulvers für kriegeriſche Zwecke. S. 428 ff. Die Poliorcetik dieſer Periode. S. 432 ff. Die Belagerungen von Calais (S. 433 ff.) und von Orleans. S. 435 ff. Die Feldverſchanzungen dieſer Zeit. S. 442 ff.

VI. Die Deutſchen im 14ten und in der erſten Hälfte des 15ten Jahrhunderts. S. 446.

Die Kriegsverfaſſung dieſer Periode. S. 447 ff. Taktiſche Verhältniſſe. S. 456 ff. Die Schlacht von Mühldorf. S. 460 ff. Erinnerungen an die Huſſitenkriege. S. 465 ff. Die poliorcetiſchen Verhältniſſe dieſer Zeit. S. 471 ff. Einiges über die Feldbefeſtigung dieſer Periode.

VII. Die Ungarn. S. 481.

Die Kriegsverfaſſung dieſes Volks. S. 481 ff. König Siegmunds militairiſches Regestum. S. 487 ff. Erinnerungen aus der Kriegsgeſchichte der Ungarn. S. 491. Ludwig des Großen Unternehmungen gegen die Bulgaren und gegen die Venetianer. S. 491 ff. Die Schlacht von Nikopel. S. 493 ff. Hunyads Thaten. S. 495. Die Schlacht am Magura-Gebirge. S. 495 ff.

Die Schlachten bei Varna (S. 499.) und auf dem Amſelfelde. S. 501 ff. Die Poliorcetik bei den Ungarn. S. 503 ff. Etwas über die Disziplin derſelben während ihrer Heroenperiode. S. 508 ff.

VIII. Die Osmanen in Europa. S. 513.

Fortſetzung ihrer früher bereits erwähnten Militair-Verfaſſung. S. 514. Die Janitſcharen. S. 515. ff. Die Reiterei der Osmanen. S. 517 ff. Kurze Mittheilungen aus deren Kriegsgeſchichte.

I.

Heimiſche Verhältniſſe bei den deutſchen Stämmen, nach Umſturz des römiſchen Reichs. Allodial-Verfaſſung. Entſtehung und Ausbildung des Lehnweſens.

Der Sturz des römiſchen Reichs hatte Alles, was an Wiſſenſchaft und Kunſt des Krieges noch vorhanden war, oder, nach einer Jahrhunderte langen ſchmäligen Vernachläſſigung derſelben, noch da ſeyn konnte, unter Ruinen begraben.

Vom ſchwarzen Meere bis zum Tajo, von der Weichſel, dem baltiſchen Meer und der Nordſee bis zur Tiber und Nordafrika lag die Welt in Trümmern. Wo einſt Cäſar geſiegt, wo Hannibal mit Fabius und Marcell um die Palme des Sieges geſtritten, wo Scipio und ſein großer Gegner ſich den erſten Lorbeer errungen — auch dort, wo ſie ſpäter in blutigem Kampf um die Meiſterſchaft rangen, auch das Schickſal der Welt entſchieden, tummelten ſich jetzt wilde Barbaren, die in kur-

zer Zeit Alles niedertraten, woran der menſchliche Geiſt und Fleiß Jahrhunderte gearbeitet *).

Selbſt was der Zerſtörung entging, nahm die rohe Form an, die dem Kultur-Zuſtande der Sieger analog war. — Beinahe ein Jahrtauſend ging

*) Daß der Verfaſſer die Germanen dieſer Periode mit Robertſon, Gibbon, Sismondi, Eichhorn, J. v. Müller, Schloezer, Hüllmann u. v. a. für Barbaren hält, wird ihm gewiß Niemand verargen, der die Geſchichte begriffen. Wenn Neuere das Gegentheil behaupten, und aus Form und Bedeutung einzelner Wörter darthun wollen, daß die, jenen angeſchuldigte Rohheit und Wildheit nur aus den beſchränkten Vorſtellungen einzelner Lateingelehrten hervorgegangen wäre, ſo müſſen wir zwar die Gelehrſamkeit bewundern, mit der ſie ihre Paradoxen darzuthun ſuchen, können uns dabei aber doch nicht verhehlen, daß ſolche nur cyklopiſcher Art ſey. Man nenne nur Alles beim rechten Namen, und da wird man ſchon ſehen, daß Menzels rohe Naturmenſchen, die kräftig einfachen, die tüchtig rohen, die keuſch ſinnlichen, und die rührig derben Germanen Ludens gar arge Barbaren, und das Liebeleben derſelben, wie Andere deren Treiben einer etwas ſpäteren Periode genannt haben, eine heilloſe Barbarei war. Man ſehe über dieſen Gegenſtand die vortreffliche Rezenſion der Geſchichte des teutſchen Volkes von Heinrich Luden in den Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik (Januar 1827. S. 137. ff.) nach, und man wird ſich in jeder Beziehung orientiren können.

darüber hin, bis die Kriegskunſt wieder einen wiſſenſchaftlichen Charakter annahm.

Ohne uns auf eine weitläuftige Erörterung der Urſachen einzulaſſen, welche die germaniſchen Stämme bewogen haben können, ſich mit dem Schwerte in der Hand neue Wohnſitze aufzuſuchen, ohne uns darum zu bekümmern, in wie fern die Wanderungen mittelaſiatiſcher und deutſcher Stämme mit den Geheimniſſen des Oſtens in Verbindung ſtehen, ob Naturbegebenheiten jene Völker aus ihrer Heimath getrieben, ob innere Veranlaſſungen, ob das Drängen anderer ſie zu dieſem Schritte vermocht *), müſſen

*) Engliſche und franzöſiſche Schriftſteller ſind über dieſen Umſtand ziemlich gleicher Anſicht, und theilen mehr oder weniger die Meinung, daß Raubgier, Thatendrang u. ſ. f. die Veranlaſſung dazu gegeben. Their first inroads, ſagt Robertſon in ſeinem view of the State of Europe (S. 6.), den er ſeiner Geſchichte Karls V. voranſchickt, into the Empire proceded rather from the love of plunder, than from the desir of new settlements. — Noch weiter geht Sismondi, der die Einwanderer gradezu Räuber nennt, ihnen ſogar ein Vaterland abſpricht, und obenein noch behauptet, ſie hätten ihre Eroberungen ſo organiſirt, wie es ihre Räubernatur verlangt hätte. — Deutſche Schriftſteller haben hierüber von jeher ſehr verſchiedene und von obigen Meinungen abweichende Anſichten gehabt, die anzuführen zu weitläuftig ſeyn würde. Die abenteuerlichſte darüber aber dürfte unbedingt die ſeyn, die die indiſchen Sagen vom

wir uns begnügen, bei dem ſtehen zu bleiben, was zur Erörterung des Kriegsweſens derſelben dienen kann.

Seit dem cimbriſchen Zuge, dem Marius eben ſo muthig als glücklich widerſtanden *), war der Norden in fortwährender Bewegung geblieben. Oft angefochtenen und beſtrittenen, aber darum noch nicht widerlegten Angaben zufolge — denn bis in jene Finſterniß hinein reichen die Urkunden keines Volkes — waren der Durſt nach Beute, mit einer Neigung zu kriegeriſchen Abenteuern verbunden, und durch Erziehung, heimathliche Verhältniſſe und Beſchäftigungen unterſtützt, die erſte Veranlaſſung zu jener großen Völkerbewegung, die die Geſtalt der Welt verändern ſollte. Die Perſönlichkeit des Führers, bei ſolchen Raubzügen oder Inkurſionen, beſtimmten wahrſcheinlich den Maßſtab dafür. Der Erfolg aber, der eine ſolche Unternehmung begleitete, entſchied für die Rolle, die der Häuptling ſpäter ſpielen durfte. Glück vermehrte ſein Gefolge **)

Berge Meru mit dieſen Zügen in Zuſammenhang bringt, und mißverſtandene Ueberlieferungen und Sagen die Völker in der Welt herumtreiben läßt.

*) Bei Aquä Sextiä (102) oder Vercelli und bei Verona (101).

**) Prof. Luden (Geſchichte der Völker u. Staaten des Mittelalters, 1. Abth. 48.) nennt ein Gefolge eine Vereinigung waffenfähiger Männer, die aus dem bürgerlichen Verhältniß heraustraten, um für Lohn und Beute in fremden Kriegen zu fechten,

— comitatus — denn ſo nannten ſich die Gefähr-
ten ihres Anführers, ihres Herzogs — machte es
ihm ergebener, verband es enger mit ihm, ſteigerte
deſſen Muth, ordnete es deſſen Willen mehr unter,
und trieb es zu neuen Thaten; Unglück, unter ſol-
chen Verhältniſſen immer der Ungeſchicklichkeit gleich
geachtet, ſtäubte den Haufen aus einander, und warf
deſſen Führer in die Unbedeutendheit zurück.

So lange die gute Kriegsverfaſſung der Römer
ihren Unterthanen Schutz gegen dergleichen Inkur-
ſionen gewährte, konnten dieſe auch nur von gerin-
gem Belange ſeyn*). Der Verfall derſelben aber,
der, wie dies immer der Fall ſeyn wird, mit dem
des Staats zuſammentraf, mußte ſich zuerſt in den

---

mithin ein kleines, für ſich beſtehendes abenteuerli-
ches Gemeinweſen bildeten. Dies ſcheint Robert-
ſons oben angeführte Meinung zu beſtätigen. —
Wir möchten jene Anführer der Comitate für eine
Art Fylkisprinze halten, wie die Normänner ihre
Häuptlinge nannten, wenn ſie auf Räubereien aus-
zogen. —

*) Noch hat kein Geſchichtſchreiber verſucht, aus der
Art und Weiſe, wie die Römer ihre Grenzen ge-
gen die Germanen verwahrten, ihr Vertheidigungs-
ſyſtem zu entwickeln. Es wäre ein verdienſtliches
Werk für Offiziere, die am Iſter und Rhein ſta-
tioniren, dies aus den noch vorhandenen Trümmern
jener Zeit herzuleiten, und das zu vervollſtändigen,
was Zſchokke, Boſſe, Albert Muchar u. a.
flüchtig ſkizzirt haben.

entferntern Provinzen, die tapfere und rüſtige Völker drohend umlagerten, am fühlbarſten äußern. Die Einfälle derſelben mußten ſich natürlich wiederholen, und in dem Maße ſich mehren, als die Schwäche des römiſchen Reiches merklicher ward, ſich die Nachrichten von glücklichen Raubzügen verbreiteten, und die Gerüchte von reichen und herrlich angebauten Gegenden, unter einem freundlichen, milden Himmel, die ein weichliches Volk vertheidige, in den unwirthbaren Wäldern Germaniens wiederhallten *). Wenn wir nun auch nicht als

*) Ueber den Brüchern und Seen ſtanden kalte, ungeſunde Nebel; in ihnen wucherten Giftpflanzen und nährten ſich Schlangen von unglaublicher Größe, die noch tauſend Jahre ſpäter den Anbau mancher Gegend gefährlich machten, und einzeln noch ſpäter geſehen ſind. Aus den Felſenklüften ſchrien die Lämmergeier auf; ſchweigend lauerte von bemooſter Eiche der Luchs auf Gems und Rennthier; die bellenden Schaaren jagender Wölfe verfolgten das Reh durch Dickung und Triften; Rudel von Elenthieren und Edelhirſchen weideten auf offener Haide; Bären hauſten in den Erdſchluchten; der ſchwerfällige Keiler ſtritt um den Beſitz der Brücher mit der gelenken Schlangenbrut, und in angeſtammter Gewalt würgte der grimmige Auerochs (vor dem der Löwe flieht) Jeden, der ſeine Waldſtätte betrat. — Zwiſchen den langen Nächten eines ſiebenmonatlichen Winters graute unter Nebel, Regen und Schnee der Tag kaum; drei Monate verſchloß ſich der Boden vor der Arbeitshand, vier andere ruhete er noch ohne

unbedingt wahr annehmen, wie dies ein franzöſi- ſcher Militair-Schriftſteller unſerer Zeit thut*), daß die Einſaſſen des römiſchen Reichs ſelbſt den thätigſten Antheil bei dieſen ſich mehrenden Anfäl- len genommen, ja, als die Vorfechter dabei aufge- treten; ſo ſcheint doch ſo viel gewiß, daß einzelne Aufſtände der Ureinwohner die feindlichen Unter- nehmungen erleichtert, ja daß zuletzt Römer und Autochtonen, durch die Noth gezwungen, ſich mit den Angreifern vereint, und das Schwert gegen die Unterdrücker ihrer Vorfahren, oder die entar-

Wuchskraft, und wenn er ſich endlich öffnete, ſo lit- ten die Saaten durch ſeine Säure, durch Nachtfröſte und anhaltende Regen. Hätte Tacitus Deutſch- land bereiſet, ſtatt es vom jenſeitigen Rheinufer aus zu ſehen, er würde nicht geſchrieben haben: „die Deutſchen bauen ſich an, wo ein Bach, ein Hain ſie einladet.“ — So ſchildert uns Boſſe in ſeiner Darſtellung des ſtaatswirthſchaftlichen Zuſtandes in den deutſchen Bundesſtaaten, S. 11. ꝛc., das alte Germanien. — Ildefons von Arx, des gründ- lichſten Kenners des deutſchen Mittelalters, Sitten- ſchilderung der Deutſchen einer zwar ſpäteren Pe- riode, deren Erſcheinungen ſich aber durch die ganze Carolingiſche und Merowingiſche Zeit bis auf Chlo- dowig und deſſen Vorfahren zurück feſthalten laſ- ſen, hierzu genommen, dürften das reizende Bild, das Neuere uns von dem Urzuſtande der Germa- nen gaben, doch in Etwas trüben.

*) Allgem. Geſch. der Kriegskunſt ꝛc. von Carrion Niſas I. S. 293. (Deutſche Bearbeitung.)

teten Landsleute gewandt haben *). Der Widerſtand aber, den die Römer noch dann und wann, ihrer frühern Größe, ihres Ruhmes eingedenk, leiſteten, unterſtützt von dem Rufe der großen Macht des mächtigen Kaiſerreiches, beſchränkte dieſen Kampf anfangs auf bloße Raubzüge, und gab ihm den blutigen Charakter, den die Schriftſteller jener Zeit ihm beilegen, und den er bis zur Vernichtung des römiſchen Reiches behielt **).

Es lag in der Natur dieſer Kriegsart, daß, je weiter die Streifereien, die mit Wegführung der Menſchen ſowohl, die Widerſtand leiſteten, als deren Habſeligkeiten, mit Mord, Raub und Verwüſtungen verknüpft waren, gingen, auch die Räume wuchſen, die bei ſpätern Einfällen zu durchlaufen blieben. Dies mußte wieder zu Ruhepunkten — Marſchlägern — Veranlaſſung geben, die ſich nach und nach zu Niederlaſſungen, im Geſchmack der Einwanderer, umformten. — Als endlich durch die ſtets

*) Vielleicht ließe ſich aus dergleichen Vereinigungen das Erſcheinen ſo manchen Volkes aus dieſer Periode, deſſen Namen die Welt nie vorher, nie nachher wieder gehört hat, erklären.

**) Ohne uns auf Robertſon (3te Note der proofs and illustration) zu beziehen, der dort die Beweiſe für dieſe Behauptung zuſammenſtellt, kann man auch aus Greg. Tur. VIII. c. 30. X. c. 2. entnehmen, wie die frühern Heerzüge der deutſchen Stämme geweſen ſeyn müſſen, wenn die einer ſpätern Periode und im eigenen Lande jenes Gepräge tragen.

glücklichen Unternehmungen einzelner Anführer der Durſt nach Beute bis zu einer gewiſſen Höhe geſteigert war, begannen größere Horden, die nach und nach zu Heeren heranwuchſen, ihre Züge, wie ſie einſt bei Noreja und am lemaniſchen See den römiſchen Staat erſchüttert hatten, bis unter deren Andrang endlich das ſeit ein paar Jahrhunderten ſchon durch innere Fäulniß morſch gewordene Reich zuſammenbrach. Und wie auch hätte dies anders ſeyn können? Während die Erneuerung des altparthiſchen Reiches unter talentvollen Monarchen, und die nicht endenden Kämpfe mit den Aſiaten die Kraft des römiſchen Reiches brachen, erſchütterten es im Innern Religionsſtreitigkeiten, und zahlreichere Heere von Mönchen, als Streiter an den Grenzen, durchzogen das Land nach allen Richtungen, und vollendeten, was eine ungeſchickte und ſchwache Regierung begonnen.

Licht in jene Wanderungen zu bringen, aus denen einzelne Rieſengeſtalten gleich Irrlichtern zu uns herüber ſchimmern, dürfte ſchwerlich je mit Erfolg unternommen werden können. Wir begnügen uns daher zu bemerken, daß vor dem Schluſſe des fünften Jahrhunderts germaniſche Völkerſchaften, obwohl mit mancher Verſchiedenheit an Sitte und Bildung, doch urverwandt, durch numeriſche Ueberlegenheit im Felde, die phyſiſche Kräfte und animaliſche Herzhaftigkeit unterſtützten, den Untergang des ewigen Weltreiches vollbracht, und die Vandalen in Afrika, die Sueven und Weſtgothen in Spanien und einem

Theile Galliens, die ſaliſchen Franken aber die zuvor als römiſch betrachteten Provinzen dieſes Landes, und die Oſtgothen in Italien der Römer Beſitzthum inne hatten.

Wie bei den neuern Völkern die Methode, ein Heer aufzubringen, weſentliche Veränderungen in den vorzüglichſten Theilen des bürgerlichen Lebens nach ſich zieht, ſo mußte bei den in Rede ſtehenden Völkern die beſtehende Kriegsverfaſſung den geſellſchaftlichen Zuſtand derſelben beſtimmen. Alle Stämme einer gemeinſamen Wurzel, ſich in Leben und Bildung einander gleich, mußten in ihren Einrichtungen eine gewiſſe Familienähnlichkeit erhalten, ihnen dieſelben Vorzüge, dieſelben Mängel verleihen. Die Art aber, wie ſich die neuen Reiche gebildet, mußte zu ihren neuen Inſtitutionen das gewichtigſte Ingredienz geben.

Nachdem die Einwanderer feſten Fuß gefaßt, ſchritten ſie zu einer Vertheilung des eroberten Landes. Aus der erobernden Kriegerhorde ward eine Vereinigung von Grundbeſitzern. Die Burgunder und Weſtgothen nahmen für ſich zwei Drittheile, die Vandalen alle beſſere Länder, die Longobarden in Italien aber ein Drittheil des Ertrages, wie es vor ihnen ſchon die Heruler gethan u. ſ. f., ohne dafür, ſo weit uns bekannt, andere Pflichten als die Staatsvertheidigung zu übernehmen. Die Franken, Eroberer aus Beuteluſt, ſcheinen auf dem Lande und in den Städten ſo viel Häuſer und Ländereien genommen zu haben, als

ihnen gefielen. So weit geſchichtliche Nachrichten reichen, iſt wenigſtens keiner regelmäßigen Landestheilung erwähnt*). Durch Chlodowig war dieſem Volke ſo ein bedeutendes Uebergewicht gegeben worden, daß ſich die äußere Geſchichte der Deutſchen Jahrhunderte hindurch faſt ausſchließlich nur mit der Ausbreitung von jener Macht beſchäftigt; zugleich knüpfen ſich die Nachrichten von faſt allen andern deutſchen Stämmen an deren Geſchichte, ſo daß wir deren Einrichtungen gewiſſermaßen als den Prototypus aller germaniſchen Inſtitutionen betrachten, und wir uns daher ganz füglich mit der Darſtellung dieſer allein begnügen können. Sie nannten ein ſo erhaltenes Stück Land Allode (Odalgut, Allodium), eine Benennung, die ein Loos Aller, ſo viel Alle bekommen, ein durch das Loos — sors — erhaltenes Land bedeuten ſoll**). Sie betrachteten ſolches durchaus als ihr Eigenthum, das gleichmäßig auf alle Kinder vererbt werden, und in Ermangelung derer auf die nächſten Verwandten übergehen konnte. Bei einigen deutſchen Stämmen jedoch waren die weiblichen Erben davon ausge-

---

*) Man vergleiche hierüber Pertz Geſchichte der Merowingiſchen Hausmeier, S. 2 u. 121., und v. Savigny Geſchichte des römiſchen Rechts ꝛc. I. S. 267.

**) Al-Od, ein wirkliches Eigenthum. Alode or allodium is compounded of the gers particle an and lot i. e. land obtained by lot. Robertson I. S. 270.

ſchloſſen, weil man die Weiber entweder nicht fä=
hig achtete, den an Alloden haftenden Verbindlich=
keiten der Staatsvertheidigung nachzukom=
men, oder aber wegen anderer, durch den Kultur=
zuſtand des Stammes bedingten Verhältniſſe.

Wie man bei oben erwähnter Theilung zu Werke gegangen, iſt unbekannt, und kann, wie Vieles aus jenem Zeitalter der Anarchie, in kein Syſtem gebracht werden. Daß hierbei aber von Hauſe aus eine Ungleichheit Statt gefunden, dürfte kaum einem Zweifel unterworfen ſeyn. Vielleicht, daß ein Jeder nach dem Aufwande, den er zum Kriege gemacht, bedacht ward, vielleicht, daß das Gutdünken des Heerführers dabei entſchied.

Eine Zeitlang ſcheinen der König und ſein Gefolge noch auf ziemlich gleichem Fuß geſtanden zu haben. Der König hatte nichts voraus, als einen größern Antheil an der Beute, einige Strafgelder und unbedeutende Geſchenke, die ihm die Nation gewöhnlich auf den Volksverſammlungen überreichte. Er lebte wenig anders, als ein großer Bauer, fuhr auf ſeinem mit Ochſen beſpannten Wagen von einem Gute zum andern, pflanzte mit eigener Hand die Bäume ſeines Gartens, und drückte den Honig aus den Waben. Er bedurfte daher durchaus einer gewiſſen Perſönlichkeit, um ſich, wenn es galt, auf ſeinem Standpunkt geltend zu machen, und da der ganze Staatsverband auf einem Waffenverein beruhete, ſo waren Tapferkeit und kriegeriſches Ta=

lent die erſten Bedingniſſe dazu *). — Niemandem unterthan, nur ſeinem Schwerte vertrauend, lebte der Allodial-Beſitzer, gleich den freien Wehren des alten Germaniens, frei und unabhängig auf ſeinem Grundſtück. Die zerſtreut liegenden Höfe derſelben bildeten eben ſo viele kleinere Staaten, mit theils freien, theils unfreien Hinterſaſſen, die die Heermannſchaft und den Hofſtaat deſſelben ausmachten. Was im Bereiche ſeines Schwertes lag, betrachtete er noch immer als ſein Eigenthum, raubte, plünderte und verwüſtete noch eine lange Zeit hindurch.

Auf gewiſſen allgemeinen Verſammlungen, den

---

*) Alſo noch, wie zu Tacitus Zeiten, mehr Anführer im Beiſpiel als im Befehl. — Wer übrigens eine ganz richtige Anſicht von den Verhältniſſen des Königs haben will, leſe nur Greg. Tur. hist. francorum L. III. c. 14. im 2. Thle., S. 193., der Bouquetſchen Sammlung: „egrediar et colligam populum meum, atque exigam sacramentum ab eis; ut sciat Theudoricus, quia rex sum sicut et ille ſagt Mundericus; princeps ego sum, fährt er fort, sequimini me, et erit vobis bene. — Wenn man dergleichen lieſet, wird man kaum begreifen können, wie die Gefolge und das Vaſallen-Weſen von einigen Schriftſtellern ein Liebeleben (!) hat genannt werden können. Das sequimini etc. giebt einen untrüglichen Fingerzeig zur richtigen Würdigung der Gefolgſchaften.

Märzfeldern — ſeit Pipins Verlegung 755 Maifelder genannt — wurde über Staatsangelegenheiten berathſchlagt *), und wurden zugleich Proben kriegeriſcher Gewandtheit gegeben. Rief ein feindlicher Angriff den Widerſtand des Volks in die Schranken, ſo folgten dem Könige alle, die das Recht hatten Waffen zu tragen. Jeder Freie, ohne Ausnahme, war dazu verpflichtet; die Verbindlichkeit zu jedem andern Dienſt war dadurch aufgehoben. Selbſt die Geiſtlichen mußten dann gewaffnet erſcheinen. So bildete ſich die Landwehr, der Heerbann, die Hermannei, Arimannia **) — alſo

---

*) So erzählen uns die meiſten unſerer Geſchichtſchreiber, die aber, wenn es auf gewiſſe Dinge ankommt, den Mund gewöhnlich zu voll nehmen. Die Geſchichte kennt nur neun ſolcher Verſammlungen. Beute vertheilen, Krieg und Frieden beſchließen, und die Erhebung des neu gewählten Königs waren auf ſelbigen die Gegenſtände der Berathung.

**) Erörterungen über dieſen Gegenſtand würden in dieſem Handbuche nicht an ihrer Stelle ſeyn. Wir verweiſen den Leſer, der Luſt haben ſollte, Viel und Mancherlei darüber zu leſen, ohne am Ende jedoch orientirt zu ſeyn, auf Möſer osnabrückſche Geſchichte I. Abſchn. 1. §§. 20. 21., Abſchn. 5. §. 36. und II. Abſchn. 3. §. 1. u. ff.; ferner auf v. Savigny Geſchichte des römiſchen Rechts ꝛc. I. S. 162. u. ff.; dann auf Eichhorn deutſche Staats- und Rechtsgeſchichte I. S. 299. (2. Auflage), und end-

ein allgemeines Aufgebot zur Vertheidigung der Grenzen gegen den Feind *).

Verſchieden hiervon waren die Heerfahrten, welche mehr einen offenſiven Charakter hatten. Sobald eine ſolche nöthig ſchien, trug der König ſeine Anſicht der Volksverſammlung vor. Fand ſein Antrag oder Vorſchlag in Betreff einer Invaſion Beifall und Genehmigung, und ward der Angriff, den er beabſichtigte, als eine Staatsangelegenheit anerkannt, ſo ward er durch Zuſammenſchlagung der Waffen gebilligt. — Eigene Angelegenheiten — Fehde, Faida — focht der König, fochten Einzelne mit ihrem Gefolge, oder wen ſie ſonſt ihrem Intereſſe gewonnen, aus. — In beiden Fällen ward durch den König der Tag des Aufbruchs beſtimmt. Dies Auffordern der Heerespflichtigen, ſelbſt nach beſchloſſenem Zuge, hieß die Mahnung zum Heere — mannitio. — Das Land war in verſchiedene größere Diſtrikte getheilt, denen Grafen **) — co-

---

lich auf Stenzel Geſchichte der Kriegsverfaſſung Deutſchlands im Mittelalter, S. 39 und 317. ff.

*) Die Furcht, auf eine ähnliche Art ihre Eroberungen zu verlieren, wie ſie ſie erworben, ſcheint dieſe urgermaniſche Inſtitution erhalten zu haben. Selfdefence, ſagt Robertſon hierüber (S. 17.) was their chief care, and seems to have been the sole object of their first institution and policy.

**) C. K. Barth in ſeiner teutſchen Urgeſchichte, 2. §. 658., leitet das fränkiſche Graphio, gewöhnlich

mites — vorſtanden, die die Gerechtigkeit pflegen ſollten, die Einkünfte erheben, und die freien Grund-eigenthümer ins Feld führten. Ein Herzog *) — dux — vereinigte den Befehl über mehrere ſolcher Grafſchaften. Beide Aemter hingen urſprünglich nur von der Willkühr des Königs ab, der, obgleich aus einer erblichen Familie gewählt, bei ſeiner Thron-beſteigung dennoch der Beſtätigung des Volkes bedurft haben ſoll, was von einigen unſerer Hiſtoriker als ein weſentliches Vorrecht der Nation, von anderen dagegen als eine bloße Förmlichkeit betrachtet worden iſt.

Trotz dieſen Anordnungen trug Alles noch das Gepräge einer militairiſchen Kolonie **). Ein barbariſcher Kriegerſtand ſchaltete mit Willkühr in dem unterworfenen Lande; überall und immer gewahrte

---

von Grau, Alt, dirivirt, von Gefera, Gefährte her, wodurch die Ueberſetzung, comes, erklärt wird. — Noch vergleiche man des Herrn Dr. Phillips angelſächſiſche Rechtsgeſchichte, nota 255.

*) In früherer Zeit gewiß nicht eine ſtehende Würde; er führte das Heer als General, und unter ihm führten die Grafen als Oberſten ihre Regimenter. Möſer osnabrückſche Geſchichte, I. S. 241.

**) Voltaire, der, wenn er will, jedes Ding beim rechten Namen nennen kann, ſagt in ſeinem éssai sur les moeurs II. chap. XVII.: le gouvernement ne fut que militaire. On ne peut mieux le comparer qu'a ceux d'Alger et Tunis, gouvernés par un chef et une milice.

man das Schwert des Siegers in der Wage; das Recht wohnte bei dem Starken, und mit ſtolzer Willkühr trat dieſer den Beſiegten in den Staub.

Verhältniſſe dieſer Art konnten bei dem längern Verweilen unter einem reichen und civiliſirten Volke nicht von Dauer ſeyn. Die Könige, ſchon durch die urſprüngliche Vertheilung des Eroberten reiche und mächtige Landherren, hatten, durch fortgeſetzte Eroberungen und allmälige Occupirung der dem Fiskus zugehörigen Ländereien, nicht ſowohl an Reichthum, als auch an Macht und Herrſchaft gewonnen *). Sie hatten allmälig die Rechte eines Königs der Gallier erworben, als welche ſie alle Hoheitsrechte derſelben ausübten, Richter und Statthalter einſetzten, Abgaben erhoben u. ſ. f. Zu dieſer Macht gelangt, konnte ihnen ihre Stellung zu den Gefährten ihrer Eroberungen, die uns der geiſtreiche Hallam nur in dem Verhältniſſe von Barbaren-Anführern, die nicht wagen durften, der Raubſucht etwas zu entziehen, oder die Rohheit ihrer Anhänger zu beſtrafen, erſcheinen läßt **),

---

*) Unter Fiskus verſtand man überhaupt das Vermögen öffentlicher Perſonen und Korporationen, beſonders alſo freilich des Landesherrn, aber auch das der geiſtlichen Stiftungen. Geſchichte des Urſprungs der Stände in Deutſchland von K. D. Hüllmann. I. S. 26.

**) Wir erinnern hier den Leſer an Gregors von Tours bekanntes: „nihil hinc accipies, nisi quae

nur höchſt läſtig ſeyn. Ihnen mußte daher jede Gelegenheit willkommen heißen, dieſe Bande zu ſprengen. Die erſte Ruhe nach Vollendung ihrer Eroberung bot hierzu das beſte Mittel. Des läſtigen Zuſammenberufens ihrer Gefährten dadurch überhoben, ſuchten ſie auch ferner derſelben nicht zu bedürfen. Die alte germaniſche Gewohnheit, Parzellen von einem Grundbeſitze als nutzbares Eigenthum an dienſtpflichtige Hinterſaſſen auszuthun, um hierdurch bewährte Dienſte zu belohnen, kam ihnen hierbei trefflich zu ſtatten, beſonders ſeit durch die glücklichen Erfolge ihrer Unternehmungen der urſprüngliche Durſt nach Beute (bewegliche Schätze) geſtillt, und die Gegenſtände des Raubes ſich verringerten. Seitdem wurden Anſprüche nach Ober-Herrſchaft rege, und der Herr verſchenkte Land mit ſammt den darauf befindlichen Hinterſaſſen und Leibeigenen, um dadurch die Anhänglichkeit der Männer zu gewinnen, welche er belohnen oder gewinnen wollte. Zugleich benutzten die Könige mit Geſchicklichkeit ihr Verhältniß zu ihren neuen Unterthanen. Durch reiche Geſchenke ward die Geiſtlichkeit, die ſchon früher in Hörigkeitsverhältniſſen zu den Königen geſtanden, gewonnen. Eingeborne, deren man bei der Eroberung ſchonen mußte, wurden gleich den Franken berückſichtigt; das Geſchick beider Völker ward eng mit einander

---

tibi sors vera largitur," und an die Rache, die Chlodowig ſpäter nahm.

verflochten, und dadurch gewiſſermaßen die Erobe- rung vollendet*).

Wirkliche oder geglaubte Verdienſte ihrer An- hänger zu belohnen, traten ſie ihnen Parzellen der ſchon erwähnten fiskaliſchen Ländereien mit allen Gebäuden, Menſchen, Vieh, Feldern und Wäldern auf immerwährende Zeit mit voller Immunität ab, die in der damaligen Kanzeleiſprache Benefizien ge- nannt wurden, ohne anfangs jedoch, wie es ſcheint, militairiſche Dienſtleiſtungen daran geknüpft zu haben. Doch mußte der Empfänger dafür den Eid der Treue leiſten. Später war jeder, der unter die Leute oder Getreuen des Königs aufge- nommen wurde, zu Kriegsdienſten mit ſei- nen Haustruppen, ſeiner Heermannſchaft, Hermannie oder Armanie verpflichtet. Wer auf dieſe Art ein Gut, ein Lehn**), feodum oder feudum***) erhalten, ward des Königs Ge-

*) Greg. Tur. IV. 13. 40. 42. u. a. O. Die Na- men Gallier und Römer verlieren ſich jedoch erſt gänzlich nach den Zeiten Karls des Großen.

**) Lehn kommt den meiſten Hiſtorikern gemäß von Leihen her, weil dieſe Güter anfänglich gewiß nur auf eine Zeitlang verliehen waren.

***) Feodum is compounded of od possession, or state, and feo wages, pay; intimating that it was stipendiary, and granted as a recompence for service. Robertson I. p. 270. Die wahrſchein- lichſte Meinung iſt, daß der Ausdruck aus Feo oder Fe und od zuſammengeſetzt iſt. Erſteres be-

treuer, Trauter, Vaſall, Miniſteràle, zählte zu deſſen Leuten *). Der freie Allodial-Beſitzer trat alſo

---

deutet ſo viel als Lohn, Sold und Beſoldung; od ein Gut; feodum alſo Lohngut, Beſoldungsgut. Röſſig Alterthümer der Deutſchen, S. 398. (2. Ausgabe). Nach Luden (I. S. 150.) war ein Fee-Od ein Staatsgut, deſſen Ertrag der Inhaber bedingungsweiſe erhalten ſollte, im Gegenſatz eines Al-Ods, eines wirklichen Eigenthums.

*) Vaſall ſoll von einem celtiſchen Worte — gwas — gleichbedeutend mit Diener, herkommen. Andere leiten es von Bas, Bassus, der Untere, Untergeordnete, her. Profeſſor Mannert in ſeiner Geſchichte der Franken ſagt, daß der Name vermuthlich aus Italien zu den Franken gekommen, und will ihn zuerſt in den Briefen der Päpſte gefunden haben. In früherer Zeit wenigſtens war er den Franken unbekannt, und auch bei den Bojaren und Alemanen erſcheint er durch ſpätere Einfügungen in deren Geſetzen. — Leute, Leod, Leudes will man von Leiten abſtammen laſſen, und ſoll ein Glied des Geleits bezeichnen. Anderer Meinung iſt Heinrich Leo in den Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik, Januar-Heft S. 153. ff. Die Lidi, deren Namen noch im Isländiſchen gefunden wird, wo „Lid" oder „Lith" die Dienerſchaft bezeichnet, hängt wohl zuſammen mit „Leida" geleiten und „Lidi" die Gefährten. Lid iſt die treue Ueberſetzung des Wortes familia im Sinne des Mittelalters, und da der Ausdruck lid oder lidus in der Carolingiſchen Zeit vorzugsweiſe einen Hinterſaſſen

in Dienſte (in verbum) eines Herrn (dominus, senior). Häufig waren damit noch der Nießbrauch anderer königlichen Ländereien, von Sporteln und andern außerordentlichen Bewilligungen, verknüpft. Noch öfter aber verbanden die Könige dieſe Vergebungen mit Verleihungen gewiſſer Hofämter, wodurch die Leute oder Vaſallen in das Verhältniß einer gewiſſen Privat-Unterwürfigkeit traten *).

---

der Kirche bezeichnet, man aber zu der Bezeichnung dieſer Hinterſaſſen der Geiſtlichkeit ſich auch des Wortes familia bediente, bleibt wohl kaum eine andere Ableitung übrig, als die angegebene, die mit dem Glied ſchwerlich etwas gemein haben dürfte. Noch vergleiche man Hüllmanns Geſchichte des Urſprungs der Stände in Deutſchland, I. S. 14. ff. — Traute, auch Antruſtionen, bedeutet die in truste regia seu dominica ſind. Das alte Truste (Troſt) bezeichnet daſſelbe, was in unſerer Sprache Gebrautheit ſagen würde. Antrustio iſt ſo viel als Angetrauter, der einem Andern durch den Eid der Treue verbunden. Geſchichte der Teutſchen von Schmitthenner, S. 52.

*) Sollte dieſe Einrichtung, wenn wir das Verhältniß dieſer Hausbeamten, die ganz der Willkühr Preis gegeben, die ſelbſt körperlichen Züchtigungen unterworfen waren (Greg. Tur. V. 48. 49.), richtig auffaſſen, nicht mehr an die aſiatiſche Abſtammung der Germanen erinnern, als die Sprachähnlichkeit einiger hundert Wörter mit aſiatiſchen Idiomen? Bringt man hiermit noch eine Stelle aus den: Leges Rotharis regis §. 2. über den Mord

Ob dieſe Vorkehrungen das bloße Produkt der Politik der Könige waren *), oder ob ſie aus dem altdeutſchen Syſteme der Grundherrlichkeit entſprangen, kann uns auf dem Standpunkte, den wir uns gewählt, ziemlich einerlei ſeyn. Wir begnügen uns zu bemerken, daß die Herrſcher beide ſehr geſchickt benutzten, ſich von den Gefährten ihrer Eroberungen unabhängig zu machen, und eine Hausmacht zu begründen. So weit deutſche Stämme herrſchten, ward durch dieſe Maßregel der Grund zur Umformung der urſprünglich germaniſchen Verfaſſung gelegt, die ſich ſpäter, wenn freilich auf blutigem Wege, und erſt nach zahlloſen Kämpfen, zur Einherrſchaft — die höchſte und Vernunftform des Staats — ausbildete.

Es bedarf wohl kaum einer Erwähnung, daß durch die Benefizien-Ertheilungen die Privatmacht der Könige in dem Maße wuchs, als ſolche die Anzahl ihrer Leute durch dergleichen Verleihungen vermehrten. Den Lockungen, die ſie bieten konnten, vermochten nur wenige ihrer frühern Genoſſen zu widerſtehen. Wer die Erweiterung des Eigenthums verſchmähete, den lockte die Ertheilung einer obrigkeitlichen Würde in der Heimath; wer beides

---

in Einklang, wenn er auf königlichen Befehl unternommen wird, ſo ſollte man dieſe Annahme ziemlich ganz außer Zweifel wähnen.

*) Il ne faut pas croire que ces barbares fussent sans politique, ils en avoient beaucoup. Voltaires Essai etc. II. chap. 11.

ausſchlug, den gewann der nähere Umgang, das Verhältniß mit dem Fürſten. Wer von National-Vorurtheilen eingenommen bei ſeinem ſtörriſchen Freiheitsdünkel beharrte, ward wenig beachtet und bald vergeſſen. Die wenigen Berührungspunkte unter den ſtolzen Ackerfürſten, ihre Abgeſchiedenheit, der loſe Zuſammenhang derſelben, da ſie über ganz Frankreich zerſtreut waren, machten ſie dem Könige bald eben ſo entbehrlich als unſchädlich.

Bald umgaben mächtige und reiche Vaſallen den Herrſcher, und bildeten den gewichtigeren Theil der Nation. Als ein vornehmerer Stand (optimates, proceres, seniores, meliores Franci, viri fortes), aus dem in ſpäterer Zeit der Adel, wie er auf unſere Zeit gekommen, hervorging, nahmen ſie die erſten Stellen auf den Volksverſammlungen ein, die, der großen Ausdehnung des Reiches wegen, nicht mehr, wie ſonſt, von allen Reichsfreiſaſſen beſucht wurden. Selbſt auf der Leiter des bürgerlichen Ranges waren die Leudes, wie wir aus der Summe des Wehrgeldes ſchließen dürfen, höher als die Freiſaſſen geſtellt. Der König ward durch ſeine Leudes unabhängig von dem Willen der Nation; die Allodial-Beſitzer verloren ſich in der Maſſe reicher Vaſallen, und aus der allgemeinen Tyrannei, die ſich in den zunächſt folgenden Jahren offenbart, geht wohl am meiſten hervor, daß mit dem allmäligen Untergange der Allodial-Beſitzer, als des wirkſamſten Gegengewichtes gegen die Alleinherrſchaft, die urſprüngliche germaniſche Verfaſſung zu Grabe

getragen war, und eine neue Ordnung der Dinge begonnen. Des Königs Gebot und Wille vertrat fortan die bisherigen Berathungen; das Alte, Herkömmliche trat in den Hintergrund; neue Formen wurden überall ſichtbar.

Auf des Königs Gebot erſchien jetzt das Volk in Waffen; die Thunginen und Centenaren folgten ihren Grafen oder Herzögen; der mächtige Antruſtio aber, deſſen Thätigkeit und Kraft nur dem blutigen Dienſte der Waffen zugewandt geblieben, führte ſeine kriegskundigen Arimanien ins Feld, und bildete den Kern des Heeres. Sie lagerten im ganzen Reiche gleich einem ſtehenden Heere unſerer Zeit, das in weitläuftigen Quartieren kantonirt, und waren des Winkes, der ſie ins Feld rief, gewärtig.

Gegenſeitiges Bedürfniß ſchienen König und Leudes auf das engſte zu verbinden, und den beſtehenden Verhältniſſen eine lange Dauer zu verſprechen. Und doch ſollte gerade aus dieſen Verhältniſſen das Verderben über der Merowinger Geſchlecht entſpringen. In einem Lande, wo Jeder Soldat war, wo die alte Raub- und Habgier ſich noch ungeſchwächt erhalten, ja durch die Verleihung noch geſteigert worden war, in dem die königliche Macht lediglich durch die Waffengewalt aufrecht erhalten wurde, hätten die Herrſcher auch fortan derſelben Perſönlichkeit bedurft, um die Intereſſen Aller in ihrer Perſon zu vereinen, das Einzelne mit dem Ganzen zu verſchmelzen, und mit ſtarker

und ſicherer Hand das Ruder zu führen. Die Schwäche der Merowinger jedoch brachte nur zu bald eine vollkommene Anarchie und die Unſicherheit aller Rechte, ſowohl gegen einander, als beſonders gegen den König, hervor.

Durch zu häufige Vergebungen fiskaliſcher Ländereien mit voller Immunität, — wodurch den königlichen Richtern und Verwaltern jeder fernere Zutritt dazu verſchloſſen ward, und der neue Beſitzer zugleich unumſchränkter Herr der Perſonen des Gutes wurde, und mithin wie jeder freie Franke über die hörigen und unterthänigen Leute ſeines Hofes, gleich dem Könige ſelbſt, ſchalten konnte, — außer Stand geſetzt, den fernern Forderungen ihrer Leute zu genügen, ſahen ſie die Bande, die ſie bis jetzt vereint, immer lockerer werden. Anfangs Verläugnen der dienſtbaren Abhängigkeit; dann das Recht erſtritten, in Staatsangelegenheiten befragt zu werden; bald offenbarer Ungehorſam; endlich ſogar die Optimaten gegen ihre Wohlthäter, ihre Könige, in Waffen. Ueberall, in jedem Gau, erhoben ſich mächtige Antruſtionen, die, die Umſtände benutzend, ſich Unabhängigkeit erſtritten. Die Schwachen ſammelten ſich um die Stärkern, dieſe wieder um einen tüchtigen Anführer, unter deſſen Leitung ſie entweder die Unterdrückung eigener Mitgenoſſen abwehrten, oder aber dem Könige trotzten. Biſchöfe und Aebte folgten deren Beiſpiel. Das ganze Reich ward zum Tummelplatz der Leidenſchaften der Leudes, deren Jeder ſeinem Intereſſe gemäß handelte.

Der Andelauer Vertrag (590) bezeichnet am beſten, bis zu welchem Grade die Treuloſigkeit derſelben gediehen, und wie ſie mit ihrem Beiſtande und ihrer Treue markten. Sie erſchienen nur in Waffen, wenn es neue Vortheile zu erſtreiten, oder die Beſtätigung uſurpirter Rechte zu ertrotzen gab. So gelangten ſie durch den Vertrag von Andelau in den Beſitz aller von den Königen Guntchram, Sigibert, Childebert auf recht- oder unrechtmäßige Weiſe erhaltener Lehne *). Wir werden ſpäter ſehen, wie ſich dieſes Verhältniß immer mehr, wenn auch hin und wieder unterbrochen, zum Nachtheil der Regenten ausbildete, und wie dadurch der Grund zu jenen Verwirrungen gelegt wurde, die die Geſchichte der zunächſt folgenden Jahrhunderte zu den trauervollſten für die Menſchheit ſtempeln.

Dieſelben Leudes und Vaſallen alſo, mit deren Hülfe die Könige die Allodial-Verfaſſung geſtürzt, und ſomit die erſte Umformung der Staats- ſowohl als der Kriegsverfaſſung bewirkt hatten, brachten jetzt eine neue Umwälzung beider zu Wege. Wie in der frühern Periode das demokratiſche Element, das dem Weſen des Volks, deſſen Naturanlagen, Bedürfniſſen und deſſen Kulturzuſtande angemeſſen war, ſo finden wir in der jetzt folgenden das ariſtokratiſche Prinzip, das auf Landbeſitz

---

*) Stabiliter conservetur und cum securitate possideat iſt der Ausdruck in Greg. Turon. I. L. IX. c. 20. foedus Andeliacum.

gegründet iſt, Jahrhunderte lang als den hervorſtechendſten Zug im politiſchen Syſteme Europa's, und zugleich als Hauptmerkmal, wodurch es ſich ſowohl vom Despotismus Aſiens, als von der Gleichheit republikaniſcher Regierungsverfaſſungen unterſcheidet *).

Vergeblich blieb der Könige Streben, durch beſondere Begünſtigung der Geiſtlichkeit ſich ein Gegengewicht gegen die Ariſtokratie zu bilden. Eine momentane Erleichterung abgerechnet, vortheilten am Ende die Optimaten noch von dieſer Maßregel, indem ſie der Geiſtlichkeit das etwa Errungene abjagten. Dadurch zugleich vorſichtiger gemacht, und obenein noch belehrt, daß in Zukunft auch die größte Hingebung für die Könige nichts mehr zu hoffen gebe, gingen ſie von nun an deſto ſchonungsloſer zu Werke, kleideten aber ihre Unternehmungen gegen das Staatsoberhaupt in die Form Rechtens, wie dies Empörer zu allen Zeiten gethan.

Mit dem ſiebenten Jahrhundert war durch das Emporkommen der Hausmaier — Majordomen, anfangs nur die Aufſeher des Hofweſens, die erſten der Dienſtleute — der Ariſtokratie ein beſtändiger Vorſteher gegeben **). In der frühern Zeit vom

*) Hallam geſchichtliche Darſtellung des Zuſtandes von Europa im Mittelalter ꝛc., überſetzt von Halem. I. S. 128.

**) Wie verſchieden die Geſchäfte eines Majordomus waren, geht wohl am Beſten daraus hervor, daß

Könige nach Willkühr ernannt, ſpäter von ihm den Leuten zur Wahl und Berückſichtigung empfohlen, wurden ſie nach und nach Ober-Aufſeher des Kriegs- und Güterweſens, die Beiſitzer des Hofgerichts, die erſten Räthe des Königs, und, je nachdem es ihr perſönliches Intereſſe heiſchte, bald ihres Herrn treuſte Diener, bald das Organ jener ſtolzen Ariſtokratie. Von der Art und Weiſe, wie ſie die ſchwere Aufgabe, das Vertrauen der Letztern und die Folgſamkeit der Erſtern, ſtets ungeſchwächt zu erhalten, löſ'ten, hing ihre perſönliche Sicherheit ſowohl, als auch ihre Stellung überhaupt ab. Das Vertrauen der Leudes mußte ihnen bei der höchſt beſchränkten Lage der Könige die einmal erlangte Autorität ſichern und erhalten, während ſie aus ihr wiederum das Recht herleiteten, ſich einer Art oberherrlichen Rechtes über die Leudes anzumaßen. Der ſchnelle Wechſel ſechs raſch auf einander folgender unmündiger Könige mußte ihre Macht in dem Maße ſteigern, als die der Herrſcher ſelbſt fiel. Auf einer ihm angewieſenen Villa lebte der Namenkönig von ſchmalen ihm überwieſenen Einkünften. Bedurfte

gleichzeitige Chroniſten 21 Benennungen dafür haben, die ſämmtlich von deren Funktionen hergeleitet ſind. Herr Prof. Luden nennt ihn ſchlechtweg den Aufſeher der fiskaliſchen Ländereien (die er für Gemeingut der Eroberer hält), dem es oblag, zu verhüten, daß der König die Lehen nicht an ſich ziehe und verſchleudere. (Deſſen Mittelalter I. S. 179.)

man deſſelben für irgend einen öffentlichen Akt, ſo erſchien er, auf einem mit Ochſen beſpannten Wagen fahrend, welchen ein zur Seite gehender Knecht lenkte. Von ſeinem Throne herab empfing dann der König, dem der Bart geſchoren war, und dem auf beiden Seiten die Haare lang herabhingen, die Geſchenke der Grafen, und ertheilte auf deren Anfragen die Beſcheide, wie er ſie hatte auswendig lernen müſſen. War dies abgemacht, ſo beſtieg er aufs Neue ſeinen Wagen, um auf der ihm angewieſenen Villa ſo lange zu verweilen, bis er zu einer ähnlichen Mummerei hervorgezogen wurde. Es konnte nicht fehlen, daß die Könige, ſchon früher jeder Macht beraubt, endlich auch in der Meinung des Volkes den letzten Grad von Achtung verloren.

Doch ſoweit gelangt, geriethen die Intereſſen der Hausmaier und der Ariſtokratie, die um ſo mächtiger war, als ſie dem Verdienſte und der Kraft die höchſten Stellen offen ließ, und weil überhaupt perſönliches Anſehn mehr als Geburt entſchied, in Oppoſition, und beide wurden zur Verfechtung ihrer angemaßten Rechte in die Schranken gerufen. Nach einem beinahe funfzigjährigen Kampfe, in dem die Entſcheidung öfter zweifelhaft war, ward die Ariſtokratie auf eine Zeitlang vernichtet, und nebenbei das Schickſal der Merowinger entſchieden. Karl Martell, der tapfere und gewandte Nachfolger einiger nicht minder tüchtigen Männer, warf, nachdem er zwiſchen Tours und Poitiers die Chriſten gegen den Andrang der Ara-

der geſchützt, die Larve vollends ab, indem er 739 die Verleihungen mit ausdrücklicher Verpflichtung des Heerdienſtes für ſeine Perſon als Herzog von Auſtraſien vergab. Aus allen Ländern hatte er kühne Abenteurer um ſich verſammelt, die ihm für Bezahlung dienten. Mit vollen Händen vertheilte er ihnen, auf deren Treue ſeine Sicherheit beruhete, Benefizien. Wo die den Großen wieder abgejagten Ländereien nicht hinreichten, nahm er die Güter der Kirche zu Hülfe, und mancher wilde Kriegsmann brachte, nachdem er zum Geiſtlichen geweiht war, mehrere Abteien und Biſthümer an ſich, ohne darum ſein früheres Leben zu ändern. Wenn nun auch der heilige Eucherius von Orleans Karl Martell dafür in der tiefſten Hölle braten ſah, ſo bildete er ſich nichts deſto weniger aus jenen Männern eine Art ſtehenden Heeres, das über ganz Frankreich verbreitet war, und das wir mit Recht als den Anfang der in den Feudalkriegen des Mittelalters ſo bekannten Miethstruppen betrachten dürfen *). Rebelliſche Auſtraſier, Frieſen, Neuſtrier, Sachſen, Aquitanier, Baiern, Alemanen, Sarazenen und Bourgunder, alle hatte des Gewaltigen Schwert, der ſich aus dem Kerker zum Gebieter des mächtigſten Reiches jener Zeit emporgeſchwungen, gebeugt; in allen Bedräng-

*) Quorum genus infestum et improbum tempore ejus sumsit initium ſagt die chron. Verdunense bei Bouquet III. S. 364.

niſſen ſeines thatenvollen Lebens hatten ihm ſeine Söldner mannhaft und treu zur Seite geſtanden. — Kein Wunder, wenn er die alte germaniſche Wehrverfaſſung, die er ſeinen Verhältniſſen, ſeinen Zwecken nicht angemeſſen fand, nicht allein vernachläſſigte, ſondern auch anfeindete, und ſein Kriegsſyſtem beibehielt, dem er ſeine Siege verdankte, das ihm ſeine Erfolge auch für die Zukunft verbürgte.

Seit den Tagen von Teſtri und Vinſi fingen die allgemeinen Aufgebote, die den Ausdrücken der Chronikenſchreiber jener Zeit zwar innumerabiles, doch vulgari commixta plebe geweſen, an zu verſchwinden, wurden ſeltener, erlitten allmälig eine gänzliche Umformung, und machten den Gefolgen der Optimaten, die pauciori agmine, sed probatissimis ad certamen viris beſtanden, Platz. Einmal die Bahn gebrochen, entwickelte ſich die neue Ordnung der Dinge ſehr raſch.

Um die Klippe zu umſegeln, an der die Merowinger geſcheitert, vergaben die Karolinger nicht, wie jene, als Belohnung für Dienſte und Ergebung zu Vaſallen, ſondern mit Verpflichtung zum Militairdienſte. Karl der Große ging ſogar noch weiter und unterſagte Jedem, der nicht zum beamteten Adel gehörte, ein Gefolge zu halten, welches er nur dem Könige und ſeinen Beamten (seniores, majores) zugeſtand. Hierdurch ſchien allerdings ein ſtarker Schritt gethan, der Wiederkehr jener anarchiſchen Zeit, der wir früher erwähnt, zu wehren. Aber man hatte ver-

geſſen, dabei auch den kräftigen Sinn eines Karl Martell, eines Pippin oder Karl mit in Anſchlag zu bringen. Die den Königen ſo gefährlichen Leudes verſchwinden allerdings, doch nur dem Namen nach, die Sache bleibt unter abgeänderter Benennung zwar, aber mit ungleich mehreren Abſtufungen, wie wir ſpäter ſehen werden. Ohne eine kräftige Unterſtützung von oben herab, ohne die Mittel, jeder Verfügung auch Nachdruck zu geben, konnte auch dieſe Ordnung der Dinge nicht beſtehen. Sie verfiel daher nicht nur ſehr bald, ſondern trug ſpäter auch noch zu einer ſchleunigern Entwickelung des Lehnweſens am meiſten bei.

Karl der Große hatte, um ſowohl ſeine Zivil- als Militair-Angelegenheiten beſſer in Obacht nehmen zu können, ſein Reich in Bisthümer, Grafſchaften und Kammerſprengel eingetheilt. Die gefährliche Würde der Herzöge hatte er größtentheils unbeſetzt gelaſſen, ſo wie er überhaupt alle die oberſten, meiſt der königlichen Macht gefährlichen Staatswürden vermindert hatte. Den Grafen ſtellte er Biſchöfe gegenüber, und beiden ordnete er wieder die Landgrafen zu — missi dominici — die auf jährlichen Dietinen — Provinzial-Verſammlungen — das Benehmen der geiſtlichen und weltlichen Beamten unterſuchten. — Der Heerbann, dieſes urgermaniſche Inſtitut, unter der Regierung ſeiner Vorgänger nicht nur vernachläſſigt, ſondern des Nachtheils wegen, der ihnen daraus erwachſen konnte, auch angefeindet und verfolgt, erhielt eine

neue Form und ward in Grafſchaften getheilt (eine Eintheilung, die dem Namen nach wahrſcheinlich fort beſtanden), und, ihren Grafen an der Spitze, unter eines kaiſerlichen Anführers (Herzog) Ober-Befehl ins Feld zogen. Edelvögte, welche die Stelle der bei einigen Stämmen früher gebräuchlichen Centen, Hundreten und Toufen ſcheinen erſetzt zu haben, führten die dem Kaiſer angehörigen Leute, ſo wie auch kleine Abtheilungen des Heerbanns an. Das ganze Volk war ſo dem Scheine nach bewaffnet, und ſtand unter des Kaiſers oder ſeiner Beamten unmittelbarem Befehl. Jede Rückerinnerung an die frühern germaniſchen Inſtitutionen war jedoch daraus verbannt, und nur das aus ihnen behalten worden, was weder des Kaiſers Willkühr beſchränken, noch ſeine Plane hemmen konnte.

Das früher erwähnte Verbot Karls, die Gefolge betreffend, hatte dem Heerbann eine tiefe Wunde geſchlagen, die über kurz oder lang deſſen gänzlichen Verfall herbeiführen mußte. Es war nicht allein eine ſtillſchweigende Einwilligung, jeden tapfern Mann daraus zu entfernen, es war ſogar eine Veranlaſſung dazu. Wer nach Auszeichnung ſtrebte, war gewiſſermaßen daraus verbannt; eine gleiche Bewandtniß hatte es mit den reichen und begüterten Einſaſſen, die, um den Plackereien der Grafen und Edelvögte zu entgehen, denen Karl ſelbſt durch die ſtrengſten Verordnungen kaum zu wehren vermochte, ſich ebenfalls in das Gefolge irgend eines Beamteten flüchteten. Somit beſtimmten ſich

nur ſolche, die wenig oder nichts zu verlieren hatten, oder die, von keiner Leidenſchaft bewegt, Ruhe als das höchſte Gut ſchätzten, für den Heerbann, der ſpäter nur ſelten aufgerufen, und dann auch nur zum Schanzen oder zu Transporten gebraucht, nach und nach in Vergeſſenheit kam, bis er durch das Wiederaufblühen der Kriegskunſt ganz verpönt, oder verbannt wurde.

Die Vermehrung der Macht der kaiſerlichen Beamten, die Karl mit eiſerner Strenge und grauſamer Konſequenz betrieben, bewirkte bei Abnahme der Perſönlichkeit der Monarchen daſſelbe, was unter den Merowingern früher die große Macht der Leudes zu Wege gebracht. Ringsum von kriegeriſchen Völkern umlagert, hatte auch er ſich genöthigt geſehen, Grafen mit erhöhter Autorität in bürgerlichen ſowohl als militairiſchen Verhältniſſen an die Grenze zu ſchicken, wo ſie, der mannigfachen Verwickelungen wegen, die ihre Stellung mit ſich brachte, mit ziemlicher Machtvollkommenheit herrſchten. Unumſchränkte Gebieter der ihnen zur Bewahrung der Grenzen übergebenen Mannſchaften, mußten ſie zur Zeit des Verfalls der karolingiſchen Macht um ſo gefährlichere Feinde des königlichen Anſehns werden, als ſie in großer Entfernung mit Sicherheit und Nachdruck ihre Umtriebe vorbereiten konnten. Von der Nordſee bis nach Holſtein, ſagt der Profeſſor Stenzel, der den Urſprung der Markgrafen und Herzoge zum Gegen-

ſtande einer beſondern Unterſuchung gemacht*), die Elbe hinauf bis zur Mündung der Saale, dieſe hinan bis zum böhmiſchen Gebirge, den Nordgau entlang, bis an die Donau, dann hinunter bis wo ſie die Ens aufnimmt, zu deren Quellen durch Kärnthen, Steiermark, Krain, Iſtrien zum mittelländiſchen Meere, durch Italien, das Churiſche Rhätien, dann über die Pyrenäen hin erſtreckten ſich jene Marken, als eine große Vertheidigungslinie, deren Spuren ſich von Karl des Großen Zeiten dann immer deutlicher finden. Von ihnen aus brach das Verderben über das Carolinger Geſchlecht heran, als Karls Geiſt von ihnen gewichen. Die Szenen der Vergangenheit wiederholten ſich in der ſcheußlichſten Form. Was der Vertrag von Andelau unvollendet gelaſſen, gedieh in dieſer Periode der Anarchie zur Reife. Zuerſt gebrach es in den entferntern Gegenden an Gehorſam; dann folgten die Widerſpenſtigkeit, der Aufſtand. Der Markgrafen Beiſpiele folgten die Herzöge, Landgrafen und Grafen. Der bedeutende Wirkungskreis, der den Markgrafen angewieſen, mußte es ihnen am leichteſten machen, die anfangs uſurpirten Regierungs-Bezirke in kleine Souverainetäten mit allen Hoheitsrechten zu verwandeln. So ſehen wir 843 die lebenslänglichen Amtslehne, und 877 die Erblichkeit der Her-

---

*) De ducum Germanorum post Caroli magni tempora origine.

zöge, Grafen und der fränkiſchen Erblehne entſte-
hen. Mit ihnen zugleich war eine neue Periode in der Kriegsverfaſſung proklamirt, die, ſonderbar genug, mit einem großen Sittenverfall und allen Auswüchſen deſſelben zuſammenfällt.

Die Allodial-Eigenthümer — Wehren, Freie — konnten durch den Anwuchs der Macht Einzelner und durch den Verfall des Anſehens der Könige nur in eine Lage gerathen, die über kurz oder lang zur Abhängigkeit von jenen großen Grundbeſitzern führen mußte. Der Raubſucht derſelben, wozu ihnen ſelbſt die Beibehaltung eines Scheins von Gehorſam gegen den König den Vorwand leihen mußte, unaufhörlich ausgeſetzt; ohne Schutz in den Kämpfen der Mächtigen, die in dieſer Zeit anfin-
gen ihre Beſitzungen mit Burgen zu überſäen, um angeblich feindlichen Einfällen widerſtehen zu kön-
nen; ohne Geſetze zur Abhülfe erlittenen Unrechts, verlaſſen von der königlichen Macht, der es an Zwangs- und Vollſtreckungsmitteln fehlte, die öf-
fentliche Ordnung aufrecht zu erhalten; endlich der Despotie derer, die ſie ſchützen ſollten, erliegend, blieb ihnen nichts übrig, als Verträge einzugehen, in denen ſie den Verluſt ihrer Unabhängigkeit ſti-
puliren mußten — das einzige Mittel, ihr Fami-
liengut ſich zu erhalten. Der freie Eigenthümer, einſt im Beſitz der Geſetzgebung ſeines Vaterlan-
des, ein unabhängiger, freier, unumſchränkter Ge-
bieter auf ſeinem Allodium, ſpäter in das Gefolge irgend eines königlichen Beamten eingezwängt, ſah

ſich zuletzt genöthigt, ſein Gut einem Mächtigern abzutreten, um es ſodann aus deſſen Händen als Benefiz, als Lehn zurück zu empfangen. — Selbſt die Beſitzungen der Kirche machten hiervon keine Ausnahme, und ein bedeutender Theil derſelben gerieth auf dieſe Weiſe in die Hände der Miniſterälen des Königs und der Biſchöfe.

Nur Wenige retteten aus dieſer Zeit der Unordnung und Anarchie ihre Unabhängigkeit. Obwohl vereinzelt und zerſtreut, ohne Zuſammenhang, und mithin ohne Kraft, ſtanden ſie als die Trümmer einer großen Vergangenheit da, ein Denkmal der Unabhängigkeit ihrer Vorfahren, die Ueberreſte urgermaniſcher Verfaſſung.

Durch das Lehnſyſtem entſtanden ein geiſtlicher und weltlicher Herrnſtand, ſich geraume Zeit hindurch an Macht, Raubgier und Immoralität gleich.

Die Geiſtlichkeit, obwohl erſt ſeit 692 zur Theilnahme an Staatsangelegenheiten berufen, erfreute ſich dennoch ſchon ſehr früh eines großen Reichthums *). Die Franken, ihre große Achtung für die Prieſter aus dem Heidenthum mit ins Chriſtenthum übertragend, hatten die Verkünder des Wortes ihres neuen Gottes bald eben ſo hoch geſtellt, als ihre frühere Götzendiener, und ſie dabei auf jede Art reich bedacht. Als alleinige Heber

---

*) Schon König Childerich I. ſagte: ſehet, unſere Staatskaſſe iſt arm — unſer Vermögen iſt in den Beſitz der Kirche gekommen.

und Träger der damals gangbaren Wiſſenſchaften, waren ſie bald allen Ständen gleich nützlich geworden. Dem Throne unentbehrlich, hatte ſie dieſer mit Wohlthaten überſchüttet; die Neubekehrten waren darin nicht zurückgeblieben. Die Habſucht verſchmitzter Pfaffen vollendete, was die Religioſität vielleicht unvollendet gelaſſen *). Im Beſitze unendlicher Schätze, und, was mehr ſagen will, die Meinung des Volks für ſich, bildete ſie ſpäter die Oppoſition des Throns, die Jahrhunderte lang die Geſellſchaft verwirren, und jeder geiſtigen Entwikkelung entgegen wirken ſollte. Sie und der Adel betrachteten ſich lange Zeit als die alleinigen Repräſentanten jeder und aller Beziehungen der ſocialen Verhältniſſe, und ſomit blieb die Geiſtlichkeit, die mitunter tapfer mitfocht, nicht ohne Einfluß auf die Kriegsverfaſſung dieſer Periode.

Ohne Ruhe, Friede und Freiheit im Innern, gab es weder eine Sicherheit der Perſon noch des Eigenthums, es gab nur Herren und Knechte. Ein Syſtem aber, das den Keim der Zerſtörung dadurch, daß ſich ein wechſelſeitiges Streben nach Herrſchaft und Unterdrückung in ſeinen Grundzügen offenbarte,

---

*) Wir erinnern hier an Marculfs Formelbuch, woraus wir, in Ermangelung deſſen, aus Voltaire, der es citirt, eine Stelle anziehen: moi, pour le repos de mon ame, et pour n'être pas placé après ma mort parmi les boucs, je donne à tel monastère etc., eine Formel, die bei Teſtamenten und Vermächtniſſen oft gebraucht worden ſeyn ſoll.

in ſich ſelbſt trug, konnte ſchwerlich geeignet ſeyn, die Unabhängigkeit des Staats ſicher zu ſtellen. Durch die Umwandlung der Allodial-Verfaſſung zum Lehnſyſtem waren das früher beſtandene Vertheidigungsſyſtem, vermöge deſſen ein Jeder, beſonders der Landbeſitzer, zum Schutze ſeines Vaterlandes in den Waffen erſcheinen mußte, und die Grundſätze der urſprünglichen Landesvertheidigung untergegangen, ohne daß ein eben ſo umfaſſendes, und bei zweckmäßiger Anwendung und Leitung durchaus genügendes ſogleich an deſſen Stelle getreten wäre. Die Idee des Staates war den Germanen trotz dem, was Karl der Große für die Populariſirung geſunder Begriffe gethan, noch immer fremd geblieben, daher überall Abſonderung und Zerſplitterung, überall der Kampf des Einzelnen gegen das Ganze. Wir dürfen uns alſo auch nicht wundern, Barbaren in allen Richtungen Europa und die Monarchie des großen Karls plündern und verwüſten zu ſehen. Ungarn und Normänner durchſtreiften das Innere von Deutſchland; Spanien und Sizilien eroberten die Araber; Britannien die Sachſen; das nördliche Frankreich und untere Italien die Normänner.

Es ſey uns jetzt, nachdem wir einen flüchtigen Blick ſowohl auf die Lehnfolge, als auf das Allodial- und Verleihungsweſen geworfen, erlaubt, die rein militairiſchen Verhältniſſe dieſer Zeit zu über-

ſchauen. Da wird ſich uns zuerſt die Frage auf- drängen, wie hoch unter den Merowingern und Karolingern die Kunſt ſelbſt geſtanden? Es iſt kei- nem Zweifel unterworfen, daß nicht die urſprüng- lich germaniſchen Inſtitution im Kampfe mit den Römern eine andere Form angenommen. Das keil- förmige Aufſtellen nach Familien in der Landwehr, die Vermiſchung von Fußgängern mit Reiterei in den Geleiten ſcheinen nach und nach einer verän- derten Stellung Platz gemacht zu haben. Wenig- ſtens finden wir, daß die Franken ſchon früh eine gegliederte Aufſtellung kannten (nosse ordines). Sie unterſchieden Centrum, Flügel und Flanken. Hier die Schilderung derſelben nach ihrer Einwan- derung in Gallien durch den Griechen Agathias: „Die Waffen dieſes Volkes ſind ſchlecht und kunſt- los, bedürfen keiner geſchickten Verfertiger, und können leicht von jedem Krieger ſelbſt ausgebeſſert werden. Harniſch und Kriegsſtiefeln ſind ihnen unbekannt; die meiſten gehen mit bloßem Kopfe, nur wenige haben Helme. Bruſt und Nacken ſind bis zur Hüfte entblößt; von ihr bis zur Wade be- decken ſie leinene oder lederne weite Hoſen. Pferde haben ſie nur wenig, weil ſie nach alter Sitte zu Fuß fechten. An der Hüfte hängt ein Stoßdegen, am linken Arme der Schild. Von Bogen, Schleu- dern und andern weittragenden Waffen machen ſie keinen Gebrauch, ſondern bedienen ſich zweiſchnei- diger Streitaxte — Francisca — und einer eigenen Art Angel- oder Hakenſpieße — Angones. Dieſe

ſind mittler Länge, gleich geſchickt zum Wurfe und zum Stoße, in ihrer ganzen Länge faſt mit Eiſenſchienen belegt, und an der Spitze mit Widerhaken. Wer damit getroffen wird, iſt ohne Rettung verloren, denn die Widerhaken greifen tief ein, verhindern das Ausreißen, indem ſie die verwundeten Theile gänzlich zerfleiſchen würden. Bleibt der Spieß auch nur am Schilde hängen, ſo kann er ebenfalls weder abgehauen noch ausgeriſſen werden. Der Franke ſpringt dann gewöhnlich mit dem Fuße auf den Schaft, reißt ſo den Schild herab, und tödtet dann den wehrloſen Feind. — Dieſer Angon dürfte die uralte Framea ſeyn, jetzt beſſer und künſtlicher eingerichtet, und wahrſcheinlich das Urbild der ſpätern Hellebarde."

Wir finden jedoch ſehr bald, daß die Franken von dieſen Gebräuchen zurückgekommen. Schon unter Klodowigs Söhnen kommen Helme und Harniſche (Halsperga) von Thierhäuten, die nach und nach durch metallene erſetzt wurden, häufig vor. Zu den Degen, Wurfſpießen (angones) und Streitäxten kommt auch noch ein langer Schild (Hereſchild) und ein weittragender Bogen. — Die Heerſcharen derſelben zerfielen in Abtheilungen von hundert (Hundreda) mit einem Hauptmann (Centgrafen, Tunginen, Centurio), und dieſe wiederum in Unterabtheilungen von zehn Mann (Zenta) unter einem Zehntmeiſter (Tiuphade, Decaneus). Körperliche Kraft und Gewandtheit in Handhabung der Waffen, Kühnheit und Muth im Kampfe waren

für den höchſten und niedrigſten Streiter die alleinigen und unerläßligen Requiſite, Uebung in Waffen ſchon die Beſchäftigung der zarten Jugend *). Alles ſtand noch auf der unterſten Stufe der Kunſt, trug den Stempel ſeines Entſtehens. Dem Heere voran zog der König; vor dem Volke jedes Gau's der Graf.

Die Schlachten bei Caſilinum, Poitiers und Fontenai mögen uns dazu dienen, ein Bild der Streitart jener Zeit zu entwerfen, das freilich, den mangelhaften Nachrichten gemäß, die wir davon haben, auch nur mangelhaft ausfallen kann.

Bei Caſilinum (jetzt Capua nova) 523, wo die Franken unter Bucelinus, einem der beſten Feldherren einer durchaus verderbten Periode — Narſes — entgegentreten, finden wir zwar einen Anklang einer kriegeriſchen Anordnung des Ganzen, aber noch tragen die Schlachtordnung ſowohl, als auch die Vorbereitungen dazu, ſehr deutlich das Gepräge der Barbarei. 36,000 Franken lagerten verſchanzt einem 18,000 Mann ſtarken römiſchen Heere gegenüber. Ein nachtheiliges Gefecht, das ſie gegen die Römer beſtehen, läßt bei ihrem Anführer plötzlich den Entſchluß reifen, ihnen eine Schlacht zu liefern. Ohne die Rückkehr ſeines Bru-

*) So ſehen wir z. B. Siegbert I., König von Auſtraſien, in ſeinem funfzehnten Jahre einer Schlacht beiwohnen; ſein Sohn Childebert zog im vierzehnten Jahre mit einer Armee über die Alpen.

ders, der mit einem beträchtlichen Theile des Heeres detaſchirt war, ordnete er ſeine Macht zur Schlacht. Beide Flügel ſind an Wälder gelehnt, deren keiner durchſucht iſt. Das ganze Heer iſt in Kolonnen von achtzig Mann Front und achtzehn Mann Tiefe geordnet. Die Mitte des Heeres aber, mit der Bucelinus den Hauptſchlag beabſichtigte, bildete einen Keil, dem Λ der Griechen ähnlich, wie Agathias ſagt, deſſen beide Flügel ſich gleich den Beinen eines Menſchen ſtreckten, ſo daß die Mitte leer blieb, und die Soldaten ſich den Rücken zukehrten (nuda virorum terga serietim apparerent). Dieſer ſtürzte ſich mit Furie auf das römiſche Centrum, das entweder geworfen wurde, oder aber aus Vorſicht zurück wich. Da begannen die Franken zur Plünderung des feindlichen Lagers vorzurücken. Aber plötzlich ſtellt ſich ihnen der Rückhalt des römiſchen Heeres — die Heruler — entgegen; in der Front feſtgehalten, zugleich in den Flanken angegriffen, und durch die römiſche Reiterei von den Wäldern her, die ſie undurchſucht gelaſſen, in den Rücken genommen, erleiden ſie eine fürchterliche Niederlage, der nur Wenige entrannen, während die Römer nur einen Verluſt von achtzig Mann angeben. Die animaliſche Herzhaftigkeit der Franken ſcheiterte alſo an der Römer Taktik und Disziplin.

---

*) Nach Agathias wäre es ein bloßer Zufall geweſen, daß ſich im Centro eine Lücke befunden, in welche die Franken eingedrungen. Die Heruler näm-

Mehr Kunſt und Einſicht zeigt ſich bei den Franken im Kriegsweſen in der Periode, die Karl des Großen Regierung vorangeht. Schon in der Schlacht bei Teſtri (687) finden wir in Pippin, ganz abgeſehen von deſſen andern Thaten, einen Feldherrn, der bedeutend höher ſtand als Bucelinus. In der Nähe der Stadt der Veromanduer (St. Quentin), unweit des Dörfchen Textricium (Teſtri), ſehen wir Auſtraſier und Neuſtrier an beiden Ufern des Dalmannio (heute Daumignon) gelagert. Nachdem Pippin ſich vergebens um den Frieden bemüht, haranguirt er die Führer ſeiner Truppen, und läßt ſich das Heer durch Gebete zur Schlacht vorbereiten. Dann erkundet er ſorgfältig das Terrain, unterſucht die Wege, die zur feindlichen Stellung führen, und zeigt den höhern Offizieren die Direktion des Marſches ſowohl, als einzelne Punkte an, die ſie beſetzen ſollten. Später bricht er unvermuthet und plötzlich des Nachts auf, geht über den Dalmannio, und nimmt eine Stellung ſeitwärts des Weges, der zu ſeinem Lager führt. Auf ein gegebe-

---

lich hatten den Römern ihre Dienſte aufgekündigt, beſannen ſich aber plötzlich eines andern; Narſes, dem letzteres in dem Augenblicke gemeldet ward, als er die Römer in Schlachtordnung ſtellte, ließ alſo für jene einen Platz offen. Der Franken plötzlicher Angriff erfolgte jedoch vor Ankunft der Heruler, auf die ſie erſt ſtießen, als ſie die Schlacht ſchon entſchieden glaubten.

nes Zeichen geht dies in Feuer auf. Da brachen Theodorich und Berchar, die Anführer der Neuſtrier, frohen Muthes und voller Siegerhoffnung auf, den, ihrer Meinung nach, flüchtigen Feind zu verfolgen. In unordentlichen dicken Haufen ziehen ſie an Pippins Stellung vorüber. — Da bricht dieſer plötzlich aus ſeinem Hinterhalte vor. Der Feind, in der Flanke angegriffen, außer Stande ſich zu formiren, leiſtet zwar anfangs Widerſtand, aber bald überwunden, ſucht er ſein Heil in der Flucht, und Pippins Maßregeln, auf ſeines Gegners Charakter mit Umſicht gefußt, verſchaffen ihm den herrlichſten Sieg.

Noch höher ſteht Karl Martell, Pippins Sohn. Gegen den jungen Helden ſehen wir drei mächtige Feinde in Waffen, deren jeder, ſchon einzeln, ihm überlegen war. Nichts deſto weniger tritt er ihnen kühn entgegen. Mit Blitzes Schnelle wirft er ſich zuerſt auf Radbod, der Frieſen Fürſt (716). Obwohl im Kampfe mit ihm nicht überwunden, aber durch ſtarken Verluſt gezwungen, das Feld zu räumen, löſ't er plötzlich ſein kleines Heer auf. Nach allen Seiten aus einander ſtäubend, umſchwärmen ſeine Getreuen das feindliche Heer in allen Richtungen, und eröffnen mit Erfolg den kleinen Krieg — ſind überall, wo es was zu ſchlagen, zu verderben giebt, aber niemals dort, wo man ſie ſucht. Selbſt als ſich Neuſtrier und Frieſen vereinigen, bleibt er durch ſeine Kriegsart in Vortheil. Ein geſchickt angelegter Ueberfall, im carbonariſchen Walde

(bei Amblef in den Ardennen, unweit des heutigen Stablo und Malmedy), den die Nachläſſigkeit der Neuſtrier freilich beſonders gelingen ließ, verſchaffte ihm ſogar die Oberhand im Felde, die er ſeit jener Zeit nicht mehr verlor. Niedriger ſteht er zwar bei Vinciacum (Vincy, im Gau von Cambrey, den 21. März 717), wo er ſich mit Chilperichs Heer, gleich zwei einzelnen Männern, Stunde und Feld, um dort zu ſtreiten, beſtimmte. Vielleicht war dieſe Maßregel Schuld an dem großen Verluſt, den er, obwohl mit Ueberwindung der Neuſtrier, hier erlitt. Seine zwölf Feldzüge aber, die ſich in kurzer Zeit gegen die Sachſen, Aquitanier, Neuſtrier, Frieſen, Alemannen u. a. folgten, ſcheinen ihm Gelegenheit gegeben zu haben, die Meiſterſchaft in der Kriegskunſt zu erlangen, denn als Meiſter in ſolcher finden wir ihn in ſeinen Kämpfen mit den Sarazenen. Nachdem dieſe unter al Horr (715 bis 718) ſich zuerſt über die Pyrenäen gewagt, ſchienen ſie nach wiederholten ſiegreichen Anfällen ſich endlich mit ganzer Macht auf Frankreich werfen zu wollen. Ein Heer, ganz dazu geeignet, nach erfochtenem Siege ſich auch gleich anzuſiedeln, den Ueberlieferungen gemäß 400,000 Mann ſtark, mit Frauen und Kindern, war über Perigueux und Saintes hinaus, nach der Einäſcherung von Poitiers bis gegen Tours vorgedrungen, wo die Schätze des heiligen Martinus aufgehäuft lagen — ein Mittel mehr, die Moslemims vorwärts zu ſtacheln. Eudo zu Hülfe brach Karl mit ſeinen Neuſtriern

und Auſtraſiern auf. Südlich von Tours — wo, weiß kein franzöſiſcher Archäolog mit Gewißheit anzugeben — ſtanden ſich plötzlich beide Heere gegenüber. Nachdem die Chriſten und Muſelmänner einander ſieben Tage angeſchaut, beginnt die Schlacht. Karl ſoll zum Anmarſch gegen ſie mit Geſchicklichkeit eine Hügelreihe benutzt haben, um ſein Heer dem Anblick des Feindes zu entziehen. Martells Fußvolk unter Childebrands Anführung ſoll dann zuerſt gegen die Muſelmänner losgebrochen ſeyn, die ſie, halbmondförmig geordnet, empfingen. Karl ſelbſt läßt man ſeine Reiterei gegen die der Sarazenen führen. In der Wolke die Chriſten umſchwärmender Mauern, wie es uns berichtet wird, ſcheint jede Ueberſicht der Bewegungen verloren gegangen zu ſeyn. Ein unvermutheter Angriff Eudo's auf das Lager ſoll endlich die Schlacht entſchieden haben. So weit die Nachrichten einiger Schriftſteller; das Wahre von der ganzen Sache iſt, daß wir eigentlich nur wiſſen, daß ſie mit unendlichem Verluſte der Mauren — deren 375,000 das Schlachtfeld bedeckt haben ſollen — geendet. Angeblich *) ſollen die Araber in und bei den Vorſtädten von Poitiers geſtanden, das Gemetzel einen ganzen Tag gedauert, und Abderrahmans Fall den Sieg des Kreuzes entſchieden haben. Des andern Tages gewahrte man die Zelte der Mauren

*) Nach Iſidori Chronic. im Bouquet.

in derſelben Ordnung wie zuvor; man rüſtete ſich zu einer neuen Schlacht. Da bringen Kundſchafter die Nachricht, daß der Feind geflohen. Auf dieſe Nachricht ſchreitet man zur Plünderung des Lagers und zur Vertheilung der Beute. Einer Verfolgung wird nirgend gedacht, nur Eudo's leichte Reiter ſetzen dem Feinde nach.

Stellen wir Alles genau zuſammen, was wir über dieſe Schlacht haben, erwägen wir das Widerſprechende in den Berichten darüber, ſo bleibt es dem Kriegsmann ſehr ſchwer, wenn nicht unmöglich, ſich davon ein genügendes Bild zu entwerfen. Und wie könnte man ſich noch jetzt darüber Konjunkturen erlauben? Mezeray ſpricht von der bewundernswürdigen Behendigkeit der lebhaften und flüchtigen Sarazenen, von deren geſteppten Waffenröcken, den Vortheilen, die ſie anfangs erfochten, von deren Pfeilen und Zagayen — Wurfſpießen — die gegen die dicken Haufen der Franken nichts vermocht hatten, und von den großen, langen Schilden, und den dicken geſchloſſenen Haufen, in und mit welchen die Auſtraſier und Neuſtrier gegen die Araber geſtritten *). Nehmen wir hierzu, daß die Sarazenen größtentheils zu Pferde fochten, daß ihre Angriffe mehr ein Anprallen, ein wüthendes Auseinanderſchwärmen waren, ſo können wir uns, wenn wir gleich annehmen,

*) Alſo noch immer wie zu Tacitus Zeiten acies per cuneos componitur.

men, daß ihre Taktik mit etwas Fanatismus verſetzt geweſen, unmöglich das Blutvergießen, welches in jener Schlacht Statt gefunden haben ſoll, erklären. Die Sarazenen kannten damals ſchon die Kunſt, ihre Lager zu verſchanzen; auch war dies den Franken nicht mehr unbekannt. Wahrſcheinlich hatten beide Heere eine Zeitlang in verſchanzten Lägern, zwiſchen Tours und Poitiers, geſtanden. Der Mangel trieb vielleicht beide, die Entſcheidung in einer Schlacht zu ſuchen. Auf dem Marſche überraſchten ſich die Heere einander, daher die Unbekanntſchaft des Orts, wo man ſich geſchlagen, die anfänglichen Vortheile der raſchern Sarazenen. Die Ueberraſchung jedoch vermochte nicht Alles über Karls krieggewohnte Schaaren. In ihren dichten Haufen widerſtanden ſie den feindlichen Angriffen. Die Sarazenen umſchwärmten ſie wahrſcheinlich von allen Seiten, wobei es natürlich zu einigen blutigen Kämpfen kommen mußte. Noch war vielleicht wenig entſchieden. Da aber neigt ſich der Tag; Abderrahmans Fall, vielleicht gegen Abend, führt die Sache zu einer ſchnellern Entſcheidung und bewegt die Mauren zum Rückzuge. Die Nacht, der Mangel an Disziplin, die Miſchung der verſchiedenartigen arabiſchen Stämme förderten dieſen zur förmlichen Flucht. Am Morgen ſtand das Lager öde und verlaſſen. Die Ungewißheit Karls ſelbſt über ſeinen Sieg, den ihm des andern Tages erſt Kundſchafter verkünden, das Staunen der Franken darüber — die fortgeſetzte Flucht der Araber —

Alles deutet darauf hin, daß Abderrahmans Fall bei dieſer Gelegenheit das Beſte that, und daß wir in unſern Konjekturen nicht zu weit gegangen. Ohne des Führers Tod wahrſcheinlich nicht jener übereilte Rückzug. Aber daß Karl die Streitart der Sarazenen ſogleich richtig gewürdigt, und ihr eine Taktik entgegenſetzte, die ſich in Betreff des Fußvolks mit wenigen Veränderungen für ähnliche Fälle bis auf unſere Zeit erhalten, ſtellt ihn hoch über ſeine Zeit. Uebrigens zahlte auch er nach Art der alten Germanen mit ſeinem Beiſpiel, was der ehrende Beiname des Hammers — martellus, tudites*) — den ihm ſeine Zeitgenoſſen geben, genügend beweiſt.

Auch bei ſeinen ſpätern Zügen gegen die Moslemims verweilt der Krieger mit Vergnügen. — Nachdem er das, durch ſeine Lage und Befeſtigung ſtarke Avenis — Avignon — eingenommen, ſehen wir ihn vor dem ſtarken Narbonne, dem Hauptplatz der Mauren dieſſeits der Pyrenäen, alle Künſte des Krieges entfalten. Mit Gewandtheit ſchneidet er den Belagerten, die der tapfere und geſchickte Athima führte, alle Gemeinſchaft mit Spanien ab; Verſchanzungen erhoben ſich von allen Seiten um die Stadt. Der Fluß Atax (l'Aude) wird hierbei beſonders benutzt, um ihm im Falle eines Unglücks Schutz zu gewähren. Da naht ſich von

---

*) Tudites enim mallei dicuntur ſabrorum, quorum ictibus cuncta atteritur durities —

Süden her Amor=Ebn=Ailet mit einem großen Heere zum Entſatz. Wie Bonaparte tauſend Jahre ſpäter vor Mantua, dem er an Kraft und kühnem Unternehmungsgeiſt nicht unähnlich, wirft er ſich dem Feinde mit einem Theile des Heeres dreiſt entgegen, während ein anderer die Belagerung fortſetzt. Am Flüßchen Birra (Berre, zwiſchen Narbonne und Leucate), im Thale Corboria, 7 Meilen von Narbonne, nahe am Pallaſte, den Athaulf, der Gothen König, vor 300 Jahren erbaut hatte, kam es 737 zur entſcheidenden Schlacht. Leider haben wir keine Details darüber. Aber nicht wie bei Poitiers begnügte ſich jetzt der Hammer mit Behauptung des Schlachtfeldes. Mit raſtloſer Thätigkeit ward der Feind verfolgt. Selbſt die See, ſeine Schiffe, konnten ihm keinen Schutz gegen den Sieger gewähren. Mit Wurfgeſchütz, das er in Eile herbeigeſchafft, zerſchmetterte er die Schiffe, die die Flüchtigen aufgenommen, und vertilgte ſo noch Viele, die dem Schwerte ſeiner Franken entflohen. Aber Narbonne widerſtand dem Helden glücklich.

Nachdem er ſeinen Kriegern die Beute vertheilte, führte er ſie in die Heimath zurück. Wir verlaſſen hier Karl Martell, weil eine Auseinanderſetzung ſeiner fernern Kämpfe uns zu weit von unſerm Ziele entfernen würde, und fügen nur die Bemerkung hinzu, daß die Kunſt, jedem ſeiner Feinde eine eigenthümliche Kriegsart entgegenzuſetzen, eben ſo ſehr, wie ſeine Siege ſelbſt, deſſen große Kenntniß des Kriegshandwerks beweiſen, und ihm unbe=

dingt den höchſten Rang unter den Kriegern ſeiner Zeit anweiſen.

Ob wir Karl dem Großen eben ſo großen Kriegsruhm zugeſtehen dürfen, möchte zu bezweifeln ſeyn. Obwohl wir ihn in nicht minder wichtigen Kriegen verwickelt ſehen, bald an den Pyrenäen, bald an der Elbe, dann wieder an der Nordſee und jenſeit der Alpen im blutigen Kampfe erblicken, ſo bieten deſſen kriegeriſche Thaten doch keine Gelegenheit, um über ſein Talent als Feldherr zu entſcheiden. Als bemerkenswerth möchten wir vorweg anführen, daß Alles, was Karl Martell mit ſeinen Gefolgen und den Freiwilligen, die der Durſt nach Beute, beſonders gegen die Sarazenen herbeigeführt, vollbrachte, von Karl dem Großen mit der Geſammtkraft des ganzen Reiches unternommen und vollführt ward. Sein Verhältniß als Kaiſer, als unumſchränkter Gebieter eines großen Reiches, bot ihm der Mittel von Hauſe aus ganz andere, als der flüchtige Karl Martell anfangs zuſammenbringen konnte. Daher werden wir auch Gelegenheit haben, den großen Mann mehr als Ordner jener großen Maſſen, als Geſetzgeber zu bewundern, denn als Heerführer.

Der drei und dreißigjährige Kampf mit den Sachſen trägt mehr das Gepräge eines Raubkrieges, und beſchränkte ſich, mit wenigen Ausnahmen, wenn wir von den damit verknüpften Bekehrungen abſtrahiren, auf Inkurſionen im Geſchmack der alten Germanen und Gallier, die erſt nach und nach

durch Anſiedelungen Folgen und Konſiſtenz erhielten. Nur zweimal focht Karl ſelbſt gegen dieſen Feind — bei Thietmelle (Dettmold) und am Fluſſe Haſa (783) *). Leider haben wir nichts, was uns über Karls Fähigkeiten als Heerführer bei dieſer Gelegenheit Licht geben könnte. Wir wiſſen nur, daß die erſte Schlacht nicht entſcheidend war, daß Karl bald darauf zurückging, um ſeinen Verſtärkungen entgegen zu gehen, was wenigſtens ſeinen Sieg zweifelhaft macht. Die zweite Schlacht dauerte drei Tage **). Doch erreichte Karl auch durch dieſe

---

*) Möſer in ſeiner osnabrückſchen Geſchichte I. S. 205. nimmt am wahrſcheinlichſten das Amt Voerden für das Schlachtfeld an, etwa die Gegend des heutigen Stickdeichs. — Sonſt ſehe man über mehrere geographiſche Zweifel in Karls Feldzügen des Herrn Leopold v. Ledebur kritiſche Beleuchtung einiger Punkte in den Feldzügen Kals des Großen gegen die Sachſen und Slaven (1829).

**) Wahrſcheinlich der 23. 26. und 28. Juni 783, weil Papſt Hadrian eine dreitägige Litanei auf dieſe Tage verordnete. (Menzel I. S. 463.) Dieſe Angabe möchte jedoch ſchwerlich mit Anderer Behauptung (wie z. B. Boſſe), daß die Kriege damals in Deutſchland, wie nachher in Preußen (Kotzebue Geſchichte Preußens), im Winter, wo ſich auf dem Schnee die feindlichen Züge und Vorrathsgruben aufſpüren ließen, der Froſt Wälder und Moore zugänglich machte, geführt ward, in Einklang bringen laſſen.

ſeinen Zweck nicht, d. h. einen Frieden, der ſeinen und ſeiner Franken Wünſche genügt hätte. — Der Krieg in Italien ward durch Verrath in Pavia entſchieden. Seinen Einbruch in dieſes Land hatte ihm des Erzbiſchofs von Ravenna kluger Rath, der ihn durch unwegſame Waldwege führte, während die Pfade von Suza und Novaleſe überwältigt wurden, ſehr erleichtert. Die Ueberſchreitung des Mont-Ceni's und St. Bernhard's aber zeugen für des Kaiſers Unternehmungsgeiſt. — Der Boyarenkrieg endete nach kurzer Dauer; und doch hätte dieſer vielleicht dem Kaiſer die beſte Gelegenheit geben können, ſein Talent für den Krieg zu bekunden. Tapfer, kühn und erfahren in den Künſten des Krieges, gleich den Franken, ſtark durch eigene Kraft und die Unterſtützung mächtiger Bundesgenoſſen, hatten ſie ſchon früher gegen Karl Martells Söhne im Felde gelegen. An den Ufern des Lechs gelagert, hatten ſie in ſtarken Verſchanzungen der vereinten Macht der Franken getrotzt. Nur der Liſt der Gegner und eigener Fahrläſſigkeit erlag damals das tapfere Volk. Verrath aber der Großen und Kleinmuth des Fürſten vollendeten deſſen Unterwerfung. — Der Ruhm der Feldzüge gegen die Avaren gehört mehr Pipin als Karl. Jener drang bis zur Tizaha (Theiß) vor, jener nahm und zerſtörte die von acht bogenförmigen, 20 Fuß breiten und hohen Mauern eingeſchloſſenen und verſchanzten Läger (Ringe) derſelben, in deren Mitte die Weiler der Fürſten einen Trompetenſtoß

von einander lagen, in denen Alles aufgehäuft war, was ſeit Jahrhunderten von jenen Barbaren zuſammengeraubt und geplündert worden war, und aus denen, wie aus der Büchſe Pandorens, das Unheil über alle Nachbarſtaaten hervorging. — Schlechter, d. h. weniger für den Erfolg, als für den Ruhm der Waffen Karls, war die Expedition Karls gegen die Sarazenen abgelaufen. Die Thäler von Roncesvales, oder von Ivagnete, wohin Einige ſeine Niederlage verlegen, zeugen wenigſtens von keiner ſorgſamen Anordnung bei dieſer Unternehmung.

Erwägt man, wie viel bei allen dieſen kriegeriſchen Vorfällen dem Zufall, wie viel ſeiner Ueberlegenheit in numeriſcher Hinſicht, wie viel den beſſern Waffen, der Kriegsverfaſſung, der Einheit im Befehl und andern mehr oder weniger erheblichen Umſtänden gehört haben kann, ſo wird man kaum umhin können, Gibbons Urtheil über ihn nicht zu unterſchreiben. „Er hatte zwei Helden zu Vorgängern, ſagt der große Geſchichtſchreiber *), die ihm ihren Namen, ihr Beiſpiel und die Gefährten ihrer Siege hinterließen. An der Spitze alter, überlegener Heere unterdrückte er wilde, ausgeartete Nationen, die unfähig waren, ſich für ihre gemeinſchaftliche Sicherheit zu verbünden. Nie hat er einen

---

*) Edward Gibbon history of the Decline and Fall of the Roman empire. Basler Ausg. Th. IX. S. 51.

Gegner gehabt, ihm gleich an Zahl, an Kriegszucht, an Waffen *). Die Wiſſenſchaft des Krieges iſt mit den Künſten verloren gegangen und wieder aufgelebt, allein Karls Feldzüge verherrlicht keine Belagerung, keine Schlacht von beſonderer Schwierigkeit und ausgezeichnetem Erfolge. Er konnte die ſarazeniſchen Siege ſeines Großvaters mit Neid betrachten, ja bei dem Rückzuge aus Spanien wird ſeine Nachhut geſchlagen. Die Tapferkeit der Soldaten, die gegen nicht zu überwältigende Felſen und Berge unnütz war, hätte mit ihrem letzten Athemzuge ihres Feldherrn Vorſicht und Geſchicklichkeit anklagen können."

Was Gibbon jedoch unbemerkt läßt, und was für Karls Einſicht des Kriegshandwerks zeugen dürfte, iſt deſſen ſtetes Operiren mit mehreren Heeren, wodurch er ſeine Gegner ſtets zu umſtricken ſuchte, und ſie über ſeine eigentliche Pläne in Ungewißheit hielt. In zwei Heeren, von denen er ſelbſt das eine über Pamplona, ſeine Feldherren aber das zweite durch Septimanien führten, und welche beide ſich in Zaragoza wieder vereinten, drang er in Spanien vor; mit zwei Heeren zog er gegen Italien; er ſelbſt mit dem einen über den Cenis, ſein Oheim Bernhard über den hochbeſchneiten Jovisberg (per montem Jovis) mit dem andern;

*) In den Capitularien hatte er ſtreng unterſagt, den Sachſen, oder überhaupt dem Feinde, Waffen zuzuführen.

mit drei Heeren brach er gegen Taſſilo auf, von denen er ſelbſt eins gegen Augsburg führte, während ein zweites an der Donau bei Faringa (Pföring) erſchien, und ein drittes durch das tridentiſche Gebirge gegen Botzen dirigirt ward. Mit drei Heeren operirte er gegen die Avaren — eins durch Böhmen, am Norduſer der Donau, er ſelbſt mit dem Hauptheer am ſüdlichen Ufer derſelben; ein drittes aber erſchien von Italien her auf dem Kriegstheater. Das Talent alſo, ſeine Uebermacht geſchickt zu benutzen, und durch ſie große Reſultate herbei zu führen, wird man Karl nicht abſprechen können. In dieſer Beziehung ſteht er höher, denn irgend ein Staatsoberhaupt des Mittelalters. Selbſt aus der Blüthenzeit der Römer ſtrahlt kein ſo umfaſſendes Beiſpiel dieſer Art zu uns herüber. Vielleicht iſt es ſeine großartige Kriegführung ſelbſt, die ihn um den Ruhm brachte, ein eben ſo großer Schlachtengewinner zu ſeyn. Der Feind war immer ſchon erdrückt, bevor es zur Entſcheidung mit dem Schwerte kam.

In der Schlacht von Fontenoi (25. Juni 841), der letzten, die wir aus dieſem Zeitraum erwähnen wollen, finden wir die ganze frühere Ungelenkigkeit in Betreff taktiſcher Anordnungen; dieſelben dicken Haufen, dieſelbe Art von Angriff und Vertheidigung. Die Details jedoch, die wir von den Bewegungen beider Theile vor der Schlacht haben, geben uns eine vortheilhafte Anſicht von den Fortſchritten, die die Kunſt ſelbſt in dieſen Zeiten einer

allgemeinen Verwirrung und Auflöſung gemacht. Schon daß Lothar das ihm, nach der Sitte jener Zeit, gemachte Anerbieten einer Schlacht, bei der man über Zeit und Ort übereingekommen, ausſchlug, beweiſt, daß er höher denn ſeine Zeit ſtand. — Lothar lagerte in Auxerre an der Yonne; vor ſeiner Front den Fluß, die dieſen begleitenden Anhöhen mit leichten Truppen beſetzt; ihm gegenüber, bei Appoigni, Charbuy, Nanton und Pourcin, ſeine Brüder. Ein Flüßchen mit bewachſenen und ſumpfigen Ufern deckte dieſer Front. Ein Theil ihrer Schlachtordnung war durch davor liegende Berge den Blicken der Feinde entzogen. Als Lothar Auxerre verließ, um ſeinen von der Loire her herbeieilenden Hülfsvölkern entgegen zu gehen, und gegen Nithards locum fontaneum vorrückte, cotoyirten ihn die feindlichen Brüder auf eine geſchickte Art, und ſchnitten ihm durch eine gut gewählte Stellung, die ſie nahmen, die Gemeinſchaft mit ihnen ab. Da ſie jedoch die ſpätere Vereinigung beider Armeen nicht verhindern konnten, mußte eine Schlacht entſcheiden. Dieſe fand auch auf der Ebene zwiſchen Druye und dem Berge des Alouettes Statt *). Eine Meile weit zog ſich die baierſch-franzöſiſche Schlachtordnung, in der man deutlich das Zentrum und die beiden Flügel unterſchied, durch die Ebene. Der rechte Flügel unter

---

*) Im Gau von Auxerre (im pago Altiodorensi) bei Fontenaille (locus fontaneus s. Fontanidus).

Karl erſtreckte ſich bis Fagit — heute Fay — das Zentrum unter Ludwig ſtand bei Brittas — heute Bretignelles — der linke Flügel, der Führung des Grafen Adelhard anvertraut, bei Solennat — heute Soulenée. — Ebenfalls in drei Haufen getheilt, ſtand Lothars Heer dem Feinde gegenüber. Er ſelbſt, mit dem Kern des Heeres, ſtellte ſich dem feindlichen Zentrum entgegen. Aus dem Gange der Schlacht endlich ſehen wir, daß hier der Sieg erfochten ward, während auf beiden Flügeln die Tagesfahrt unentſchieden blieb*). 100,000 Erſchlagene, worunter der größere Theil Optimaten, wie dies in Bürgerkriegen gewöhnlich der Fall zu ſeyn pflegt, ſollen das Schlachtfeld bedeckt haben.

Die taktiſchen Anordnungen ſelbſt ſind in dieſer Periode wahrſcheinlich dieſelben geblieben, wie ſie unter Karl Martell waren. Laſſen wir Turpin als eine Autorität gelten, ſo war unter Karl ſchon das agmen quadratum bekannt, woraus ſich ſpäter vielleicht die tiefe Ordnung, die wir bald

*) Wie bekannt, giebt es fünf Fontenais oder Fontaines, in deren Nachbarſchaft dieſe Schlacht vorgefallen ſeyn ſoll. Wir ſind dem Abbe Lebeuf gefolgt, deſſen Dissertat. sur le lieu ou s'est donnée l'an 841 la bataille de Fontenoy; dans la quelle sont détruits les differens sentimens qu'il y a eu sur la position de ce lieu (in deſſen Recueil de divers écrits pour servir d'éclaircissemens à l'histoire de France, T. I. 127 — 190.) uns ſehr erſchöpfend geſchienen.

vorfinden werden, entwickelte. Das Zuſammenhalten und Enggeſchloſſenbleiben, dann das plötzliche Hervorbrechen und Eindringen in den Feind, dem zuletzt der Kampf Mann gegen Mann folgte, ſcheint die ganze Kriegsweisheit jener Zeit in ſich begriffen zu haben. Noch fehlten dem Feldherrn Mittel und Wege, in die gegliederten dicken Schlachthaufen, wie die Seele des Ganzen, leitend überzugehen. Karls ganzes Thun und Treiben bei einzelnen Gelegenheiten ſcheint dieſe Anſicht zu beſtätigen. Er zog auf allen Zügen der Erſte einher. Noch kurz vor ſeinem Tode erblicken wir ihn mit der Lanze in der Hand und dem Schwerte an der Seite. Er ſelbſt erwähnt, in einem Briefe an ſeine Frau Faſtrada, eines Biſchofs, der an ſeiner Seite tapfer gefochten. Eine alte Chronik ſagt uns ſogar, daß Deſiderius, wie er ihn gewappnet und gerüſtet auf dem Streitroſſe, mit der gewaltigen Lanze in der Hand, vor den Mauern Pavia's geſehen, faſt ohnmächtig zu Boden gefallen. Nehmen wir hierzu den Beinamen des Hammers, den ihm die Normannen gaben, und was uns Eginhard von deſſen großer Kunſt im Reiten und Jagen, worin man kein Volk mit den Franken habe vergleichen können, ſagt, ſo dürfen wir ſchon glauben, daß er nach alter germaniſcher Sitte ſich ſtets im dickſten Schlachtgewühle befunden. Wahrſcheinlich focht er dann an der Spitze ſeiner Frankenſchaar — die Schaarmänner, scaracii, scaremanni — eine Art Leibwache, eine Vaſallenſchaar

im Verhältniſſe von Kriegsdienſtleuten, die, gegen beſondere Spenden von Geld, Kleidungsſtücken, Lebensmitteln u. ſ. f., immer bereit ſeyn mußten, des Königs Befehle, bei deſſen Hoflager ſie ſich aufhielten, zu vollführen.

Wir haben früher geſehen, wie Karl klüglich die Zivil- und Militairgewalt getrennt, und wie er ſein weitläuftiges Reich eingetheilt. Es bleibt uns noch ein Blick auf deſſen Anordnungen für das Kriegsweſen, im engern Sinne des Worts, übrig. Nichts Einfacheres, nichts Genügenderes für dieſe Zeit als ſie. Aber nur eine ſtarke Hand vermochte ſie aufrecht zu erhalten. So wie zu Skanderbeghs Säbel deſſen Arm, ſo gehörte zu ihnen die Konſequenz und Feſtigkeit des energiſchen Frankenkönigs. Schon unter den nächſten Regenten zeigte ſich die von der perſönlichen Geiſteskraft abhängige Wichtigkeit des Monarchen. Durch viele Feldzüge von der Unzulänglichkeit des Heerbannes überzeugt, hatte ihn Karl, ganz ſeinen Bedürfniſſen gemäß, umgeformt, beſonders war jede Verpflichtung zum Heerdienſte nach den Verhältniſſen des Vermögens beſtimmt worden. Jeder Eigenthümer, jeder Anſäſſige war einer Kontrolle Behufs der Heeresfolge unterworfen. Jedem Aufgebote ging eine beſondere Verordnung voran, die Verhältniſſe für ſolches zu beſtimmen. Geſetzlich war jeder Freie des Reiches zur Heeresfolge verpflichtet — die drei erſten Monate auf eigene Koſten. Wer zwölf Höfe für ſich oder als Lehn

beſaß, hatte die Verpflichtung, in vollem Harniſch — in der Brunie — mit Schwert und Lanze bewaffnet, mit Schild und Helm zu Pferde zu erſcheinen; ihn begleiteten alle, die ein Pferd hatten oder haben konnten (qui caballos habent et habere possunt). Karl fing alſo an, ſeine Franken für den Kriegsdienſt zu Pferde, den ſie ſonſt faſt gar nicht übten, zu bilden, und ſchon unter Karl dem Kahlen ſpielte er, wie wir es aus einem Gefecht, das er Robert, Herzog von Bretagne, liefern ſehen, die Hauptrolle. Wer beim Aufgebote ſeine Brunie nicht mit ſich gebracht, verlor ſein Benefizium. — Wer drei bis fünf gebaute Hufen (mansos vestitos) beſaß, erſchien ebenfalls perſönlich im Felde; wer drei Hufen beſaß, trat mit einem andern zuſammen; von Zweihufigen erſchien Einer, bei Einhufigen Einer von Vieren. Durch die Lokalität wurden hierbei noch manche Verhältniſſe beſtimmt*). Wer zu Fuß focht, erſchien mit einem langen viereckigen Schilde, einem Streitkolben, Wurfſpieß und Degen. Der Bogenſchütze mußte zu ſeinem Bogen 2 Sehnen und wenigſtens 12 Pfeile im Köcher haben. — Die Leudes, jetzt Vaſallen, und die Reichern des Volks bildeten die Reiterei des Heeres; die Maſſen des Volkes die Infanterie. Der Vaſall ſtellte ſich zum Grafen; der After-Vaſall kam mit ſeinem Herrn; der freie Eigenthümer folgte

---

*) So mußten z. B. die frieſiſchen Grafen alle mit Reiterei erſcheinen, Caroli Mag. Cap. a. 807. c. 6.

der Fahne des Grafen; der Vogt führte die After-Vaſallen der Kirche.

Die Veranlaſſung zum Kriege beſtimmte, ob einzelne Provinzen des Reiches ganz, oder nur die Vaſallen in Waffen erſcheinen ſollten. Wer, ſeine Pflicht verletzend, nicht beim Heere erſchien, verfiel in eine Strafe von 60 Schillingen*) (solidos), wer ſie nicht entrichten konnte, ward ſo lange Leibeigener des Königs, bis er ſolche erlegt hatte; wer zu ſpät erſchien, mußte ſich auf eben ſo lange des Genuſſes der Fleiſchſpeiſen enthalten; wer ſich vom Heere ohne Erlaubniß entfernte (Heriſchlitz)**), ward mit dem Tode, der Vorgeſetzte aber, der Leute zu Hauſe ließ, als Majeſtätsverbrecher beſtraft***). Die Leute, welche Grafen, Biſchöfe, Aebte und Senioren geſetzlich zu Hauſe laſ-

*) Aus einem Pfund Silber ſchlug man 22 Schillinge (solidos); 12 Dickpfennige (Denarien), die üblichere Münze, hatten den Werth eines Schillings. Der Solidos mochte 23 gGr. preuß. Geld betragen. Das Verhältniß des Silbers war wie 1 zu 12, das Gold aber mehr Waare als Geld; ſelbſt das Silbergeld ward gewöhnlich gewogen. — Voltaire in ſeinem Essai etc. ſchlägt den Sous-d'or nach unſerm Münzfuße zu 14 Livres 6 Sous 3 Deniers an, und den Deniersd'argent zu 7 Sous $1\frac{7}{8}$ Deniers an.

**) Quod nos Teutonica lingua dicimus Herilis.

***) Mehrere dieſer Verordnungen gehören erſt einer ſpätern Periode der Karolinger an, ſind indeß, da

ſen durften, um ſowohl in Staats-, als auch Familienangelegenheiten verwandt zu werden, hießen Caſati. Wer ſonſt geſetzlich in der Heimath verblieb, mußte ſich dem Dienſte im Innern unterwerfen, Wege bauen, Wache thun (wactam facere) u. ſ. w.

Zugleich ſtellte Karl der Große die Kriegszucht wieder her. Verwüſtung der Saaten und Rauben der Lebensmittel auf Märſchen, ward an Freie mit ſechzig Solidos beſtraft; der Knecht erſetzte den Schaden dreifach, und ward überdies noch mit einer körperlichen Züchtigung belegt. Wer durch zu große Nachſicht und Mangel an Aufſicht Exzeſſe herbeiführte, ward ſeines Ranges entſetzt, wer von Freien oder Adlichen ſtahl, ward mit Satteltragen beſtraft. Wer ſeinen Genoſſen im Gefecht verließ, zahlte ihm, in ſofern jener mit dem Leben davon kam, 160 Schillinge, die Summe des Wehrgeldes für den Todtſchlag eines Freien.

Auch der Verpflegung der Heere ward in dieſer Periode Aufmerkſamkeit geſchenkt. Wenigſtens ſuchte man der Willkühr Grenzen zu ſetzen, und ſo dem Mangel, der oft Tauſenden das Leben koſtete, entgegen zu wirken. Jeder Graf ſollte beim Durchzuge eines Truppentheils durch ſeinen Gau zwei Drittheile des Futters für dieſen aufbewahren oder ſtehen laſſen. Die Unterthanen mußten überdies

---

ſie juxta antiquam consuetudinem ſchon früher in Anwendung kamen, hier aufgeführt worden.

Lieferungen in Korn leiſten und Vorſpann geben. Das Gepäck und die Lebensmittel des Hofes, der Grafen, Aebte und Beamten (optimatum regis) ward auf Wagen nachgeführt (in carna ducatur). Die Lieferungen von Lebensmitteln an den Heerbann hießen annona militaris; von Fütterung fodrum; von Vorſpann veredi oder paraveredi; mit Wagen angariae; die Nachtlagerſtälle mansiones, und die Verpflegungsbeiträge mensionatici. Die Hörigen jedes Heerbannpflichtigen mußten hierzu nach ihren Kräften beitragen, wie überhaupt Alles in Bezug auf die Kriegsverfaſſung nach dem Verhältniß des Vermögens eingerichtet war. Bei Grenzwachen mußte Jeder auf drei Monate, von dem Tage an gerechnet, wo er an Ort und Stelle erſchien, mit Lebensmitteln verſorgt ſeyn. Bei andern Gelegenheiten erſtreckte ſich dieſe Verordnung auch auf die Waffen, und zwar auf ſechs Monate. Nebenbei wurden in den Grenzplätzen, namentlich gegen die Sarazenen und Basken, ſtarke Garniſonen unterhalten. Ob ſie aus einem Ausſchuſſe des Heerbannes beſtanden, iſt ungewiß — aber ernährt wurden ſie vom Prinzen und bezahlt aus deſſen Beutel, befehligt von ſeinen ihm ergebenſten Dienern — ſie waren ſchon Truppen des Königs, machten ſchon ein eigenes Handwerk aus dem Kriegsweſen, und ſcheinen nicht nach dem eigenen Heerde zurückverlangt zu haben.

Die Einwohner erlagen im tiefſten Frieden unter unzähligen Leiſtungen und Lieferungen, und Sach-

verſtändige behaupten, daß das, was der Engländer für ſeine Verwaltung leiſtet, ein Kinderſpiel gegen das ſey, was die alten Deutſchen unter Karl beigeſteuert. Alle ſeine Anſtalten zweckten darauf hin, den Dienſtgehorſam unter dem Volke zu erzwingen. Wo irgend ein Widerſtand ſich zeigte, da ſchreckten der Kirchenbann und das Racheſchwert in des Kaiſers Hand Alles nieder. Auf der Beamten Treue ruhte des Kaiſers Macht; kein Wunder, daß mit deren Abnahme die Macht, die er gebaut, auch verfiel. Dadurch, daß er verordnet, die Aemter nicht an Große, ſondern an Leute aus dem Mittelſtande zu vergeben, auf die man ſich verlaſſen könne, hatte er dem Verfalle derſelben nur auf kurze Zeit vorgebaut.

Zwar finden wir, daß die Carolinger nach Karls Tode hier und dort Verbeſſerungen in der Kriegskunſt und Kriegsverfaſſung gemacht, wir müſſen ſelbſt eingeſtehen, daß ſie durch Kampfſpiele (ludi militares, belli praeludia) den kriegeriſchen Geiſt und die Fertigkeit in Handhabung der Waffen aufrecht zu erhalten ſuchten. Beſonders müſſen wir zugeben, daß ſie der Kavallerie viel Aufmerkſamkeit bewieſen haben. Dieſe ſpielt hin und wieder ſchon eine Rolle, und die Annalen von Metz haben ein intereſſantes Beiſpiel darüber aufbewahrt. — Karl der Kahle hatte zur Bekämpfung des Herzogs von Bretagne ein Heer aufgebracht, das er durch ſächſiſche Kavallerie, die ihm ſein Bruder, Ludwig der Deutſche, geliehen, zu verſtärken verſuchte. Er

ſtellte ſolche vor ſeine Armee in einer Linie auf, um ſo die erſten Angriffe der bretoniſchen Reiterei zu brechen. Dieſe nämlich war auf eine ganz eigene Art abgerichtet worden. Mit leichten Wurfſpießen bewaffnet, umkreiſ'te ſie in kleinen Haufen den Feind, ſchleuderte ihre Wurfſpieße gegen ihn, und jagte dann raſch davon. Selbſt auf der Flucht noch beſchüttete ſie den Gegner mit einem Hagel von Geſchoſſen. — Die Reiterei der Sachſen ſowohl als der Franzoſen unterlag dieſem Angriff, denn dieſe war damals ſchon mit ſchweren Lanzen und Schwertern bewaffnet *). — Auch heilſame Geſetze in Betreff der Verpflegung und Lagerordnung verdankt dieſe Periode ihnen **), aber nach einer genauen Würdigung der Dinge, wie ſie waren, wird man dennoch zuge-

---

*) Nithard, III. S. 162. — Dieſer Schriftſteller, dem wir die meiſten Nachrichten aus jener für die Geſchichte ſo verworrenen Periode verdanken, war ein Enkel Karl des Großen, von deſſen Tochter Bertha und dem nachherigen Abt Engelbert. Er wohnte in Karl des Kahlen Gefolge den Kriegen gegen Lothar bei, und ſchrieb auf deſſen Verlangen de dissensionibus filiorum Ludovici, lib. IV. — Sie ſind im 6. und 7. Theile der Bouquetſchen Sammlung enthalten.

**) So ward z. B. das Geſetz aufgehoben, das dem gemeinen Volke die Verpflegung des Heeres auflegte, und man beſtritt ſolche aus eigenen Mitteln. Das fodrum, wie jene Verpflichtung genannt wurde, war eine Art Requiſitionsſyſtem.

len müſſen, daß der Ausgang dieſer Dynaſtie auch die Periode des Verfalls der unter Karl Martell, Pipin und Karl dem Großen aufzublühen beginnenden Kunſt, bezeichnet. Obwohl die Ereigniſſe verwickelter werden, die Kriege und Kämpfe ſich mehren, obwohl der Weſten und Oſten, wo noch die Rudera der ehemaligen Kriegskunſt der Römer vorhanden waren, in Berührung kommen, ſo finden wir doch in den Kriegen der jetzt folgenden Zeit nichts, was auf eine Umgeſtaltung der Kunſt hinwieſe. Das Herkömmliche beſtimmt über Alles; das Verſchmähen des Beſſern bleibt überall ſichtbar, was Martell, was Karl für die Kriegskunſt gethan, wird allmälig vergeſſen, und ſo bleibt ſie faſt 300 Jahre lang auf derſelben, niedrigen Stufe ſtehen, während alle Künſte aufzuleben beginnen.

Bevor wir von dieſer Periode ganz ſcheiden, ſey es uns erlaubt, noch einen Blick auf die poliorcetiſchen Verhältniſſe derſelben zu werfen. Zwar kann die Ausbeute nur karg ſeyn, aber ſie gehört mit zur richtigen Würdigung der kriegeriſchen Ausbildung jener Zeit.

Es lag in der Natur der Sache, daß Befeſtigungen, die entweder die Kaiſer oder einzelne Munizipalitäten errichtet, den neuen Anſiedlern willkommen ſeyn mußten. Sie bedurften derſelben theils gegen die neuen Unterthanen, theils gegen etwanige Angriffe äußerer Feinde.

Der Zuſtand, in dem ſie dergleichen Befeſtigun-

gen fanden, mußte ſie zugleich von ſelbſt darauf hin-führen, die darauf baſirten Angriffs- und Vertheidi-gungsmittel beizubehalten. Daher finden wir die Belagerungen auch ganz ſo geführt, derſelben Ma-ſchinen und Kunſtwerke dabei erwähnt, wie wir ſie bei den Griechen und Römern geſehen *).

Die Seltenheit aber ſolcher Unternehmungen deutet hinlänglich auf die Abneigung gegen ſie. Auch ſind die Beſchreibungen davon ſo kurz, daß ſie faſt gar kein Licht über Einzelnheiten geben. Die alten Namen, die wir überall finden, und ein-zelne Hindeutungen auf Benutzung der Maſchinen ſind faſt Alles, was uns aus jener Zeit übrig ge-blieben.

Die Baliſte (Petrariae?), der Musculus **), der Widder (ſpäter Carcamuſe genannt), der pluteus (tentoria), die Vineae, die Katapulte, der Rollbock mit einer ſcharfen Spitze (terebra, auch wohl taretrus, franz. tarière), die Mangane ***) (mangana), wahrſcheinlich eine der Baliſte oder Katapulte ähnliche Wurfmaſchine, Brandpfeile in kleinern (malleoli) und größern Formaten (falarica) †). — Alles Belagerungs-Utenſilien, die wir

*) Man vergl. hierüber Handbibliothek für Offiziere, I. S. 188.

**) Auch wohl Catus, chat genannt.

***) Aus dem Griechiſchen μοχανή.

†) In dieſer Zeit wurden die Thürme, ſowohl der

ſchon bei den Alten treffen, waren auch das Belagerungsgeräth dieſer Zeit. Wenigſtens finden wir ſolche in der Belagerung, die die Normannen vor Paris unternahmen, in der davon auf uns gekommenen Erzählung des Abtes Abbo theilweiſe angeführt. Der phyſiſche Aufwand von Kräften in den Belagerungen von Paris, Meaux und Sens erinnert an die Ausdauer der Römer in dieſer Art, ohne daß ſich Beweiſe der Geſchicklichkeit für eine oder die andere Partei daraus abſtrahiren ließen. Ueberdies fehlen alle Nachrichten über dergleichen Unternehmungen, und ſelbſt die zehnmonatliche Belagerung von Paris hat in des Abtes Abbo de bellis Parisianae urbis eine ſchlechte Verherrlichung, die eine noch ſchlechtere Belehrung iſt, gefunden.

Wir ſahen ſchon, daß Karls des Großen Regierung durch keine Belagerung, die uns Licht hierüber geben könnte, verherrlicht iſt. Aber auf ſeinen Zügen wiederholen ſich die Andeutungen von Schanzen und Wehren, die er zur Sicherung ſeiner Operationen hier und dort angelegt. Es ſcheint ſogar, daß ſich ſein Heer ſtets verſchanzt habe, wenn es irgendwo eine Zeit verweilte. Ueberhaupt war der Gebrauch der Verſchanzungen für den Feldgebrauch ſelbſt in früherer Zeit ſchon nichts Unge-

---

Belagerer als Belagerten, gewöhnlich ſalae genannt, und daher vielleicht die Benennung, ſo ſagt Daniel in ſeiner hist. de la milice francaise, obwohl jene Benennung ſchon im Alterthum vorkommt.

wöhnliches. So ſehen wir z. B. Radulph an der Unſtrut (640) ſorgfältig auf einer Höhe in hölzernen Verſchanzungen den Angriffen ſeiner Feinde trotzen; als er Zögern und Unentſchloſſenheit bei ihnen wahrnimmt, bricht er plötzlich aus ſeinem verſchanzten Lager hervor; ſeine überraſchten Gegner ſind geſchlagen. — Alles flieht, kaum entgeht der unglückliche Sigibert durch ſchnelle Flucht der Gefangennehmung. — Dergleichen Beiſpiele wiederholen ſich auch in Karls Feldzügen. So finden wir nämlich, wie ſich 775 bei Lidbechi die Sachſen, indem ſie ſich unter die Franken gemiſcht, als dieſe von einer Fouragirung heimgekehrt, in das Lager einſchleichen — ac sic Francorum castro ingressi sunt, ſagen Einhardi Annal. — und eine große Menge ſchlaftrunkener und ſchlafender Franken ermorden. Als Karl 789 bei Habola über die Elbe gegangen, befeſtigte er ſogar durch Bollwerke aus Holz und Erde — castellum ex ligno et terra — eine ſeiner Brücken auf beiden Seiten. — Später (839), als Lothar und Ludwig von Baiern gegen einander zu Felde lagen, ſpielen die Verſchanzungen, die Ludwig am Rhein bei Mainz hatte anlegen laſſen, und wodurch er dem Kaiſer den Uebergang wehrte, eine große Rolle. — Wir werden überhaupt noch Gelegenheit haben, zu ſehen, daß das Mittelalter hierzu noch intereſſante Beiträge liefert.

Uebrigens ſuchte ſchon Karl ſeine Grenzen durch Anlegung von Kaſtellen mit ſtarken Garniſonen ſtets gegen die Inkurſionen ſeiner Nachbarn geſichert zu

ſeyn, wie wir dies in ſeinen Biographen und in den Chroniken oft angedeutet finden.

Unter Karls des Kahlen Regierung ſcheint auch den Großen ſchon der Geſchmack für Befeſtigungen ihrer Wohnungen gekommen zu ſeyn, vielleicht, daß dies eben ſo ſehr eine Folge der Furcht gegen die Verheerungen der Normannen, als der Sucht, ſich unabhängig machen zu wollen, war. Aus einer Verordnung dieſes Herrſchers nämlich erſehen wir, daß er ſeinen Unterthanen unterſagt, Castella et firmitates et hayas zu bauen, und daß er ſeinen Grafen befohlen, ſie dort, wo ſie bereits vorhanden wären, in einer beſtimmten Zeit zu zerſtören.

Wir werden ſpäter ſehen, wie die Poliorcetik allmälig hinter der Ausbildung der Kriegskunſt zurückblieb, bis ſie durch eine neue Erfindung eine andere Richtung, und durch dieſe zugleich auch ſchneller einen höhern Grad von Ausbildung ſelbſt erlangte, als das ganze übrige Kriegsweſen.

II.

II.

Erblichkeit der Lehne. Das Feudal- und Ritterweſen in ſeiner Ausbildung und Blüthe. Erſte Soldtruppen. Bewaffnete Macht der Städte (Troupes des Comunes).

Der europäiſche Occident bot um dieſe Zeit, in welcher die Individualität der Einzelnen im höchſten Grade hervortrat, das ſonderbare Schauſpiel einiger großen Monarchien ohne Gehorſam, und einer großen Menge ſoldatiſcher Ariſtokratien, ohne ein gemeinſames Band, ohne Zuſammenhang von innen und ohne Feſtigkeit nach außen, dar. Das generiſche Gepräge, das die verſchiedenen germaniſchen Stämme überall mitgebracht, war durch die Ueberbleibſel römiſcher Kultur, und durch die etwanige Nachbarſchaft mit den gebildeten Arabern und Orientalen, faſt in nichts geändert worden, und wir dürfen uns daher auch durchaus nicht wundern, an den entlegenſten Enden von Europa, in Sizilien und Britannien, an der Donau, an

der Eider, am Ebro, an der Elbe, jene Gleichförmigkeit der Verfaſſung und Sitten wiederzufinden, wie wir ſie früher in den ſcythiſchen Wildniſſen in ihrer wilden Unabhängigkeit von gleichzeitigen Hiſtorikern geſchildert ſehen. Man findet Könige, ſagt uns Schiller von dieſer Periode, ein widerſprechendes Gemiſch von barbariſchen Heerführern und römiſchen Imperatoren, von welchen letzteren einer den Namen trägt, aber ohne ihre Machtvollkommenheit zu beſitzen; Magnaten, an wirklicher Gewalt wie an Anmaßungen überall dieſelben, obgleich verſchieden benannt in verſchiedenen Ländern; mit dem weltlichen Schwert gebietende Prieſter; eine Miliz des Staats, die der Staat nicht in der Gewalt hat und nicht beſoldet; endlich Landbauer, die dem Boden nicht angehören, der ihnen nicht gehört. Dieſe Gleichförmigkeit in der Staatsorganiſation überhaupt erlaubt uns auch die Betrachtungen hierüber bis zur Ausbildung der einzelnen Verhältniſſe zuſammenzufaſſen.

Wir haben früher geſehen, wie ſich die geſellſchaftlichen Verhältniſſe in den erſten Jahrhunderten nach der Anſiedlung der germaniſchen Stämme umgeformt, wie allmälig die Freien verſchwanden, mächtige Barone als Beamte des Königs alle Gewalt in ſich vereinten, und wie dieſe begüterten Magnaten zugleich als Lehnsträger der Krone und Lehnsherren ihrer Unterſaſſen erſchienen. In ihren Allodial-Beſitzungen allein gebietend, ja unumſchränkt, in ihren Lehnen aber vom Fürſten abhän-

gig, deſſen Willkühr und Launen unterworfen, ging deren Beſtreben nur zu bald dahin, das Band der Abhängigkeit zu zerreißen, und ſich auch in den Lehnen jenen Grad der Unabhängigkeit zu erkämpfen. Was man auch über die Urſachen des ſich allmälig umgeſtaltenden Lehnſyſtems geſagt haben mag, ſo kann man, wie Herr v. Haller in ſeiner Reſtauration der Staatswiſſenſchaft ſehr richtig ſagt, ſolche vorzüglich in der Natur des Menſchen, nach Unabhängigkeit zu ſtreben, ſobald Mittel dazu vorhanden ſind, ſobald das Bedürfniß der Abhängigkeit verſchwunden iſt und nicht mehr gefühlt wird, ſuchen. Die Schwäche der Monarchen, Familien-Spaltungen und Angriffe von Außen trugen in gleichem Maße dazu bei, dieſes Streben nach Unabhängigkeit zu erleichtern, deren Reſultate gewiſſermaßen ſyſtematiſch auszubilden und ihnen den Stempel geſetzlicher Formen aufzudrücken.

Es ward ſchon geſagt (S. 23.), wie die freien Allodial-Beſitzer Optimates, Proceres und Seniores wurden, wie ſich dieſe in Vaſallen umwandelten, welche Begriffe damit verknüpft waren, und wie Karl Martell, Pippin und Karl der Große dieſe Verhältniſſe benutzten, um ſie ausſchließlich kriegeriſchen Zwecken anzupaſſen. Was früher der König in Rückſicht auf die Proceres geweſen — senior — wurde bei fortſchreitender Entwickelung des Lehnſyſtems der reiche Vassus für den minder Reichen. Von ſeinem großen Gute vergabte der reiche Optimate, der ſein Lehn unmittel-

bar vom Könige trug, der vassus major, vassus fortior, der grande vavasseur der Franzoſen, einzelne Parzellen an treue Anhänger — Subinfeudation — wofür ihm dieſe zu ſteten Dienſten verpflichtet blieben; als Bevollmächtigter des Königs fügte er nicht ſelten noch im Namen ſeines Herrn Einiges hinzu, wofür meiſt ihm allein der Dank blieb. Aus dieſen Aftervergebungen entſtanden die vassi minores, vasalli, die vavasseurs der Franzoſen. Dieſe wiederum, um ſich Freunde zu verſchaffen, vergabten ebenfalls wieder an Geringere, und ſo geſchah es, daß öfters ein Stück Land mit einigen Leibeigenen als Benefizium verliehen wurde. Der Geber blieb senior, der Begabte ſein vassus, der auf ſeinen Ruf in Waffen erſchien. Der Unfreie allein, der Colone, durfte nichts zu Lehen tragen. — Wer ſo zu Reichthum und Würden gelangt, ſtrebt natürlich darnach, ſolche ſeinen Kindern zu vererben. Die unruhigen Zeiten begünſtigten ſo ein Streben nur zu ſehr. Der Monarch mußte ſich in den meiſten Fällen ſchon frühzeitig damit begnügen, wenn die mächtigen Vaſallen nur ſcheinbar huldigten, und das zu Lehen empfingen, was ſie allenfalls mit Gewalt vertheidigen konnten. Doch dieſes Verhältniß, das ein energiſcher und glücklicher Regent ſehr problematiſch machen konnte, konnte in der Länge nicht dauern. Es mußte zu fortwährenden Gährungen und Störungen Anlaß geben. Karl der Kahle in Frankreich (877) und

Konrad II. *) (1037) in den von ihnen abhangenden Ländern ſanktionirten geſetzlich, was ſie nicht verhindern konnten, die Erblichkeit der Lehne, und mit ihnen ward zugleich eine Art geſetzlicher Unabhängigkeit vom Reichsoberhaupt proklamirt, die jeder Magnat ſoviel wie möglich zu behaupten ſtrebte, um damit zur Vergrößerung ſeines Eigenthums zu wuchern; ein Beſtreben, das ſich wie ein Faden durch die Geſchichte der Staats- und Kriegsverfaſſung dieſer Zeit hindurch zieht. So lange der König das erledigte Lehen noch einziehen und anderweitig vergeben konnte, ward wenigſtens der größere Theil der Nation noch an des Herrſchers Machtvollkom-

*) Der Staatsklugheit Konrad II. wird nachgerühmt, er habe die unmittelbaren Reichslehnmänner dadurch gewonnen, daß er nicht geſtattet, nach dem Tode ihrer Väter die Lehne einzuziehen. Eben ſo und noch entſcheidender verfuhr er in Italien. Er ward demnach Urheber des erſten urkundlichen Geſetzes über die Erblichkeit der Afterlehne. Für Deutſchland ſoll über anderthalb Jahrhunderte ſpäter der König Heinrich VI. ein ſolches erlaſſen haben. Der Freiheitsbrief, den der bedrängte König Johann den Engländern ausſtellte, und worin die Erblichkeit der mittelbaren Lehngüter anerkannt wird, fixirt für die Engländer dieſe Epoche. In Frankreich, wo keine geſetzgebende Geſammtbehörde beſtand, iſt dies nicht genau zu beſtimmen. — Hüllmann Städteweſen des Mittelalters, S. 6. 7.

menheit erinnert, aber durch Feſtſtellung einer Erbfolge ward jeder Zuſammenhang mit dem Reichsoberhaupt zerriſſen. Wie überall der nächſte Druck immer am lebhafteſten gefühlt wird, ſo mußte der niedere oder wenig begüterte Freie jetzt natürlich Alles von dem mächtigen Nachbar fürchten oder hoffen, und ſich daher auch dieſem um ſo mehr anſchließen, als er ſich von ſeinem Monarchen mehr entfernte, und je mehr das Band der Abhängigkeit zwiſchen dem mächtigen Vaſallen und der Krone erſchlaffte, mußte ſich das der Abhängigkeit des armen und ſchwachen Freien von dem ihm nahen und mächtigen Herzoge oder Grafen, das Furcht und Intereſſe geknüpft, erſtarken.

In der Zeit, als ſich das Verleihungsweſen aus dem Allodialweſen der älteſten Zeit entwickelte, leiſtete der Vaſall — dies war ſpäter jeder, der einem Andern, alſo Vornehmern, durch Erklärung ſeiner Dienſte zum Kriegsbeiſtande verpflichtet war — ſeinem Herrn die Huldigung (homagium). Mit entblößtem Haupte, nachdem er ſich zuvor ſeines Gürtels, des Schwertes und der Spornen entäußert hatte, verſprach er deſſen Manne zu werden, und ihm mit Leib und Gliedern und weltlicher Ehre getreulich und geſetzlich zu dienen. Weniger ceremoniel und nicht bedeutend von der Huldigung verſchieden war der Eid der Treue (juramentum fidelitatis). Die Inveſtitur, oder die eigentliche Uebertragung der Lehensbeſitzung, war ſo vielfach und verſchieden, daß die Schriftſteller deren 98 verſchiedene

Arten gedenken. Zu den Verpflichtungen der Treue und militairiſcher Dienſtleiſtungen — den erſten Bedingungen des Lehnsverbandes — kamen noch einige andere onera, von denen der Landesherr vortheilte, z. B. 1) Hülfsgelder; 2) Strafgelder, bei Uebertretung einzelner Fälle; 3) Heimfallsrecht, und endlich 4) gewiſſe Steuern.

Dieſes Verhältniß eines Waffendienſtes gegen einen Höhern, welches auf einem Vertrage beruhete, war ſpäter, unter Karls des Kahlen Regierung, bereits ſo allgemein geworden, daß er es ſogar bei Konfiskation des Erbgutes befahl, es ſolle ſich Jeder, ſelbſt Freie, den König oder aber einen von des Königs Vaſallen zum Schutzherrn wählen. Unter deſſen Fahnen ſolle er zu Felde ziehen. Hierdurch ſchon waren die großen Vaſſen zu ihren Vaſallen in das Verhältniß eines Herrn gekommen. Sie bildeten bald mit ihren Getreuen einen Staat im Staate, die Zahl der Freien, die eigentliche Stütze des königlichen Anſehens, ward dadurch bedeutend vermindert, und im zehnten Jahrhundert waren die Großen bereits ſo weit mit deren Unterdrückung gekommen, daß ſelbſt die freien Zinsleute unfreie Hinterſaſſen geworden. Sie wurden ſo allmälig Dienſtleute (ministeriales) ihrer Unterdrücker, und indem dieſe ſie einem Hofrichter unterwarfen, kam der Begriff von Unfreiheit in ihr Verhältniß zum Herrn, deſſen Gleichen ſie früher geweſen. Hierdurch natürlich wurde der reiche Adel immer unabhängiger vom Könige, ſeine Stel-

lung zum Volke ſelbſt eine ganz veränderte, die für beide um ſo bedenklicher ward, als mit der wachſenden Macht des Adels zugleich eine Entwaffnung der Nichtadlichen verknüpft ward.

Durch das Eintreten ſolcher Verhältniſſe nämlich bildete ſich zugleich ein Unterſchied der Stände ſchärfer aus. Man kannte bald nur zwei Klaſſen von Freien, ſolche, die den Reichsheerdienſt leiſteten, das heißt die Unterdrücker ihrer ſchwächern Nachbarn, die Magnaten, und die Unterdrückten, deren Vaſallen und Kriegsdienſtleute. Wer nicht zu dieſen beiden Klaſſen zählte, rettete nur einen Theil jener Rechte, die urſprünglich von dem Kriegsdienſte abhingen. So entſtanden die Semper-Höchſt-Freien, d. i. die Fürſten und Herren, welche andere zu Mannen (Vaſallen) hatten, und die Mittelfreien, welche Höchſt-Freier Mann waren. Durch Auflöſung der alten Herzogthümer retteten die Semperfreien ihre Reichsfreiheit, während die übrigen Freien ſie größtentheils verloren.

Durch das Lehnsverband, welches ein auf Grund und Boden beruhendes Verhältniß erſchuf, wurde zugleich der Grund ſowohl zur Kriegsverfaſſung dieſer Zeit, als auch zu jedem andern bürgerlichen Verhältniß gelegt. Mit dem Lehen war das Waffenrecht, mit der Ertheilung deſſelben das Kriegsrecht verbunden. Daher war den Hinterſaſſen nur erlaubt, im Reichsdienſte und zur Landfolge verwandt zu werden. Selbſt gemeinen Freien, freien

Landſaſſen, blieb es kaum verſtattet, mit den Waffen in der Hand für ihren Fürſten zu ſtreiten.

Der Unterſchied des Vermögens mußte bei Verhältniſſen dieſer Art eine nur zu große Rolle ſpielen. Wir finden daher auch, daß der Reiterdienſt ſehr bald ganz beſonders in Aufnahme kam. Heimiſche ſowohl als auswärtige Verhältniſſe trugen gleich viel dazu bei, dieſen Dienſt auszubilden. Während die außerordentliche Theuerung der Pferde die Großen trieb, im Dienſte zu Pferde allein Ehre zu ſuchen *), machten die Einfälle der Ungarn und Polen es dem Reichsoberhaupte zugleich erwünſcht, jenen Völkern eine zahlreiche Kavallerie entgegen zu ſtellen. Wir ſehen daher auch im Laufe eines Jahrhunderts die ganze bewaffnete Macht Deutſchlands zu Pferde, und tapfer drein ſchlagen.

Wir finden ſchon früh, daß die Fürſten und Vornehmen unter den Deutſchen ſich gern zu Pferde befanden, und daß ſie auch dies von denen, die ihnen am nächſten ſtanden, anfangs gewünſcht, ja ſpäter geheiſcht. König Chlodowig rettete ſein gutes Pferd in der mörderiſchen entſcheidenden Schlacht mit den Weſtgothen. — König Theodorich führte ſchon Reitgeſchwader gegen die Thüringer, und die Chroniker gedenken es, daß König Guntchrams Heerführer allein mittelſt ihrer Reiterei König Gundo-

---

*) Im Anfange des zehnten Jahrhunderts bezahlte man ein Pferd mit 30 Joch Landes; man hat Beiſpiele, daß es ſogar ein Talent gekoſtet.

balds Heer angriffen, zur Flucht nöthigten und ganz aus dem Felde ſchlugen *). Die Geſtüte, die die Könige unter der Marſchälle Aufſicht hielten, und worin auch Privatleute nicht nachſtanden **), beweiſen, daß man ſchon damals einen Werth darauf legte, gut beritten zu ſeyn.

Der Wunſch, ſich in der Nähe des Königs oder ſeines Stellvertreters zu befinden, trieb natürlich Viele an, ſich beritten zu machen, und ſo kam es, daß ſehr bald die Edlen, die früher zu Fuß gedient, es für ein Vorrecht betrachteten, ſich zu Roſſe zu ſetzen. Durch dieſe nach und nach ſich ſteigernde Vermehrung der berittenen Edlen entwickelte ſich allmälig die Idee einer Art Korporation, wozu wir die Grundzüge ſchon in den urgermaniſchen Zeiten finden können, und durch deren Ausbildung ſpäter die innere und äußere Geſtaltung des Kriegsweſens umgeſchaffen werden ſollte ***).

Die uralte germaniſche Sitte, den Jüngling feierlich wehrhaft zu machen, wofür einige Schriftſteller das dreizehnte, andere dagegen das ein und

---

*) Greg. Tur. VII. 35.

**) Ibid. III. 15.

***) Dies geht ſchon aus Tacitus hervor. Principem defendere, tueri, sua quoque ſortia ſacta gloriae ejus assignare, praecipuum sacramentum est. Jam vero inſame in omnem vitam ac probosum superstitem principi suo ex acie recessisse. —

zwanzigſte Jahr uns angeben, war ein Akt, der ſowohl in dem Privat- als öffentlichen Leben eines Kriegervolkes von Wichtigkeit und von Glanz umringt ſeyn mußte. Dieſe Sitte, die ſich durch die ſtürmiſchen Ereigniſſe bis auf Karls Zeit fortgepflanzt, ſcheint zur weitern Ausbildung des Begriffs einer Korporation weſentlich mitgewirkt zu haben. Dergleichen Handlungen nämlich waren ſtets mit Feſtlichkeiten verbunden, und die Chroniker jener Zeit verweilen mit Wohlgefallen bei der Schilderung der Aufzüge, die Statt fanden, als z. B. Karl der Große, Ludewig der Fromme, Friedrich I. u. a. ihre Söhne wehrhaft machten. Bei dieſer Gelegenheit wurden den jungen Fürſtenſöhnen Schild- und Waffenträger vom höchſten Range beigegeben, ein Gebrauch, der ebenfalls aus der älteſten germaniſchen Zeit ſtammte. Später ſetzten die ausgezeichneteſten Fürſten eine Ehre darin, Königen den Schild vorzutragen und ſie mit ihrem ganzen Gefolge zu begleiten. Hieraus entſprangen natürlich Verhältniſſe, die bei den fortwährenden kriegeriſchen Beziehungen die Begriffe von Genoſſenſchaften ausbilden mußten, deren Glieder zu einander in ſteten Verhältniſſen ſtanden. Treue, Hingebung und Aufopferung für den Fürſten, Tugenden, die ſchon in dem Charakter des Deutſchen liegen, fanden in ſolchen Verhältniſſen eine ſchöne Heimath. Die Vereinigung aller germaniſchen Tugenden und Fehler mit der vermittelnden Religion der Liebe, ſagt hierüber der geiſtreiche Verfaſſer

des Verſuchs einer Geſchichte der Kriegsverfaſſung Deutſchlands im Mittelalter, war die Seele dieſer wahrhaft kriegeriſchen Einigung der Ritterſchaft. Die Liebe, welche die Religion lehrt, verſchmolz in dem kräftigen, phantaſiereichen Zeitalter, bald mit der zartern Geſchlechtsliebe, und dieſe wurde eben durch jene gehoben und verfeinert, wenn gleich die Galanterie bei den Deutſchen nie ſo ausgebildet wurde, wie bei den Engländern, Spaniern und vorzüglich bei den Franzoſen. Muth, Tapferkeit und Stolz auf der Vorfahren adliche Art führten dieſe Empfindungen auf kriegeriſche Weiſe in das Leben, durch Thaten, wie ſie nur bei der damaligen innern Verfaſſung der Staaten und in jenem Geiſte verrichtet werden konnten, romantiſch wie das ganze Zeitalter. Alſo unvermerkt, aber aus dem innerſten germaniſch-chriſtlichen Leben hervorgehend, entſtand das Ritterweſen, das ſich raſch entwickelte, und bald durch feſte Formen zu einem Orden von adlichen Männern bilden ſollte, der für die äußere Geſtaltung des Kriegsweſens eben ſo wichtig für ſeine Zeit, als durch das eigenthümliche Leben, das er dem Kriegsſtande überhaupt einhauchte, einflußreich für alle kommende Geſchlechter werden mußte. In ihm entwickelte ſich allmälig die Idee einer kriegeriſchen Vollbürtigkeit, gleichſam ein Ideal kriegeriſcher Ehre, das das gemeinſame Ziel des Strebens von Jedem und Allen wurde, und wodurch ſich mittelbar das Waffenhandwerk zur Kunſt umgeſtaltete.

Zur Erlangung der Ritterwürde bedurfte es vor

allem einer unbefleckten adlichen Geburt, die ſpäter mit dem Namen Ritterbürtigkeit, d. h. Abſtammung von einem Rittergeſchlechte durch drei Generationen, bezeichnet ward (gentilhomme de nom et d'armes, d'armoiries). Nur die Machtvollkommenheit des Kaiſers oder Königs konnte hiervon eine Ausnahme bewirken, was die Franzoſen jedoch als etwas ihrer Nation Unwürdiges — quod Gallia foedum judicat — betrachteten. Die ſpätern Verordnungen (1394), daß Niemand ein Ritterpferd (eigen Pferd) haben ſolle, der nicht Wappengenoß ſey, führte in Deutſchland den Gebrauch der Wappen, erſt auf Schilden, dann in Siegeln mit Schildern, als Abzeichen der Ritter, herbei. Um Ritter zu werden, mußte der Aſpirant — Ritterbürtige, Rittermäßige, in Schild und Wappen Geborne — vom ſiebenten Jahre an als Junker, Bube (page, valet, damoiseau) den Dienſt (tyrocinium militare) erlernen. Später, d. h. wenn er ſeine Wehrhaftmachung als Knappe durch eine lange Prüfungszeit in der Umgebung eines bekannten Ritters erlangt (famulus, armiger, serviens, ecuyer) wurden ihm des Ritters Waffen und Pferd anvertraut. Er führte dann deſſen Schlachtroß (destriers), trug ihm Schild und Lanze, band und hütete die Gefangenen. Dadurch war er ein Ritterlicher oder Edelknecht geworden (militaris). Eine treue Pflichterfüllung und die geſchickte Handhabung der Waffen erlaubten ihm, ſich nach einigen Jahren, doch nicht vor dem einundzwanzigſten Jahre, um die

Ritterwürde zu bewerben. (Nur die Söhne der Fürſten allein machten hiervon eine Ausnahme.) Ritter ward er durch den Ritterſchlag, welcher jeder Ritter einem adlichen Knappen ertheilen konnte *). Dieſer Ritterſchlag war mit den feierlichſten Zeremonien verknüpft, die die Cérémoniaux der Franzoſen weitläuftig enthalten, und mit wenigen Abänderungen in Spanien, England, Deutſchland, Italien und ſelbſt im Norden und faſt zu allen Zeiten dieſelben waren. Das Gepränge, mit Ausnahme, wenn die Feſtlichkeit im Kriege, auf einem Schlachtfelde ꝛc. vollzogen ward, fand, wo es ſeyn konnte, und beſonders, wenn ein Vornehmer dieſe Ehre nachſuchte, in Gegenwart eines königlichen oder fürſtlichen Hofes Statt. In einfacher, dunkler und langer Kleidung, und ohne alle Verzierung, ſtellten ſich die Kandidaten, nachdem ſie ſich vorher durch Beichten und Faſten dazu vorbereitet hatten,

*) Dies geſchah ſelbſt während des Gefechtes. Als der Graf von Suffolk bei der Belagerung von Jargeau ſich an Guillaume v. Renaud ergeben mußte, fragte er ihn, ob er Ritter ſey. Als er dies verneinte, ſagte er zu ihm: Nun, ehe ich mich ergebe, ernenne ich Dich dazu; worauf er ihn zum Ritter ſchlug und mit dem Schwerte umgürtete. — Seit jeder Ritter das Recht hat, Ritter zu ſchlagen, ſagt Brantome: il a plus de chevaliers, tels quels et de dames leurs femmes que jadi n'y avaient d'écuyers et damoiselles, tant est grand l'abus parmi la chevalerie. —

am Orte der Feierlichkeit ein. Selbſt ihre Pferde waren von jedem Prunke entblößt. Nachdem ſie dann ein Bad genommen, erſchienen ſie mit einer Art weißer Tunika bekleidet, aber noch ohne Hut und Sporen, vor dem Könige, Herzoge ꝛc., worauf es in feierlicher Prozeſſion in die Kirche ging. Der Andacht folgte dann ein Mahl, bei welchem dem neuen Ritter an einem kleinen Tiſche, an dem er weder reden, lachen noch eſſen durfte, ſein Platz angewieſen wurde. Dieſes beendet, wurden die jungen Ritter feierlich in die Kirche zurück begleitet, wo ſie bewaffnet ihre Waffenwache (la veille d'armes) thaten. Des andern Morgens früh wurden ſie hier abgelöſ't, und nachdem ſie ſich in etwas erholt hatten, ging es wieder in einer langen Prozeſſion in die Kirche. In dieſem Zuge trugen ein Paar ecuyers die entblößten Schwerter für die zu ſchlagenden Ritter, die Gefäße nach oben, und daran die vergoldeten Sporen befeſtigt. Von einigen alten Rittern begleitet erſchienen ſie, die Degen am Halſe tragend, vor dem Altar, wo das Hochamt gehalten wurde. Sobald dieſes beendigt war, fielen die Kandidaten auf die Knie und baten um die Ertheilung des Ritterſchlages. Derjenige, der ihnen dieſen ertheilte, berührte ſie dreimal, im Namen Gottes, des heiligen Michael und des heiligen Georgs, mit dem bloßen Schwerte und gab ihnen den Bruderkuß. Darauf legten ſie den Eid ab: ſtets zur Vertheidigung des Königs und Vaterlands gewaffnet zu ſeyn, die Frauen (damoi-

selles) zu ſchützen, alle irdiſche Güter zur Verthei- digung der Kirche zu opfern, und allen ſonſtigen, be- ſonders religiöſen Tugenden zu huldigen. Jetzt ward ihnen das Schwert umgürtet; alte Ritter legten ihnen die Sporen an und die andern Stücke der Rüſtung, überreichten die Handſchuhe ꝛc. *), der Biſchof er- theilte ihnen den Segen. In geordnetem Zuge ver- ließ man die Kirche, und nun ging es zu den Feier- lichkeiten, Schmauſereien und Turnieren, bei denen die neuen Ritter ſchon Proben ihrer Geſchicklich- keit ablegen konnten — Feſtivitäten, zu denen das Volk regelmäßig beſteuert wurde.

Fanden die Feierlichkeiten im Felde Statt, ſo hielten die Ritter, je nachdem man vor einer Feſtung oder dem Feinde in offenem Felde gegenüber ſtand,

*) Viele dieſer Waffenſtücke hatten außer ihrer militai- riſchen auch noch eine ſymboliſche Bedeutung, indem man ſich z. B. des Handſchuhes der rechten Hand ſtatt derſelben ſelbſt, bei Verträgen, Lehnsverpflichtun- gen, Herausforderungen ꝛc. bediente. — Eine ähn- liche Bewandtniß hatte es mit den Sporen. Der Ueberwundene gab mit dem rechten Handſchuh auch den rechten Sporn ab. Sie ſollten ihn erinnern, daß Tapferkeit und Ehre die einzigen Sporen, der einzige Antrieb edler Thaten, daß Unermüdlichkeit und Geſchwindigkeit die erſten kriegeriſchen Tugen- den ſeyen. Es war daher ſprichwörtlich in Frank- reich: que le chevalier commence à s'armer par les chausses. Auch begleiteten ſie den Ritter bis ins Grab.

die Wache in einer Mine, oder ſonſt auf einem gefährlichen Poſten. Des andern Tages hatten die neuen Ritter die Ehre, die gefährlichſten Poſten angewieſen zu erhalten.

Es ſcheint Ritter verſchiedener Ordnungen gegeben zu haben — hauts et bas chevaliers. — Wir wiſſen jedoch nicht, worauf dieſe Eintheilung Bezug gehabt hat. Der Unterſchied trat wahrſcheinlich auch nur im Kriege hervor, und bezog ſich darauf, daß der gewöhnliche Ritter (bachelier, bas chevalier) dann unter des banneret (Bannerherrn) Fahne gegen den Feind zog *). Uebrigens war dieſe Einigung der Ritter zu einem Stande eine Nachbildung der vorhandenen geiſtlichen Orden, was ſpäter durch Stiftung der vorhandenen Ritterorden noch deutlicher hervor trat.

Lehn- und Ritterweſen hat ſeine Anfänge in Deutſchland, ſeine ſtrengſten Formen aber haben beide durch die Franzoſen erhalten, in England und im Königreich Jeruſalem.

---

*) In Frankreich ſpricht ſich dieſe Abtheilung in zwei Klaſſen deutlich aus. Die erſtere Benennung kommt unter Philipp Auguſt zum Erſtenmal vor. Man verſtand nach Froiſſart darunter einen Ritter, der 50 Gewappnete und die dazu gehörigen Bogenſchützen, alſo etwa 150 Pferde unter ſich hatte. Nach Andern durfte man, um chevalier banneret zu ſeyn, nur 4 bis 5 Ritter und etwa 16 Pferde ins Feld führen. Uebrigens führten die bannerets (Bannerherren) eigene Fahnen.

Der Ritterorden entſtand, beſtand und verblühete in einer Zeit der Bedrückung und Beängſtigung, in einer Zeit der Gefährdung faſt aller Menſchenrechte, aus dem begeiſternden Phantom der Ehre, ohne andere Nahrung, als deren eigenes unerſchöpfliches Feuer. Ohne ein politiſcher Körper zu ſeyn, erſtreckten ſich deſſen Wirkungen, deſſen Segnungen und Mißbräuche Jahrhunderte lang durch faſt alle Länder Europa's, und er lebt noch heute, wenn gleich in vielfachen Formen und Abſtufungen fort. Kriegszucht, ſtrenge Selbſtverläugnung, Soldatentrotz und Demuth und ein Heroismus ohne Gleichen begleiten ihn durch alle Perioden, doch nicht, ohne dann und wann durch manche Laſter getrübt zu werden. Merkwürdig durch eine erhabene Einfalt, durch eine beiſpielloſe Selbſtverläugnung in der erſten Periode ſeines Entſtehens entartet er im Laufe der Zeit, und geht dann mit ſchnellen Schritten ſeiner Auflöſung entgegen, die noch durch äußere Einwirkungen beſchleunigt werden ſollte. Aber er ſteht als ein großes Denkmal da, daß nur die Herrſchaft ſeiner Ideen über ſeine Gefühle dem Menſchen Würde verleiht. —

Es ſey nun jetzt, nachdem wir einige flüchtige Blicke, wie es der Zweck dieſes Buches erlaubt, auf die allgemeinen Verhältniſſe geworfen, auch vergönnt, auf die rein militairiſchen zurückzukommen *).

---

*) Der Zweck des Buches erlaubt in dieſem Abſchnitt

Ohne beſtimmte Nachrichten über die Verpflichtungen zu haben, die das Geſetz, wenn wir uns ſo ausdrücken dürfen, den verſchiedenen Arten von Lehnsträgern für den Fall eines Krieges auferlegte, können wir, ohne ſehr zu irren, annehmen, daß eine Zeitlang noch für die Heeresfolge die Anordnungen in Kraft blieben, die unter den erſten Carolingern dafür anberaumt worden waren. Der Lehnsträger alſo erſchien, nachdem er zuvor in Deutſchland ſechs Wochen und drei Tage vorher zur Heerfahrt eingemahnt, mit der geſetzlich ſtipulirten Mannſchaft auf dem ihm anberaumten Platze, vollſtändig gerüſtet und für die erſte Dauer der Unternehmung ſelbſt mit Lebensmitteln verſehen. Jedoch bedurfte es hierzu zu allen Zeiten ſtarker Gründe und guter Worte. Das Minimum dieſer Zeit war bei dem Staatsheerdienſt auf ſechs Wochen feſtgeſtellt; aber wir finden bald, daß die Lehnsträger beſonders darnach ſtrebten, dieſe Zeit abzukürzen, was ihnen auch nicht ſelten gelang. Aus einer Menge von Beiſpielen läßt ſich darthun, daß es Vielen gelang, dieſe Zeit ſogar auf fünf Tage herabzudrücken. Dieſe Verhältniſſe ſcheinen überhaupt

---

nur das Hauptſächlichſte aus der Kriegsverfaſſung der romaniſch-germaniſchen Völker, ohne ſtrenge Chronologie anzuführen. Vorzugsweiſe iſt den Einrichtungen des zehnten, elften, zwölften und dreizehnten Jahrhunderts die Aufmerkſamkeit gewidmet. Strenge Sonderung nach Völkern und Staaten bleibt hier noch unmöglich. —

ſehr verwickelt geweſen zu ſeyn, und mit provinziellen und Lokalverhältniſſen zuſammengehangen zu haben. Als z. B. Philipp Auguſt im Jahre 1194 gegen Richard zu Felde lag, verlor er bei einem unvermutheten Angriff ſein Archiv, das die Könige damals ſtets mit ſich führten, ſey es, Rechtsansprüche zu entſcheiden, oder um immer von den Obliegenheiten der Vaſallen genaue Kenntniß erlangen zu können. Dieſer Verluſt war dem Könige höchſt ſchmerzlich, weil er dadurch außer Stand geſetzt ward, ſeine Vaſallen ferner zu kontrolliren. Auch war dieſe Sache dem König Richard ſo lieb, daß er ſich durchaus nicht zu einer Zurückgabe deſſelben verſtehen wollte. Ein Umſtand, der zur Genüge darthut, wie ſchwankend die Verhältniſſe zwiſchen Lehnsherr und Lehnsträger ſtets ſeyn mochten.

Die ſo zuſammengebrachte Mannſchaft bildete den Kern des Heeres, und focht ausſchließlich zu Pferde. Was als arm und unbemittelt, gewöhnlich auch ſchlecht bewaffnet, ſich in der Ritter Gefolge befand, erſchien als Fußvolk des Heeres. Auf den beſtimmten Sammelplätzen erhoben die Herzöge der Provinzen ihre Banner, und unter ihnen die Bannerherren, Grafen und Freiherren (ſpäter auch die Städte). Die gemeine Ritterſchaft und deren Leute folgten dem Fürſten; die Deutſchen theilten dieſe Mannſchaft bei den Reichskriegen, denn von dieſen kann hier nur die Rede ſeyn, in ſieben Heerſchilde. Den erſten Rang im Heere —

Heerſchild — hatte der König; die geiſtlichen Fürſten hatten den zweiten Rang, weil ſie Dienſtleute des Königs waren; der dritte gebührte den weltlichen Fürſten, weil ſie der geiſtlichen Fürſten Dienſtleute ſeyn konnten; den vierten nahmen die Grafen und Freien, als der Fürſten Dienſtleute, ein; und im fünften ſtanden die Bannerherren oder Mittelfreien, weil ſie nicht höchſtfrei, d. h. Freiherren und doch auch nicht ſchlechthin Freie waren; den ſechsten Schild nahm die gewöhnliche Ritterſchaft, d. h. die Vaſallen und Dienſtleute der Bannerherren ein; im ſiebenten endlich waren alle Freie, die nicht ritterlicher, aber doch freier, ehelicher Geburt waren, geordnet; er umfaßte zugleich die Bürger der Städte, welche die Ritter nie recht als vollbürtig erkennen mochten.

War das Heer verſammelt, ſo ward das Reichshauptbanner entfaltet, worauf alle andere Banner zuſammengewickelt — niedergelegt — wurden. — Doch gaben einzelne Berechtigungen öfters einzelnen Völkern und Orten die Erlaubniß, auch dann noch ihre Banner offen zu haben. Die Ehre, das Reichsbanner zu führen, ward nur den höchſten Reichsfürſten zu Theil. Als Sinnbild des Reichshauptbanners führten Heinrich I. und Otto I. einen Engel. Unter Friedrich I. aber ſah man bereits einen Adler. Doch waren dieſe Sinnbilder nicht gemalt, ſondern geſchnitzt. Bei den italieniſchen Städten hieß dieſe Fahne Coroccio, und ward auf einem Wagen geführt, auf dem ſie an einer hohen

Stange befeſtigt war. Ein Gebrauch, den die Deutſchen in der Schlacht bei Bouvines nachahmten; bei den Franzoſen war dies die Oriflamme *).

Verlangte die Dauer einer Unternehmung die fernere thätige Mitwirkung der Vaſallen über die geſetzliche Zeit hinaus, ſo mußten die Kaiſer, Könige ꝛc. ſolche durch Aufopferungen jeder Art erkaufen. Hierdurch entſtanden natürlich bedeutende Riſſe in dem Lehnsverbande, die nicht wenig dazu beitrugen, ſolchen aufzulockern, und die Fürſten immer ohnmächtiger und abhängiger von ihren Lehnsleuten zu machen.

Den Unterhalt ſolch eines Aufgebots anbelangend, ſo ſollten die Vaſallen ihre Mannen mit Geld oder Lebensmitteln verſehen, um auf dem Zuge leben zu können. Gewöhnlich ward die Sache mit Geld abgemacht, ohne daß der Herr ſich dann weiter um etwas bekümmerte. Auch waren einzelne Ortſchaften verpflichtet, zur Fortſchaffung der Lebensmittel ſowohl, als der Bagage und Heergeräthe Fuhren und Saumthiere zu ſtellen. Die Franzoſen nannten dergleichen Saumthiere sommaire, sommarius, und ſcheint deren Geſtellung ausdrücklich in den Verleihungs-Inſtrumenten bemerkt geweſen zu ſeyn. Bei den Römerzügen wurden Leute vorgeſandt, um von den betreffenden Ortſchaften Lebensmittel für

*) Bei den nordiſchen Völkern finden wir öfters die Benennung Land-eyda, Land-oede (Verwüſterin der Erde) dafür — ein ſehr prononzirter Name.

Menſchen und Thiere zu fordern (das fodrum). Trotz der ſtrengen Verordnungen, die hin und wieder gegen das Plündern gegeben wurden, ſo ſcheint es doch, als wenn auf dieſem Wege der größte Theil der Nahrungsmittel berbeigeſchafft worden wäre.

In Frankreich, England und in den andern den Römern ehemals unterworfen geweſenen und von Deutſchen occupirten Ländern dürfte es ſo ziemlich mit der Kriegsverfaſſung dieſelbe Bewandtniß gehabt haben. Doch ſcheint es, als wenn in Frankreich das Lehnsverband ſich noch mehr wie in Deutſchland aufgelockert haben würde, wenn nicht energiſche Regenten von Zeit zu Zeit mit gewaltiger Fauſt darein gefahren wären. So hatte z. B. der ganze Adel im Poitou ſich 1271 das Recht erſtritten, heim zu bleiben, wenn es in den Krieg ging, und ſich darauf zu beſchränken, einige feſte Plätze innerhalb der Provinz zu beſetzen — andere zahlten unbedeutende Summen, und viele endlich waren geſetzlich von jeder Heeresfolge entbunden. Und doch ſollte gerade von hier aus die Umgeſtaltung der Kriegsverfaſſung beginnen.

Ein Feudal-Heer, das aus allen Ober-Lehnsherren und Vaſallen beſtand, konnte allerdings ſehr zahlreich ſeyn. Die Elemente, aus denen es zuſammengeſetzt war, mußten es an einem Schlachttage ſogar ſehr gefährlich machen. Die getheilten Intereſſen der verſchiedenen Mitglieder deſſelben verliehen ihm jedoch nur den Charakter einer vorübergehenden Irascibilität, die man durch Aus-

weichen und Hinhalten paraliſiren konnte. Für weitausſehende Pläne blieb ſo ein gebildetes Heer daher eine durchaus ungenügende Maſchine. Unternehmungen, bei denen die Theilnehmer ihr Erbe verlaſſen mußten, um das eines Andern zu vertheidigen, glichen Wanderungen, die, wenn ſie nicht zugleich mit Koloniſirungen verknüpft waren, nie zu einem Reſultat führen konnten. Jedem Regenten mußten daher, ſo wie er ſich auf weitläuftige Pläne einließ, auch geregelte Kriegerſchaaren willkommen ſeyn, die, gleichviel welchen Namen ſie führten, allein für kriegeriſche Zwecke geordnet ſeyn mußten. — Wir dürfen uns daher auch nicht wundern, in der Periode, von der wir reden, ſchon ſtehende Heere faſt in allen Ländern zugleich, und namentlich in den germaniſchen Staaten entſtehen zu ſehen.

In Deutſchland ſelbſt finden wir die erſten Anklänge dazu bereits in Karls des Großen Schaarmännern (Scararii, Scaremanni). Später ſehen wir, wenn gleich in einer andern Form, eine Art ſtehender Miliz in der ſogenannten Merſeburger Legion, die unter Otto I. einen großen Ruf wegen Kriegserfahrenheit und Tapferkeit hatte. Heinrich I. nämlich, der vorzüglich darauf denken mußte, die Grenzen ſeines Staates gegen die benachbarten wilden Völker zu ſichern, hatte ſich zu dieſem Behuf ein ganz eigenes Korps gebildet. Aus der großen Menge Raubgeſindel nämlich, das in großen Haufen das Land durchſchwärmte, unſicher machte, und gegen die ſeine Leute nicht ſelten zu Felde ziehen

hen mußten, ließ er, wenn deren gefangen wurden, die Tapferſten ausſuchen, und ſchenkte ihnen das Leben. Zugleich gab er ihnen Waffen und Ländereien, und wies ihnen die Vorſtädte von Merſeburg zum Wohnſitz an. Er hatte derſelben bald ſo viele, daß er eine ganze Legion daraus bilden konnte. Um nun der kriegeriſchen Thätigkeit derſelben eine ihm und dem Lande nützliche Richtung zu geben, erlaubte er ihnen Streifereien und Raubzüge auf fremdem Gebiete; nur die deutſchen Gauen mußten verſchont bleiben. Des Stehlens und Mordens gewohnt, ſagt von ihnen eine Chronik jener Zeit, hatten ſie es dahin gebracht, daß ihrem bloßen Namen der Schrecken voranging.

Die Zuſammenſetzung dieſes Korps ſcheint allein verhindert zu haben, daß die Nachfolger Heinrichs von ähnlichen Inſtitutionen Gebrauch machten.

Die erſten großen Verſuche jedoch im Soldweſen treffen wir im Norden von Europa. Alfred, Harold II. und Kanut der Große unterhielten bereits große Soldheere. Unter Letzterm ſcheint ſogar dieſe Miliz ſchon einen großen Einfluß gehabt zu haben. Als der König einen dieſer Korporation (huscarles) in einem Anfalle von Zorn getödtet, entwaffnete er durch eine entehrende Demüthigung deren Rache*). Auch geht aus deſſen Lagergeſetzen hervor (leges castrenses Canuti),

*) View of the state of Europe during the middle age by Hallam, I. p. 221.

Bayerische Staatsbibliothek München

daß ſich dieſe huscarles nicht allein durch eine eigene Kleidung, ſondern auch durch goldene Zierrathen vom Volke unterſchieden. Ueber ihr Betragen gegen einander ſowohl, als über ihre Streitigkeiten waren Vorſchriften, und letztere einer eigenen Gerechtspflege, die ſie unter ſich hatten, unterworfen.

Das Heer jedoch, das Wilhelm dem Eroberer den Beſitz Englands erſtreiten half, iſt unbedingt als das erſte anzunehmen, was hierin Epoche machte. Der ſtarke Sold und das Verſprechen der Beute, die er den ſtarken und rüſtigen Leuten *), die ihm mit Lanze, Schwert oder Bogen zu Hülfe eilen würden, gelobte, zog nicht allein aus dem damaligen Frankreich, aus Maine, Anjou, dem Poitou, der Bretagne, ſondern auch aus Flandern, Aquitanien, Burgund, ja aus Piemont und vom Rheine her Leute herbei. Alle Abenteurer Europa's, vom Durſt nach Beute beſeelt, verbanden ſich mit ihm. Einige führten ihm, als Anführer, ganze Haufen zu Hülfe, andere erſchienen allein; einige verdungen ſich ihm um hohen Lohn; andere verlangten nur Zuſicherung der Beute, noch andere forderten zu eröffnende Lehne, manche endlich eine reiche Erbin zur Frau — Wilhelm verſagte Niemandem ſeinen Wunſch.

In Frankreich und Deutſchland fing die Sache bald an Nachahmer zu finden. Abgeſehen davon,

---

*) Proceri corpore, praestantes robore, ſagen die Annaliſten.

Bayerische Staatsbibliothek München

daß die Keime zu dem Soldweſen gewiſſermaßen ſchon im Lehnweſen lagen, ſo trieb auch noch die Habgier der Lehnsträger die Fürſten, eine Aenderung hierin herbei zu führen. Jede Hülfsleiſtung von Seiten der Vaſallen mußte von den Fürſten mit neuen Opfern erkauft werden. Anfangs begnügte man ſich mit Abfindungen für eine ganze Reihefolge von Leiſtungen — ſpäter erſtreckten ſich dieſe auf jede Dienſtleiſtung. Als endlich der Verluſt der Pferde *) und Sachen, die die Lehnsleute im Kriege verlieren konnten, mit in Rechnung kamen, kam eine beſoldete Schaar zuverläſſiger Leute den Fürſten am Ende nicht viel höher zu ſtehen, als ein Lehnsheer, das er mit unendlichen Aufopferungen zuſammengebracht, und das ihn bei der erſten Gelegenheit ſeinem Geſchick überließ.

Den deutſchen Kaiſern hatte ſich in ihren italieniſchen Feldzügen das Mangelhafte ſo einer Kriegsverfaſſung in ſeinem ganzen Nachtheile gezeigt. Daher hatte ſchon Friedrich I. eine Schaar Krieger, die Brabanzonen, die wahrſcheinlich davon, daß ſie in Brabant geworben worden waren, ihren Namen hatten, in Sold genommen. Auch andere Fürſten ſtanden ihm hierin nicht nach. Die Rotten (Ruptae, Rotae), die der Erzbiſchof von

*) Bei den Franzoſen wurden die Pferde taxirt und ihnen der Preis auf der Lende eingebrannt, wonach dann die Vergütigung im Falle des Verluſtes erfolgte.

Köln gegen Heinrich den Löwen auf den Beinen hatte, und deren in dieſer Zeit bei allen großen Kriegsbegebenheiten gedacht wird, waren ebenfalls nichts anders als Leute, die ſich durch beſondere Verträge den Fürſten zu beliebigen Dienſten verpflichtet hatten. Je nachdem die Fürſten ihre Verhältniſſe richtiger würdigen lernten, wuchs auch die Zahl dieſer Truppen, und wir ſehen ſie bereits unter den Hohenſtaufen unter dem Namen Sarienten (Servientes) zu mehreren Tauſenden anwachſen. Sie dienten zu Fuß und zu Pferde, als Schützen zu Pferde 2c., und verpflichteten ſich eidlich, dem ihnen geſetzten Hauptmann zu gehorſamen. — Etwas höher ſcheint eine Klaſſe von Söldnern (solduarii) geſtanden zu haben, welche die Fürſten durch beſondere Verträge mit einzelnen Rittern, Grafen und Herren in Sold nahmen, die jedoch in Hinſicht ihrer Brauchbarkeit oder Verwendung nichts vor den Brabanzonen dürften voraus gehabt haben.

Sonderbar mit dieſen Anordnungen, mit dieſer Veränderung im Kriegsweſen fiel auch die Entſtehung des Bürgerthums zuſammen. Schon die älteſten Verordnungen hatten es den Bürgern der Städte zur Pflicht gemacht, Heeresfolge zu leiſten. Sey es, daß deren Mitwirken für kriegeriſche Zwecke zu unbedeutend hervortrat, um erwähnt zu werden, ſey es, daß der kriegeriſche unduldſame Adel keine Nebenbuhler dulden mochte, erſt nach langem Schweigen, gleichſam um für die durch Jahrhunderte ſich ſteigernden Anſprüche des Lehnweſens Erſatz zu for-

dern, erhoben ſich plötzlich die Städte, um ſich vom Lehnsverbande loszureißen und ſelbſtſtändig zu geſtalten.

Die Entwickelung der Freiheit der Städte hatte in dem ehemaligen lombardiſchen Staate begonnen. Unter kaiſerlichem Schutz hatten die Gemeinden langſam ihre Verwaltungsbehörden ausgebildet. Das Foderum, d. h. die Abgaben zur Beſtreitung der Bedürfniſſe auf den Zügen nach Rom, die Ausbeſſerung und Erhaltung der Wege und Brücken (paraticum) und die Verpflegung des königlichen Gefolges, waren nach und nach eine Art don gratuit geworden, und man erwartete nur den erſten Augenblick, um das erſte Auflehnen dagegen, mit einem gewiſſen Eroberungstrieb gepaart, offenbar werden zu laſſen. Die Gelegenheit bot ſich nur zu bald dar, und füllt nicht unrühmlich lange Jahrzehende der Geſchichte. — Die Bürgerſchaft der italieniſchen Freiſtädte beſtand aus verſchiedenen Elementen, gewöhnlich aus ritterlichen Dienſtleuten, welche theils als höherer (Kapitaneen), theils als niederer Adel in die Gemeinden eintraten, — voll Vertrauen auf Waffenfertigkeit und Körperkraft gewöhnlich auch nach der Regierung ſtrebend. Ihnen gegenüber ſtanden die Freien (Arimannen), die, von dem Adel durch Familienverzweigungen bald überflügelt, entweder auswanderten, oder aber in Handel und Verkehr Ruhe und Vermögen ſuchten. Die letzte Klaſſe der Einwohner bildeten die Handwerker, die, ſeit die Hörigkeitsverhältniſſe aufgehört,

unter Zunftmeiſtern und Vorſtehern Innungen bildeten, und Theil am Regiment hatten. Sie ſahen gewöhnlich die Feldhauptmannsſchaft, und auch die höhern Friedensämter in den adlichen Händen mit Gleichgültigkeit.

Mit dem ſteigenden Wohlſtande der Städte, mit dem Selbſtgefühl wuchs auch deren kriegeriſcher Sinn, und wir ſehen ſich hier raſch das Militairweſen ausbilden. Die ſtrengſten Befehle legten jedem Waffenfähigen die Wehrpflicht auf. Die geſammte waffenfähige Mannſchaft ward in Banner getheilt, deren jeder ſeinen eigenen Hauptmann und Fahnenträger hatte (Gonfalonier). Den Oberbefehl führten die oberſten Stadtbehörden oder eigene Volkshauptleute (capitanei del populo). Das Hauptbanner bildete die Stadtfahne (caroccio) auf einem mit Eiſen beſchlagenen Wagen, welcher in der Mitte des Schlachtfeldes aufgeſtellt war, und welchen der Kern des Heeres ſchirmte.

Die deutſchen Städte waren hinter ihren italieniſchen Schweſtern nicht zurückgeblieben. Es hatte ſich auch hier mit raſchen Schritten das Bürgerthum ausgebildet. Im Kampfe zwiſchen Kirche und Staat errangen die Städte theils durch eigene Kraft, theils durch Gunſt und Politik der Kaiſer nicht allein Befreiung von grundherrlichen Laſten, ſondern auch Aufſtellung ſelbſtſtändiger Behörden. Die Nothwendigkeit hatte ſie ſchon früher gelehrt, ſich gegen den neidiſchen und räuberiſchen Adel in den Waffen zu verſuchen. Die ge

ſammte Bürgerſchaft war daher wohl gerüſtet. Patrizier und reiche Kaufleute ſtritten als Konſtabel (Stallmeiſter) zu Roß, oft durch beſoldete Reiſige unterſtützt. Der ärmere Bürger führte Bogen, Armbrüſte, Streitäxte, Morgenſterne und Speere; leicht Bewaffnete zogen der geharniſchten Reiterei voran; die ärmſten Inſaſſen wurden als Schanzgräber gebraucht. Jede Zunft hatte ihr Waffenhaus. Der Bürgermeiſter führte das Heer; der größere Theil der Bürger war nach Zünften geſchaart — ein angeſehener Rathsmann trug die Stadtfahne. Beſtändige Fehden hielten den kriegeriſchen Sinn aufrecht; jährliche feierliche Muſterungen, Vertheilung von Siegespreiſen, und mannichfaltige Waffenübungen ſicherten vor Verfall der kriegeriſchen Zucht. — Die Ritterſchaft fand in den Bürgerſoldaten — Katzenrittern vom Adel genannt — würdige Nebenbuhler, die Menſchheit Rächer für Jahrhundert lange Schmach und Herabwürdigung.

In Frankreich geſtaltete ſich die Sache anders. Während die Städte in Italien und Deutſchland nur mittelbar zur Entwickelung der landesherrlichen Hoheit beitrugen, wurden ſie hier unmittelbar dazu verwandt. Sie bildeten ſchon ſehr früh ein Gegengewicht gegen die Unordungen, die der Adel, Räuber u. a. überall übten. Ludwig VI. war der erſte, der ſich zu deren Bändigung der Aufgebote der Städte und Gemeinden bediente (trouppes des Communes). An ihrer Spitze zogen die Prie-

ſter des Kirchſpiels, die Aebte an der Spitze ihrer Vaſallen. Die Prieſter jedoch gingen nicht mit in den Streit; ſie beichteten und bereiteten nur zum Tode vor. —

Dieſe Anordnung war freilich nichts Neues. Es war kein Gebot vorhanden, das ihnen die Heeresfolge unterſagt hätte, aber es ſcheint, als ſey dieſe Unterlaſſung ſtillſchweigend gut geheißen worden. Wenn ja hier und dort dergleichen Aufgebote verſammelt wurden, ſo zogen ſie unter Führung und unter den Fahnen der Grafen und Bannerherren einher. Als neu trat jetzt jedoch das hervor, daß dieſe Truppen (Communiae, communitates Parochiarum) unter ihren Obrigkeiten und Pfarrern fortan in den Krieg zogen, wodurch ſowohl ſie, als auch der König unabhängiger von den adligen Lehnsleuten wurden.

Was die Bewohner der Städte Frankreichs betrifft, ſo beſtanden dieſe aus freien Leuten, aus Gewerbtreibenden, den Geiſtlichen, deren Anhang und dann den obrigkeitlichen Perſonen, und endlich aus den Leibeigenen (gens de main morte, gens de poëste, gens de corps), die von ihren Herren abhingen, deren Güter nicht auf ihre Kinder vererbten, und die nur für ihre Gebieter arbeiteten.

Um nun den Städten das Recht zu geben, ins Feld rücken zu können, wurden darin zuvörderſt Beamte, die in des Königs Namen befehligten, und die als höchſte Obrigkeiten im ganzen Weichbild der Stadt galten, eingeſetzt. Sie bildeten in

den größern Städten eine Korporation unter dem Namen der echevins (scabini), die bald die Eiferſucht der Adligen durch ihre Privilegien und ihr Anſehen reizten. Da die Städte ſich jedoch des beſondern Schutzes der Könige erfreuten, ſo blieb dem Adel nichts übrig, als dieſe neue Macht zu dulden — ja ſpäter ſuchte er ſelbſt das Recht, in den Städten zu wohnen und obrigkeitliche Würden bekleiden zu dürfen, als eine Begünſtigung nach. An der Spitze des ganzen ſtädtiſchen Weſens ſtand als königlicher Bevollmächtigter der Major (Maire), der jährlich ernannt ward.

Dieſe Anordnungen fanden zuvörderſt nur in den königlichen Domainen Statt — erſt ſpäter folgten dieſem Beiſpiel die größern Vaſallen, die Grafen von Champagne, Flandern, die Herzöge von Guienne, der Normandie u. a., jedoch nur mit Bewilligung des Königs. Auch bei den Nachbarn in Savoien, England und andern Ländern fanden dieſe Anſtalten Nachahmung. Philipp Auguſt regelte das Städteweſen in Bezug auf den Krieg, und wir können wohl annehmen, daß ſeine Anordnungen mit wenigen Ausnahmen bis zu Karls VII. Zeiten, wo eine neue Periode der Kriegsverfaſſung begann, in Gültigkeit blieben. Durch genaue Beſtimmungen war feſtgeſetzt, in wie fern jede Kommune wirkend bei einem Kriege erſcheinen ſollte, wie viel ſie Kontingent zu ſtellen ꝛc. Es ſcheint, daß wenn dieſe in größere Abtheilungen geſchaart geweſen, ihnen der Name Legion beigelegt worden,

denn wir finden die Benennung Legion (legiones Communiarum, legio Troum) hier und dort. Wahrſcheinlich wurden ihnen dann auch erfahrene Anführer in der Perſon von berühmten und kriegs-kundigen Rittern gegeben, wie dies aus mehreren Beiſpielen hervorgeht.

Doch mit dieſen Anordnungen für das Städte-weſen waren die Veränderungen, die Philipp Au-guſt in militairiſcher Hinſicht machte, noch nicht beendigt. Seine Regierungsgeſchichte iſt reich an allerhand Truppenformationen, die eine Menge neuer Begriffe vorausſetzen: Servientes, Clientes, Satellites, Ribaldi und Pequiquini.

Servientes, gewöhnlich sergens überſetzt, ſcheint die Benennung für alle geweſen zu ſeyn, die nicht Ritter (milites) waren. Sie ſollen z. B. die Kon-tingente der Kommunen in den Muſterrollen ſehr häufig als sergens de pied vorkommen. Verſchie-den hiervon war der Ausdruck sergenterie, das die Benennung für einige Lehne in der Normandie und Bretagne geweſen zu ſeyn ſcheint. — Gewöhnlich aber ſcheint man mit der Benennung sergens eine beſſere Bedeutung verknüpft zu haben. — Von ihnen zu unterſcheiden ſind die servientes armorum (Sergens à Maces), die eine Garde des Kö-nigs bildeten, ihm mit Streitäxten, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, und gut gewappnet voraus gin-gen, und die ſich bedeutender Vorrechte erfreuten.

Die clientes, deren in der Schlacht bei Bovi-nes gedacht iſt, waren wahrſcheinlich Edelleute, die

nicht Ritter waren. Vielleicht, daß ſie den Namen deswegen hatten, weil ſie unter dem Banner eines Großen marſchirten, den ſie als ihren Patron betrachteten.

Den Namen satellites betreffend, ſo wiſſen die gleichzeitigen Schriftſteller ſelbſt nicht recht was daraus zu machen. Daniel, der Alles, was darüber vorhanden, zuſammengeſtellt, iſt der Meinung, daß es eine Schaar tüchtiger und ſtarker Leute geweſen, die man aus der Ritter Gefolge erleſen, um ſie für einzelne Fälle zu gebrauchen. Sie ſcheinen gleich geübt im Kampf zu Fuß und zu Pferde geweſen zu ſeyn. Vielleicht, daß man ſie mit einigen Leuten der Kommunen untermiſcht hat, woraus ſpäter die Meinung entſtanden, daß ſie eine Art Elite jener Kommunaltruppen geweſen. Die erſte Meinung würde wenigſtens zur Erklärung ihres Namens beitragen.

Die Ribauds anbelangend, deren in den kriegeriſchen Ereigniſſen unter Philipp Auguſt häufig gedacht wird, ſo ſcheint dies eine Art kühner und dreiſter Fußknechte geweſen zu ſeyn. Sie waren namentlich bei Angriffen von Städten, verſchanzten Poſten und Lägern die Erſten, repräſentirten, was ſpäter die enfans perdus waren. Sie hatten ihren eigenen roi des ribauds, wie es einen rex Arcaricorum, Arbalistariorum gab. Nach Karl VI. kommt jedoch dieſe Benennung nicht mehr vor. Die ribauds werden von den gleichzeitigen Schriftſtellern oft ein unbewaffneter Haufe agmen

inerme genannt, woraus zur Genüge hervorgeht, daß ſie nur leicht bewaffnet ſeyn mochten. — Später verfiel dieſe Truppenart durch ihren Mangel an Disziplin in Verachtung. Der Name ribaud war unter Ludwig dem Heiligen ſchon eine grobe Injurie, und bedeutet noch heute einen, Ausſchweifungen und Exzeſſen hingegebenen Menſchen. —

Was die Pequiquini, Piquechins anbetrifft, ſo waren dies wahrſcheinlich eine Art leichter Truppen, die, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, vielleicht nur mit Bewachung der Läger, mit dem Dienſte auf Vorpoſten beauftragt waren.

Den Kern der Truppen Philipp Auguſt's ſchienen jedoch die Soldtruppen, soldats oder sousdoyers gebildet zu haben. Den Stamm hierzu lieferten wahrſcheinlich auch Abenteurer und Banditen, die in Banden das Reich durchzogen und plünderten, wie wir dies unter Heinrich I. in Deutſchland geſehen, und wie dies unter Heinrich II. in England der Fall war. Dieſe Leute kommen auch ſehr häufig unter der Benennung Cottereaux, Cotterelle, Routiers, Ruptuarii, Rutarii, Brabanzonen vor; Benennungen, die Einige von den langen Meſſern, die ſie getragen, Andere von dem Wort cotterie, espèce de societé de gens qui se soutiennent les uns les autres — herleiten wollen. Die troupes des Routes dieſer Regierung, die ruptae ſind wahrſcheinlich die Rotten der Deutſchen, deren bereits gedacht ward *).

---

*) Andere leiten es von ab agrum rumpendo her.

Sehen wir auf die Bewaffnung dieſer Periode zurück, ſo finden wir, daß ſie gewiſſermaßen der Ausdruck der Taktik dieſer Zeit iſt, d. h. daß Offenſiv- und Defenſiv-Waffen rein darauf berechnet ſind, Zweikämpfe zu beſtehen.

Das Hauptſtück der Waffen dieſer ganzen Periode iſt der Panzer oder Harniſch (haubert, cotte de maille, Brugne; lateiniſch Brunia, Pancera, lorica; deutſch Harniſch, Halsberg, Brünne). Wie eng derſelbe mit der ganzen Zeit zuſammenhing, geht daraus hervor, daß Brünne oder Halsberg melonymiſch ſo viel als gepanzerter Krieger bedeutete. Die eigentliche Halsberge (Alsbergum, Halsbrünne, Halsroſte) deckte Hals und Bruſt. Sie beſtand meiſtentheils aus kleinen durchbrochenen viereckigen rautenförmigen Stückchen Eiſen. Gewöhnlich trugen die Ritter noch ein wattirtes Wams oder eine Kleidung von Leder darunter, Panzerwams (gobisson), das dazu dienen ſollte, den Hieben oder Stichen die Kraft zu benehmen, und die ſtarken Kontuſionen zu verhüten *). Später erſetzte ein aus ganzen Eiſenſtücken geſchmiedeter Harniſch — Gürſick, Küriß — der ſogar den Schild entbehrlich machte, beide. Doch fand dieſer erſt ſpäter (in Deutſchland ums Jahr 1389) Eingang **). Ueber dieſen Harniſch hängten die

*) Die Schildknappen trugen kleinere und leichtere Panzer (haubergeon).

**) Die Genueſer hatten ſchon 1120 ein Heer von 22,000 Mann, worunter 5000 mit eiſernen Har-

vornehmen Ritter noch einen Waffenrock (cotte d'armes) von feinem Tuche, zierlich geſtickt und mit feinem Pelzwerk verſehen, deſſen Länge die Mode beſtimmte. Um dieſen Waffenrock feſtzuhalten, gürteten ſich die Ritter mit einer Feldbinde, welche durch ihre Farbe das Land oder Volk, ſehr oft aber auch nur die Leibfarbe des Ritters, anzeigte. So trugen z. B. die Franzoſen weiß, die Flamminger dunkelgrün, die Champagner blau, die Lothringer gelb und die Bretagner ſchwarz und weiß. Streichhoſen, Gurthoſen und Arm- und Beingewandt (Beinberge, cuissarte und grèves), häufig von Leder mit eiſernen Knöpfen, ſchützten Arm und Bein. Eigene Gewinde (espaulières und genouillères) ſicherten Schultern und Knie gegen Verletzungen. Das Haupt ſchützte der Ritter mit einem Helme (Elme, heaulme, Bourguignons, Armets, Salades), dem Range deſſelben nach vergoldet, verſilbert, oder von Stahl oder Eiſen, aber ſtark genug, dem Schlage mit einer Streitaxt oder Keule zu widerſtehen. Das Viſier, visière et vertaille, (vue et vent) des Helms beſtand aus einem Gegitter, das nach Umſtänden auf- und niedergelaſſen werden konnte; ſchob man dieſes Gegitter herab, ſo ſchloß es an das Kinnblech, das wieder mit dem Halsblech (haussecol) verbunden war. Ein Hals-

---

niſchen und Helmen. — 1113 hatte eine Schaar in Heinrichs V. Heer vor Köln undurchdringliche Harniſche von Horn.

band (gorgerin) von gleichem Metall verband alle drei, und ging bis über die Schultern herab. Offene Helme waren ſelten, beſonders in Deutſchland. Dagegen findet man in ſpäteren Zeiten öfter der eiſernen Hüte und Schuppenmützen — aus kleinen Metallſtücken — gedacht. Den Helmen gaben die Ritter häufig einen Aufſatz, Helmſchmuck (cimier), die Könige ſich z. B. eine Krone, andere Ritter Adlerflügel, Hörner oder andere Embleme. Hierzu kam ſpäter die Helmdecke — lambrequin — Bänderbüſchel, welche um den Helmſchmuck gewunden wurde und die Helmdecke (chaperon) feſtzog. Dies war eine Art Kappe, die den Helm umſchloß, wenn der Ritter kämpfte. Der verblechte Handſchuh — gantelets, Manikel — endlich wahrte die Fauſt, und war hinlänglich mit künſtlichen Gelenken verſehen, um jeder Bewegung der Fauſt nachgeben zu können. Die Spornen vollendeten die Wehrmachung eines Ritters. Wir haben früher ſchon geſehen, daß beide eine ſymboliſche Bedeutung hatten. — Das letzte Stück der Schutzwaffen bildeten die Schilder (scutum). Sie waren rund (rondaches, écus) und oval (rondelles), oder von ſonſt beliebiger Form. Beim Fußvolk deckten ſie häufig den ganzen Körper, und hießen die Tartſche (targes). Am häufigſten beſtanden ſie wohl aus Leder vom Rücken (à tergo), und daher wohl die Benennung targa, Targes, Tartſche. Gewöhnlich hatten ſie eine Einfaſſung von Metall, ſeltener wohl waren ſie ganz mit Blech überzogen.

Von der Erhöhung in der Mitte (bosse, oder boucle) hießen ſie bei den Franzoſen auch bouclier *).

Die Angriffswaffen der Ritter beſtanden in Schwert, Lanze, Kolbe und Dolch. Das Schwert (espadon) war gewöhnlich über 3 Fuß und einige Zoll lang; oben am Gefäß hielt es 3 Zoll Breite, und endete an der Spitze mit der Breite von 1½ Zoll. Häufig war es zweiſchneidig und vorn zugeſpitzt. Was wir von dem Gebrauch dieſer Schwerter leſen, überſteigt alle Beſchreibung. So gab z. B. Kaiſer Konrad einem gepanzerten Türken ſo einen Hieb zwiſchen der Schulter und dem Halſe, daß mit dem Kopfe der halbe Obertheil des Mannes zur Erde fiel. Die Lanze war gewöhnlich aus leichtem trocknen Holze gefertigt (Linden, Buchen, beſonders Eſchen) und vorn mit einer ſcharfen ſtählernen Spitze verſehen. Oben befand ſich ein kleines ſpitzes Fähnchen (penon, latein. pendo), deſſen Form angab, ob der Ritter als Lehnsmann mit Reichen und Mächtigen, oder ob er als ſelbſtſtändiger Bannerherr focht (chev. banneret, bannerius, vexilliſer, vexillarius). Die Kolben (massue) waren eine Art Keule, die am dicken Ende mit langen eiſernen Spitzen verſehen war, die öf-

*) Mehrere Völker, wie z. B. die Sachſen, hatten oben auf dieſem Buckel noch lange ſtarke Spitzen, um ſich des Schildes auch als Offenſiv-Waffe bedienen zu können. — Die Norden nannten die Schilde buklare. Stammt nicht hiervon vielleicht die Benennung bouclier? —

ters 25 bis 30 Pfund wogen, an der nicht ſelten große eiſerne Kugeln mittelſt eiſerner Ketten befeſtigt waren. Die Streitaxt (hache d'arme) hatte einen dünnen Griff, und war oben auf beiden Seiten mit Eiſen garnirt, ſo daß ſie auf der einen Seite einer gewöhnlichen Streitaxt gleich, auf der andern aber in eine ſcharfe Spitze, in der Geſtalt eines halben Mondes, auslief. Oefters war ſie zweiſchneidig (bisague, bisacuta), und dann als die gefährlichſte Waffe der Ritter reputirt. Von ihnen verſchieden waren die Streithämmer (marteau d'arme), ein eiſerner, metallener, runder oder länglicher Klumpen; öfters war er mittelſt dreier eiſerner Ketten an einem Stock befeſtigt (masse d'armes). Nicht ſelten trugen ihn dann die Ritter an einer Kette um den Hals. Den Dolch (dague) anbelangend, ſo trugen dieſen alle Ritter. Es war eine Art Stilet. Hatte der Ritter ſeinen Gegner aus dem Sattel gehoben, ſo ſtieg er vom Pferde und ſtieß ihm durch die Fugen des Panzers den Dolch in den Leib. Die Franzoſen hatten ihm den Namen glaive de merci oder miséricorde gegeben, weil der Beſiegte häufig die Gnade des Siegers in Anſpruch nehmen mochte. — Eine eigene Waffe war die Keule, deren wir ſowohl bei abendländiſchen als morgenländiſchen Völkern Erwähnung finden. Philipp Auguſt hatte ſeine Leibwache mit ſolchen Keulen bewaffnet, und in der Schlacht bei Ascalon traten 3000 Aethiopier mit ſolcher Waffe den Chriſten entgegen. Sonſt wird

derſelben noch häufig bei Deutſchen und Italienern gedacht. Sie wird als von Eiſen geſchildert.

Um den Feind aus der Ferne zu beſtreiten, oder aber ihn bei Belagerungen bekämpfen zu können, bedienten ſich die Ritter der Bogen und der Pfeile. Als jedoch die Armbruſt in der Mitte des elften Jahrhunderts aufkam (arcus ballistarius, balista manualis, arbalète), die man wahrſcheinlich nach dem Maße der Katapulte der Alten gemacht, wurde er in Deutſchland ſeltener. Die Wirkungen dieſer Waffe müſſen eben ſo gefährlich, als der Mißbrauch groß geweſen ſeyn, den man mit ihr getrieben. Schon 1139 auf der lateraniſchen Kirchenverſammlung ward ſie wider Chriſten (adversus Christianos et catholicos) verboten, und Alle mit dem Bann bedroht, die ſich deren bedienen würden. Nichts deſto weniger, und obwohl Innocenz III. dieſes Verbot erneute, erhielt ſich die Armbruſt ſowohl in Frankreich, als auch in England und Deutſchland bis zum ſechszehnten Jahrhundert (bis zu Götz v. Berlichingen Zeiten) in Gebrauch. Die Geſchoſſe, deren man ſich dabei bediente, waren verſchiedener Art. Oefters hatten ſie Widerhaken, und waren dann ſehr gefährlich; häufig waren ſie viereckig, und die Spitze (quarreau, garro) mit Eiſen garnirt — eine eigene Art derſelben waren die viretous, die mittelſt daran befeſtigter Federn im Gleichgewicht erhalten werden konnten. Die wirkſamſte Art ſcheint der matras (matura, matoris) geweſen zu ſeyn, der, mittelſt

ſeiner ſtarken, platten Spitze, Helm, Schild und Panzer zerſchellen konnte.

Die Roſſe der Ritter waren nicht weniger gewappnet und geharniſcht als die Ritter ſelbſt. Stirn und Bruſt waren durch ſtarke, nicht ſelten mit Eiſenblech garnirte, Schirmleder gedeckt. Von der Krupe hingen ähnliche Schirmleder nach den Seiten herunter. Die Ritter beſtiegen dieſe Roſſe doch nur im Kampfe ſelbſt — Streithengſte (destriers, monter les grands cheveaux) — und ließen ſich ſolche auf dem Marſche durch ihre Pagen und Knappen nachführen.

Die Bekleidung und Bewaffnung des Fußvolks dieſer Periode anbetreffend, ſo wird dies gewöhnlich nur als ein Haufen armſeligen, nur nothdürftig mit Bogen und Schleudern bewaffneten Volkes geſchildert. Es ſpielt im Abend- und Morgenlande die ſchlechteſte Rolle. Nichts deſto weniger ſcheint die Noth die Kreuzfahrer gezwungen zu haben, demſelben eine mehr regulaire Form zu geben und deſſen Bewegungen zu regeln, wie wir es an einem andern Orte ſehen werden. Die beſte Rolle darunter ſpielen noch die Bogenſchützen. Obwohl wir im Allgemeinen keine Nachrichten über deren Bewaffnung haben, ſo geht doch aus einzelnen Darſtellungen, wie wir ſie auf Monumenten ſehen, hervor, daß ſie eine Art eiſerner Haube (capelline), einen mit kleinen Plättchen garnirten Waffenrock (jacquets) und einen leichten Schild, der

ſie faſt ganz deckte (panier), als Schutzwaffen trugen. Die Armbruſt ſcheint dagegen deren einzige Offenſiv-Waffe geweſen zu ſeyn.

Um den Ritter für ſeinen Beruf vorzubereiten, mußte er von Jugend auf ſich der Handhabung der Waffen hingeben. Abgeſehen von den Zügen und Kämpfen, die ſie fortwährend unternahmen, um ſich durch beſondere Abenteuer zu ſtählen, mühten ſie ſich unaufhörlich im Fechten und Lanzenwerfen (joutes, joustes), in Angriffen gegen Schlöſſer und Thürme (castilles), und in Angriff und Vertheidigung, wobei für alle kriegeriſche Vorfälle Rückſicht genommen ward (pas d'armes), und hielten Gefechte, in denen ganze Haufen gegen einander ſtritten (Buhurdiren, combats à foule). Die Turniere (tournois) ſelbſt, obwohl ſie öfters ſo blutig waren, daß ſie Schlachten glichen *), dürften doch nur, wie unſere beſſeren Schriftſteller es wollen, als eine mehr untergeordnete Vorbereitung zum Kriege zu betrachten ſeyn. Uebrigens bediente man ſich, oder ſollte man ſich vielmehr bei allen Turnieren unſchädlicher Waffen bedienen — d'espées rabatuës, les taillan's et poinctes rompues, et de bastons (lances) tels que à tournay appartient; et

---

*) 1175 kamen in Sachſen ſechszehn Ritter ums Leben — in einem Turnier zu Nuys endigten zwei und vierzig Ritter und eben ſo viel Knappen auf dem Kampfplatz.

devaient frapper de haut en bas, sans tirer ne sans saquier.

Ueber die taktiſche Ordnung der ſo gebildeten Heerhaufen iſt leider nichts auf uns gekommen. Alles, was wir wiſſen, beſchränkt ſich darauf, daß die Anführer ihre Leute in mehrere große Abtheilungen, wahrſcheinlich Nationenweiſe, die die Franzoſen batailles nannten, theilten, aber dieſe wiederum in kleinere Unterabtheilungen zerfielen, ohne daß wir jedoch von deren Benennungen oder ſonſtigen taktiſchen Beziehungen etwas Näheres wüßten *). Häufig ſcheint ſich bei Anordnungen zu Schlachten die ganze Kunſt darauf zu beſchränken, die Sonne im Rücken zu haben. Aus den Beſchreibungen einzelner Schlachten dürften ſich ungefähr folgende taktiſche Beziehungen abſtrahiren laſſen. Die fechtenden Heere rückten parallel gegen einander an. Die Bogenſchützen zu Pferde begannen den Kampf — ihnen folgten unmittelbar die Satelliten (Haustruppen der Großen). Begann hier oder da die Sache eine entſcheidende Wendung zu nehmen, ſo brachen

*) Aus Karls V. Zeit hat man ein kleines Werk: l'arbre des batailles, das der Legionen, Kompagnien und Cinquantainen erwähnt. Doch fügt der Verfaſſer hinzu: toute ſois pour le temps préſent toutes les manières de les appeler et nommer ainsi sont du tout delaissées et oubliées, car on les appelle tout communement batailles et les font les capitaines et gouvernemens telles qu'il leurs plait, grandes ou petites.

die Ritter mit eingelegten Lanzen (les lances en arrèt) vor. Nun artete die Schlacht in tauſend Zweikämpfe aus — jeder Ritter wählt ſich ſeinen Mann — vir virum elegit. — War ſo die Schlacht entſchieden, ſo brach auch das Fußvolk vor, ſey es, um die Abgeworfenen zu morden oder zu plündern, ſey es, um bei der Verfolgung vielleicht verwendet zu werden.

Ein Paar Schlachten aus dieſer Periode mögen darthun, welches die Nüanzen der Taktik bei verſchiedenen Völkern geweſen.

Wilhelm von der Normandie hatte am Einfluſſe der Dive, wo ſie ſich zwiſchen der Seine und Orne in den Ocean ergießt, ein ſtarkes Heer, deſſen Zuſammenſetzung wir ſchon gedachten, zuſammengebracht. Nachdem er einen Monat lang vergebens auf günſtigen Wind gewartet, ſtach er mit 400 großen und 1000 Transportſchiffen in See, und landete am 28. September 1066 bei Pewenſey, unweit Haſtings. Zuerſt ſetzten die Bogenſchützen ans Land, mit kurzen Kleidern und kurz verſchnittenen Haaren; ihnen folgten die Ritter mit eiſernen Helmen, Panzerhemden, langen graden zweiſchneidigen Schwertern und ovalen Schildern, auf denen Löwen, Drachen und andere Figuren abgebildet waren. Alle ſind mit Lanzen bewaffnet, die jedoch mehr zum Werfen als Stoßen eingerichtet ſcheinen *). Den Schluß machten die Handlanger

*) Dies iſt die Meinung des bekannten Verfaſſers

und Arbeiter der Armee, Schanzbauern, Schloſſer und Schmiede, die zugleich drei in Frankreich ganz fertig gezimmerte Schlöſſer Stück für Stück ans Land trugen. Der letzte von Allen, die das Schiff verließen, war Wilhelm ſelbſt. Der Zufall wollte, daß er ſtrauchelte wie er das Land betrat. Sogleich erhob ſich von allen Seiten ein Gemurmel des Zweifels, der böſen Vorbedeutung. Aber mit Gewandtheit vortheilte der ſchlaue Eroberer von dieſem Zufall. Zu Gottes Ehre, ſagte er, ſich erhebend, nehme ich dies Land für mich und Euch in Beſitz, ſo weit es auch reichen möge! Fröhlichen Muthes trat das Heer darauf den Marſch nach Haſtings an. Zuerſt ſtellte er hier zwei der hölzernen Kaſtelle auf, um darin die Lebensmittel aufzubewahren — dann bezog man ein Lager. Die Gegend ward von dem beuteluſtigen Heere, das ſich bereichern wollte — qui voulait geaingner, wie ſich die alten Chroniker ausdrücken — rein ausgeplündert.

König Harold, der kurz vorher die Norweger geſchlagen, lag noch an ſeinen Wunden in York darnieder, als ihm die Nachricht von der Landung zuging. Nichts deſto weniger gab er ſogleich Befehl, daß ſich ſein ganzes Heer gegen Haſtings in Bewegung ſetzen ſollte. Der Wunſch, die Sache

---

über die tapisserie de Bayeux. in den Mémoires de l'Academie des inscriptions et belles lettres. Tom. VIII. p. 602.

zur ſchnellen Entſcheidung zu bringen, ließ ihn hierbei mit mehr Muth als Ueberlegung zu Werke gehen. Mit Unwillen verwarf er den Rath, ringsum die Gegend zu verwüſten, und ſich nach London zurückzuziehen *). Durch Unterhandlungen auf eine kurze Zeit aufgehalten, wünſchten beide Theile ſehnlichſt die Schlacht. Sie hatte am 13. Oktober Statt. Auf einer Hügelreihe nordöſtlich von Haſtings — der Ort führt noch heute den Namen bataille, bateyl, battle — hatten ſich die Angelſachſen ſorgfältig verſchanzt. Die ganze Hügelreihe umgab ein Wall, den Pfähle und Flechtwerk ſtützten. In dem verſchanzten Lager ſelbſt war das Heer in großen Haufen um ſeine Fahnen gereihet. Die Nacht vor der Schlacht verſtrich bei ihnen unter dem Schall munterer Nationallieder, während gut gefüllte Hörner fleißig die Runde machten. — So wie in Wilhelms Heer die Kunde von der bevorſtehenden Schlacht bekannt geworden, ergriff Alles die Waffen. Die Prieſter durchzogen ſegnend die Reihen, und ertheilten Ablaß für alle Sünden. Mit Tages Anbruch celebrirte der Biſchof von Bayeux, ein Verwandter Wilhelms, unter ſeinem Ornat die Rüſtung, das Hochamt. So wie dies beendet war,

---

*) Par ma foi, dit Hérault, je ne destruirai pas le pays que j'ai à garder. Chronique de Normandie, im 12. Theile du recueil des hist. de la France, p. 229.

war, beſtieg er ſein Schlachtroß und ſtellte ſich an die Spitze ſeines Geſchwaders.

Die ganze Armee war in drei Abtheilungen geſchaart. In der erſten befanden ſich alle Ritter aus der Grafſchaft Boulogne und aus Ponthieu; ihnen folgten faſt Alle, die für Sold ſich bereit gefunden, Wilhelm zu dienen. Den zweiten Heerhaufen bildeten die Bretonen und die aus Poitou. Den dritten Haufen, der faſt nur aus Normannen beſtand, führte Wilhelm ſelbſt. An der Spitze einer jeden Abtheilung marſchirte eine Linie leicht bewaffneter Füßer, die wattirte Röcke trugen, und mit mannshohen Bogen oder ſtählernen Armbrüſten bewaffnet waren. Ihnen in zweiter Linie folgte anderes, aber ſchon beſſer bewaffnetes Fußvolk. Die dritte Linie bildete die Kavallerie, der Kern des Heeres. Der Herzog ſelbſt ritt ein ſpaniſches Schlachtroß, das ihm ein reicher Normanne aus St. Jago de Compoſtella mitgebracht, in einer ſtarken Rüſtung und mit verſchloſſenem Helme. An ſeiner Seite trug ein junger Ritter das vom Papſte geweihete (gonfanon) Banner. Als die Truppen im Begriff waren aufzubrechen, hielt er folgende Anrede an ſie: „Denket daran, Euch tapfer zu ſchlagen, und macht Alles nieder. Siegen wir, ſo ſind wir Alle reich. Was ich erringe, gehört Euch — was ich erobere, iſt Euer — wenn ich das Reich erlange, ſo iſt es für Euch. Nicht um mein Erbe zu fordern, bin ich hier — nein, ich will die Treubrüche, die Verrätherei und Beleidigung an dieſen Eng-

ländern rächen. Was ſie den Dänen gethan, was ſie an Alfred geſündigt, für Alles will ich Rache fordern — mit Gottes Hülfe wollen wir ſie für Alles ſtrafen."

Die Armee befand ſich ſehr bald im Angeſicht des ſächſiſchen Lagers. Die Mönche, die bisher den Soldaten gefolgt, verließen ſie jetzt, um auf einem nahen Hügel für den günſtigen Ausgang der Schlacht zu beten. Zugleich ſtimmte jetzt ein normanniſcher Ritter den Rolands-Geſang an, den das Heer mit lauter Stimme wiederholte, und mit dem Geſchrei: Gott helf! Gott helf! *) untermengte.

Auf Pfeilſchuß Weite eröffneten die Bogen- und Armbruſtſchützen den Kampf. Aber fruchtlos verbrauchten ſie ihre Geſchoſſe — quadrelli — gegen die hohen Wälle. Nun nahete ſich die Linie des bewaffneten Fußvolks, und mit ihnen die Ritter, den Thoren der Werke. Aber hier wurden ſie durch die Aexte der Vertheidiger ſo empfangen, daß ſie in Unordnung auf die Abtheilung zurückwichen, die Wilhelm ſelbſt anführte.

Der Herzog ließ die Schützen vereint nochmals vordringen. Aber er befahl ihnen, die Geſchoſſe in Bogen zu ſchießen, damit ſie die in dichten Maſſen hinter den Wällen ſtehenden Feinde wenigſtens beim Herabfallen träfen. Hierdurch wurden viele Engländer verwundet — Harold ſelbſt verlor ein Auge dabei. Aber er wich nicht vom Platze, und fuhr

*) Diex aïe! Diex aïe

fort zu befehlen. Die Normannen drangen eben=
falls aufs Neue gegen die Schanzen vor, und grif=
fen ſie unter dem Geſchrei: Mutter Gottes, hilf!
hilf! wüthend an. Aber ihr Angriff wurde nicht
allein zurückgeſchlagen — ſie flohen bis an ein Ra=
vin zurück, in dem eine Menge Reiter und Fuß=
volk erdrückt und zertreten wurde. Auf das Ge=
ſchrei, daß der Herzog ſelbſt umgekommen, begann
ſogar die Flucht allgemein zu werden. Aber da
warf ſich der Herzog den Fliehenden mit entblöß=
tem Haupte entgegen, und wandte Güte und Strenge
zugleich an, die Ordnung wieder herzuſtellen. —
Hier bin ich! rief er ihnen zu, hier bin ich noch
in voller Kraft, und werde leben und mit Gottes
Hülfe auch ſiegen! Ihm ſteht getreu der Biſchof
von Bayeux zur Seite. Zwar kehrten die Ritter
gegen die Schanzen zurück, aber vergebens war
ihr Bemühen einzudringen. Da bedient ſich Wil=
helm einer Liſt, die endlich der beſte Erfolg krönt.
Er legt nämlich, während des Streites, geſchickt
einen Hinterhalt, und befiehlt dann tauſend auserle=
ſenen Rittern einen neuen Angriff auf die Schan=
zen. Nach namhaftem Verluſt kehren auch ſie ſich
zur Flucht. Die Sachſen überzeugt, daß der Sieg
endlich errungen, brechen nun zur Verfolgung aus
ihren Schanzen hervor. Mit ihrer Streitaxt um
den Hals gehängt, ſetzen ſie den Fliehenden nach.
Aber ſo wie ſie den Hinterhalt erreicht, bricht die=
ſer vor. Die Fliehenden kehren ebenfalls zurück,
ein fürchterlicher Kampf beginnt. Im heftigen Ge=

dränge können die Sachſen ſich ihrer Hauptwaffe, der Axt, nicht bedienen. — Jetzt kommt die Reihe zu fliehen an ſie — ihnen folgen unmittelbar die Normänner; im erſten Getümmel dringen ſie in die Schanzen, dort kommt es zu einem fürchterlichen Kampfe. Wilhelm ſelbſt, der zu Pferde eingedrungen, verliert ſein Roß. — König Harold und ſeine Brüder, die um die Hauptfahne geſchaart, fallen unter den Streichen der Normannen. Doch auch ohne Führer ſetzen die Sachſen den Kampf fort. Bis ſpät in die Nacht dauert das Morden, und Jeder unterlag dem Schwerte der Sieger, der nicht in ihrer, in der Sieger Sprache zu reden vermochte. —

So dunkel nun auch die Beſchreibung der Schlacht für einzelne taktiſche Verhältniſſe ſeyn mag, ſo geht doch ſo viel zur Genüge daraus hervor, daß der Kampf ſchon mehr als ein bloßes Darauflosſchlagen war. Zwar mochte dieſes am Ende das Beſte dabei gewirkt haben; aber man ſieht doch deutlich, daß Wilhelm mehr beſchäftigt war, zu befehlen und anzuordnen, als ſelbſt mit einzuhauen, was er nur da ſcheint gethan zu haben, wo es grade nöthig war, oder er es nicht vermeiden konnte.

Eine andere merkwürdige Schlacht, die wir nur deswegen hier anführen, weil ſie von rein germaniſchen Völkern geſchlagen ward, und die auch Epoche, obwohl mit Unrecht, in der Kriegskunſt macht, iſt die von Bouvines.

Otto, Kaiſer von Deutſchland, und Ferrand, Graf von Flandern, von Engländern, Brabantern und andern unterſtützt, waren mit einer Armee von angeblich 150,000 Mann bereit in Frankreich einzurücken. Philipp Auguſt konnte ihnen nur 75,000 Mann entgegen ſetzen. Außer den Lehnsleuten des Königs befanden ſich auch die Kommunal-Truppen aus Artois, Soiſſons, der Champagne, aus der Gegend von Laon und andern Städten, bei des Königs Heere, das Erſtemal, daß dieſe Art Truppen auf der Bühne, und zwar in großen Maſſen, erſchien. Philipp Auguſt beſchloß, ſeinen Gegnern entgegen zu gehen, und durch eine Schlacht die Sache zur Entſcheidung zu bringen — eine Maßregel, die die Zuſammenſetzung der Heere jener Zeit immer ſehr nothwendig machte. Er war bis Tournai gekommen; der Feind ſtand bei Valenciennes, und rückte darauf bis Mortagne, etwa acht franzöſiſche Meilen von dem franzöſiſchen Lager. Hier jedoch machte er plötzlich Halt, verſchanzte ſich ſorgfältig, und ſchien die Sache in die Länge ziehen zu wollen. Philipp, nichts weniger als entſchloſſen, den Feind, der ihm an Fußvolk — très bonne et ſaite à combattre en plaine, même contre la cavalerie, ſagen die franzöſiſchen Hiſtoriker — doppelt überlegen war, und zu deſſen Lager er nur durch Hohlwege und Engpäſſe kommen konnte, anzugreifen, kehrt daher um, und wendet ſich gegen Lille. Kaum war der Kaiſer hiervon unterrichtet, als er aus ſeinem Lager aufbricht und

die Franzoſen in Schlachtordnung verfolgt. Es war Sonntags den 27. Juli 1214, um 10 Uhr Morgens, als er ſie in der Ebene von Bouvines erreichte. Die Franzoſen, um 8 Uhr hier angekommen, waren bei Ankunft der Kaiſerlichen noch im Begriff über die Marque zu gehen. Die Avantgarde, die aus der milice des communes beſtand und die die Oriflamme bei ſich hatte, war bereits auf der andern Seite des Fluſſes. Da verbreitet ſich plötzlich die Nachricht, die Kaiſerlichen wären da, und wären im Begriff anzugreifen. Der Ritter Guerin (Garin), deſignirter Biſchof von Senlis, der im Beſitze des ganzen Vertrauens des Königs und des Heeres war*), eilt ſogleich vor, um ſich ſelbſt von der Gegenwart des Feindes zu überzeugen. Er kommt mit der Beſtätigung davon zurück, und räth dem Könige, ſich zum Kampfe bereit zu halten. Aber von einer Verſammlung von Rittern überſtimmt, befiehlt dieſer den Uebergang fortzuſetzen, und begiebt ſich dann unter einem Baum zur Ruhe. Da rücken die Kaiſerlichen plötzlich zum Angriff herbei. Der König, aus dem Schlaf geweckt, giebt ſogleich den Befehl, die Kommunal-Truppen zurückkommen zu laſſen, und Alles zur Schlacht vorzubereiten. Durch das Blaſen aller Inſtrumente ward das Heer zur Schlacht beſchieden. Garin ordnet daſſelbe — der König re-

---

*) Rigort nennt ihn regis Philippi magnanimi specialem amicum.

präſentirt derweilen und haranguirt ſeine Ritter. Nachdem er die Meſſe gehört, legt er Krone und Scepter auf den Feldaltar nieder und redet ſeine Ritter an: „Wenn Ihr, tapfere Franzoſen! Jemand unter Euch findet, den Ihr für würdiger erachtet, die Krone zu tragen, ſo wählt ihn Euch zum Kö- nig — ich überlaſſe ihm gern meinen Platz. Hal- tet Ihr mich jedoch dieſer Krone für würdig, ſo vertheidigt ſie auch heute, und rechtfertiget Eure Wahl.“ Ein ununterbrochenes vive le roi, zerriß darauf die Lüfte; viele warfen ſich vor dem Kö- nige nieder und fleheten um ſeinen Segen, den er ihnen auch ertheilte. Darauf ließ er ſich vol- lends bewaffnen, und ritt an die Spitze des Hee- res, um das Gerücht, als ſey er über die Mar- que gegangen, zu widerlegen. Dies geſchehen, kehrt er zurück und läßt die Brücke über den Fluß ab- brechen, um ſo Jedem die Möglichkeit zur Flucht abzuſchneiden. Die Geiſtlichkeit erfleht durch Abſin- gung des 20., 67. und 143. Pſalms den Sieg vom Himmel. Garin hat unterdeſſen das Heer geord- net, excercitus linealiter protensus, wie Rigort ſagt. Den linken Flügel giebt er den Kommunal- Truppen unter Anführung der Prinzen von Geblüt, ſie führen die Oriflamme. Den rechten Flügel ver- traut er St. Pol, einem der beſten Kriegsleute ſeiner Zeit. Unter ihm ſteht die Blüte des Adels. — Der König ſelbſt befiehlt das Centrum. Ihm zur Seite trägt ein Ritter das königliche Ban- ner, eine weiße Fahne, reich mit Lilien geſtickt, um

dem Heere den Aufenthalt ſeines Königs zu bezeichnen *). Um beide drängt ſich der vornehmſte Adel von ganz Frankreich. Auch der Biſchof von Beauvais erſcheint in Waffen, und nachdem er den Pflichten eines Truppen-Anführers genügt, bewaffnet er ſich mit einer großen Keule, um ſo auch den Dogmen der Kirche, ſeine Hände nicht in ſeines Nächſten Blut zu beflecken, zu genügen.

Der Kaiſer hatte ſein Heer in drei Haufen geordnet. Der rechte Flügel, aus Brabantern und Engländern beſtehend, war der Führung Hugo's von Boves, Wilhelms von Salisbury und des Grafen von Boulogne vertraut. Den linken Flügel führte der Graf von Flandern. Der Kaiſer befehligte die Mitte des Heeres, und war von ſeinem ganzen Adel umringt. Hinter ihm gewahrte man die Heeresfahne, einen goldenen Adler, der in ſeinen Klauen einen Drachen hielt, nach Art der lombardiſchen Caroccio's auf einem Wagen gepfercht und von den zuverläſſigſten Leuten geſchützt. Das Centrum war in drei Haufen, angeblich jeder zu 10,000 Mann ſtark, getheilt, und hatte den beſondern Befehl, ſein Augenmerk nur auf die Bewegungen des Königs von Frankreich und deſſen Perſon zu richten. 150 leichte Reiter von den Kommunal-Truppen begannen den Angriff. Sie war-

---

*) Vexillum floribus lilii distinctum. Das Erſtemal, daß dieſer in der Geſchichte dieſes Volkes erwähnt wird.

fen ſich mit blinder Wuth auf die Flamländer, die auf dem linken Flügel ſtanden. Obwohl ſie nach und nach ihre Pferde verloren, ſo blieben ſie dennoch im Vorrücken; aber da die Flamländer endlich gegen ſie vorrückten, ſo erlagen ſie faſt alle ihren Feinden. Dadurch, daß St. Pol zu ihrer Unterſtützung heranrückte, entbrannte hier ein heftiger Kampf, der mit Ausdauer von beiden Seiten unterhalten wurde.

Unterdeſſen hatte das feindliche Centrum in drei Kolonnen, unter Otto's Anführung, das franzöſiſche Mitteltreffen angegriffen. Die beiden erſten wurden durch den Grafen v. Dreux und die Ritter der Champagne zwar zurückgeſchlagen, aber die dritte, bei der der Kaiſer ſelbſt ſich befand, und die der Graf von Boulogne unterſtützte, warf ſich mit ſolcher Wuth auf die Feinde, daß ſie ihn durchbrach und auf die königliche Umgebung losſprengte. In dem Kampfe, der hierauf in des Königs Nähe entbrannte, ward der König verwundet und vom Pferde geriſſen. Aber durch Umſicht ſeines Fahnenträgers, der des Königs Banner bald hob, bald ſenkte, um die Gefahr, die dem Herrſcher drohete, anzuzeigen, benachrichtigt, eilten von allen Seiten die tapferſten Ritter herbei. Es gelingt, ihn wieder auf ein Pferd zu heben. Der Streit erhitzt ſich aufs Neue, und bald müſſen die Deutſchen fliehen. Otto ſelbſt entgeht nur mit Mühe der Gefangenſchaft — ſein Pferd, das in dieſem Kampfe ſtark verwundet wird, trägt ihn, gegen ſeinen

Willen, aus der Schlacht *). Dies iſt das Signal zu einer allgemeinen Flucht im Centrum. Auf dem rechten Flügel hatte ſich das Geſchick ebenfalls für die Franzoſen erklärt, und nur auf dem linken war der Sieg noch nicht ganz entſchieden. Zwar hatte der Biſchof von Beauvais den einen Führer deſſelben, Salisbury, durch einen Keulenſchlag vom Pferde geworfen und gefangen genommen, aber der Graf von Boulogne hatte hier ein ganz eigenes Mittel ergriffen, den Sieg auf ſeine Seite zu bringen. Aus ſeiner Infanterie nämlich hatte er ein Dreieck formirt, in deſſen Mitte er mit noch ſechs andern Rittern, die von ſeinem Muthe belebt waren, hielt, und von wo aus ſie unaufhörlich Ausfälle auf die Franzoſen machten. Zur Flucht gezwungen, fand er hinter dieſem Menſchenwall Schutz und Zuflucht, ja ſelbſt friſche Pferde. Die Neuheit dieſes Schauſpiels lähmte anfangs der Franzoſen Muth. Endlich jedoch drangen ſie in dieſen Triangel ein und griffen nun den Grafen von Boulogne ſelbſt an. Aber erſt, nachdem man ſein Pferd niedergeſtochen und ihn darunter gleichſam feſtgebannt hatte, ward man ſeiner Herr.

Mit ſeiner Gefangennehmung und der Niedermetzelung eines Haufens von 700 Brabantern, die ſich ziemlich geordnet zurückzogen, war die Schlacht entſchieden. Sie hatte ſechs Stunden gedauert.

---

*) So ſagen deutſche Schriftſteller. Franzoſen behaupten, er habe ſich freiwillig zur Flucht gewandt

Nach franzöſiſchen Berichten deckte die halbe feindliche Armee, oder wenigſtens doch 30,000 Mann, das Schlachtfeld. Fünf Grafen und 25 Bannerherren und 3000 Soldaten wurden gefangen. Anders jedoch lauten hierüber der Deutſchen Berichte. Ihnen gemäß betrug ihr Verluſt in dieſer Schlacht, die für eine der größten in dieſem Jahrhundert galt, an Gefangenen 230 Fußgänger und 220 Reiter — getödtet ſollen 1000 Fußgänger, und 70 Reiter worden ſeyn *).

Die uns überkommenen Nachrichten von dieſer Schlacht geben zu wenig Ausbeute in Betreff der einzelnen Anordnungen in derſelben. Auf jeden Fall aber ſtehen beide Heerführer niedriger, als Wilhelm der Eroberer. Rigord, ein gleichzeitiger Schriftſteller, der ſich während des Gefechts um des Königs Perſon befand, kann die Erbitterung, mit welcher beide Theile gefochten, nicht genug beſchreiben. Wenn wir deſſen Beſchreibung von der Schlacht recht verſtehen, ſo war das franzöſiſche Heer in mehrere Treffen (cuneos) mit Intervallen geordnet. Man hatte Sorge getragen, den Truppen ſo viel Ausdehnung zu geben, damit ſie nicht leicht von dem weit ſtärkern kaiſerlichen Heer flankirt werden konnten. Die Sonne hatte man im Rücken, Etwas, das man dem Ritter-Biſchof Garin hoch anſchlug. Vor dem rechten Flügel der

---

*) Chronicon de Mailoos apud Scheidium origines Guelficae, p. 351.

Franzoſen hatte er noch ein Glied ganz geharniſch⸗ter Ritter aufgeſtellt, um den flamländiſchen Rit⸗tern hier das Gleichgewicht halten zu können. Mit Beginn der Schlacht aber ſchwindet jede Ueberſicht. Aus der großen Menge einzelner Kämpfe, die uns beſchrieben werden, und der Art und Weiſe, wie beide Heerführer ſelbſt fochten, wie ſich der Graf von Boulogne benahm, geht am beſten hervor, daß die Anführer noch mehr Werth darauf legten, ſelbſt tapfer mit drein zu ſchlagen, als umſichtig das Ganze zu leiten. —

Werfen wir einen Blick auf die kriegeriſchen Ereigniſſe, die um dieſe Zeit in Italien Statt fan⸗den, ſo dürften ſich uns auch in dieſer Heimath der Kriegskunſt nur wenig Beiſpiele darbieten, die für Fortſchritte in der Kunſt ſelbſt zeugten. Und doch wurde hier mit einer Erbitterung und zugleich mit einer Ausdauer gefochten, wie ſie ſelten in der Geſchichte vorkommt. Um den Leſer in den Stand zu ſetzen, ſelbſt urtheilen zu können, wollen wir einzelne Kriegsereigniſſe jener Zeit durchgehen; dies wird am meiſten dazu beitragen, darzuthun, in wie fern das oben ausgeſprochene Urtheil zuverläſſig oder mangelhaft ſeyn könnte.

Da von großen, in einander greifenden Plänen für ganze Feldzüge nirgend die Rede iſt — ſo ſchön auch Friedrichs Bewegungen vor der Schlacht von Cortenuova, ſo gut auch Karl von Anjou's Märſche vor der Schlacht von Benevent waren, — ſo dürfen die berühmteſten und entſcheidendſten

Schlachten aus jener Zeit als alleiniger Maßſtab für die Höhe der Kriegskunſt der dort kämpfenden Parteien angenommen werden. Legnano, Cortenuova, Benevent und Tagliacozzo (Scurcola) haben unter allen Schlachten jener berühmten Zeit der Hohenſtaufen den meiſten Einfluß auf die damaligen politiſchen Verhältniſſe gehabt, und treten zugleich auch in Bezug auf den Krieg glänzend hervor. Der Kampf von Legnano (25. Mai 1176) war die erſte große Feldſchlacht, welche die hundertjährigen Kämpfe auf der italieniſchen Halbinſel beginnen ſollte. Sie fiel nach Friedrichs mißlungenen Verſuchen auf Alexandrien vor, nicht lange nach den unangenehmen Auftritten mit Heinrich dem Löwen in Chiavenna, und deſſen Heimkehr nach Deutſchland. Mit Geſchicklichkeit hatten die dem Kaiſer Friedrich I. nach Deutſchland zu Hülfe eilenden ſchwachen Kriegshaufen den Fehler der Lombarden, Graubünden und Chiavenna unbeſetzt gelaſſen zu haben, benutzt, und waren in Como angelangt. Den Ticino aufwärts ziehend, hatten ſie ſich bereits mit den in Italien befindlichen Truppen des Kaiſers vereint. Dieſer hatte die Abſicht, ſeinen unter Chriſtian von Mainz noch in Pavia und andern Orten weilenden Völkern zu Hülfe zu eilen, und dann mit vereinter Macht dem Bunde der Lombarden entgegen zu treten. Dieſe überzeugt, daß ſie dann einen harten Stand bekämen, und daß es beſſer ſeyn dürfte, die Deutſchen zu bekämpfen, bevor ſie ſich noch von ihrem ermüden-

den Marſche erholt, rückten muthig ins Feld, und bezogen zwiſchen Legnano und dem Ticino ein Lager. Wie immer, ſo theilten ſich auch jetzt die Meinungen der Rathgeber im Heere des Kaiſers über deſſen fernere Unternehmungen. Diejenigen, die der Italiener Art kannten, riethen ihm, die Vereinigung mit des Erzbiſchofs Chriſtian von Mainz Heer durch künſtliche Bewegungen zu bewerkſtelligen, und dann dem Heere der Lombarden, das man auf 100,000 Mann anſchlagen konnte, muthig entgegen zu rücken. Die Kühnen und weniger Ueberlegenden wollten eine Schlacht, und dieſe je eher je lieber. Wahrſcheinlich jedoch war der Kaiſer mit ſich ſelbſt noch nicht einig, als ein Zufall die Entſcheidung auf eine eben ſo blutige, als den Deutſchen höchſt unerwartete Art, herbeiführte. Eine Partei von 700 Lombarden nämlich ſtieß zwiſchen Buſta, Arrizio und Borzano auf 300 Deutſche, die ebenfalls zum Kundſchaften ausgeſandt waren. Ohne daß man weiß, wie es geſchehen, kommt dieſen 300 Deutſchen das ganze Heer zu Hülfe. Im erſten Anlauf wirft es Alles vor ſich nieder, und dringt unaufhaltſam vor. Der Kaiſer, der die Vorderſten führt, iſt plötzlich bis vor des Feindes Hauptmacht, in deſſen Reihen der Caroccio unter den Edelſten des Bundes prangt, vorgedrungen. Schon glauben die Lombarden die Schlacht verloren — ſchon wendet ſich der größte Theil zur Flucht. Da brechen zwei Schaaren, die bedeutungsvoll den Namen des Hauptban-

ners und des Todes führten, und die für die höchſte Noth eine Reſerve bildeten, unter Albert Giuſſano, der Rieſe genannt, plötzlich gegen die ſiegenden Deutſchen vor. Sey es eine Folge des durch den Anfang des Treffens herbeigeführten Vortheils und der dadurch bewirkten Unordnung, die gewöhnlich den Sieg begleitet, ſey es die große Tapferkeit der Lombarden, die deutſchen Reihen werden durchbrochen — ein Hinterhalt, den die Brescianer gelegt, und der in dieſem entſcheidenden Moment vorbricht, vermehrt noch die Verwirrung. Das Reichsbanner der Deutſchen verſchwindet im Gewirre, ein Gerücht ſagt den Kaiſer todt. Dieſe Schreckensnachricht lähmt plötzlich den Muth der Kaiſerlichen; die von der Verfolgung heimkehrenden Deutſchen vermehren noch die Verwirrung; nach kurzer Zeit bildet das ſo eben noch ſiegreiche Heer einen unentwirrbaren Haufen entmuthigter Flüchtlinge, der in wildem Gedränge dem Lager zuflieht. Aber auch hier ereilt ihn des Siegers Schwert — das Lager mit einer großen Menge Kriegselementen, mit allem Gelde des Kaiſers, mit des Kaiſers Fahne und Schild fällt in die Hände der Lombarden. —

Dies die Darſtellung der Schlacht, wie ſie alle Schriftſteller geben. Bünau in ſeinem Leben Friedrich I. äußert die Meinung, daß die Lombarden den Kaiſer überfallen, nachdem ſie den Ihren zuvor durch einen großen Graben, den ſie hinter ihrem Lager gezogen, die Flucht unmöglich gemacht.

Ob jene 700 Mailänder, deren wir erwähnten, die Vorläufer des Heeres waren, iſt nicht entſchieden, aber wenn man ſich die Sachen, wie ſie wohl im Kriege zu gehen pflegen, vorſtellt, ſo dürfte jene Anſicht wohl die richtige ſeyn. Der Muth ſelbſt, mit dem der Kaiſer focht, ſollte die Sache nur gut machen, das Unglück und die Schmach abwenden, die ſein Verluſt bewerkſtelligen mußte.

Von der weitern Verfolgung und der Benutzung der Schlacht ſchweigt die Geſchichte, denn im Taumel des Sieges dachten die Lombarden nur daran, ſich in der Heimath des friſchen Lorbeers zu freuen.

Etwas heller ſehen wir in den Ereigniſſen vor und während der Schlacht von Cortenuova (27. Novbr. 1237). Die Lombarden, welche die Mängel eines Lehnsheeres gar wohl einſahen, hatten beſchloſſen, dieſen Feldzug durch Hinhalten und Zaudern zu entſcheiden. Sie wollten das kaiſerliche Heer aufreiben ohne zu ſchlagen. — Der Kaiſer hingegen mußte das Gegentheil wünſchen, und nichts unverſucht laſſen, ſobald wie möglich die Sache zur Entſcheidung zu bringen. Die Lombarden, wahrſcheinlich nicht ſtärker als 20,000 Mann, hatten ein Lager am Oglio bezogen, um den Kaiſer zu verhindern, gegen Mailand vorzudringen. Dieſer nämlich, nachdem er Montechiaro eingenommen, war um Brescia herumgerückt, wahrſcheinlich in der Abſicht, den Ort zu belagern. Aber kaum bis Pontevico am Oglio gelangt, gewahrte er den Feind in einer ſtarken Stellung am andern Ufer. Selbſt nur 25,000 Mann

ſtark, durfte er es weder wagen ihn anzugreifen, noch ihn ſtehen zu laſſen. Drei Monate, heißt es bei einigen italieniſchen Schriftſtellern, hatte man ſo zugebracht. Der November ſchien den Lombarden der letzte Termin ihrer Anſtrengung, und dies um ſo mehr, als ſich das Gerücht verbreitet hatte, die Deutſchen wären größtentheils auch heimgekehrt. In hellen Haufen verließen ſie daher das Lager. Der Kaiſer, hiervon unterrichtet, ſchickt ſogleich ein anſehnliches Korps Sarazenen und Italiener den Fluß hinauf, läßt es bei Soncino überſetzen und ſich hier embuskiren. Die Mailänder brechen auch bald darauf ihr Lager bei Cortenuova ab *) und gehen in Unordnung zurück. Obwohl der Hinterhalt ſich ihnen muthig entgegenwirft, ſo wäre er vielleicht doch geſchlagen worden, wenn ihm der Kaiſer nicht raſch zu Hülfe geeilt wäre. Er hatte nämlich kaum gewahrt, daß die Lombarden ihm gegenüber aufgebrochen, als er auch dort ſchon, wo ſie kurz vorher gelagert, über den Fluß ſetzt; zugleich dringt er heftig nach. Der Feind, in Front und Rücken zugleich angegriffen, leiſtet einen heldenmüthigen Widerſtand. Als bereits jede Hoffnung zum Siege verloren war, kämpfte er nur um ſeine Erhaltung und um ſeinen Caroccio. Ein Schloß in der Nähe gewährt ihnen anfangs Schutz,

---

*) Am rechten Ufer des Oglio, in der Gegend, wo die Straße von Cremona nach Brescia über dieſen Fluß geht.

aber dem Bogen der Sarazenen *) und dem Schwert der Deutſchen können ſie nicht widerſtehen. Die Gaiardi **), die mit ihren Leibern die Hauptfahne des Bundes zu ſchützen ſuchten, unterlagen faſt gänzlich dem Schwert des Siegers, und deckten todt den Platz, den ſie lebend nicht behaupten konnten. Der Anführer des lombardiſchen Städteheeres, Peter Tiepolo, wurde gefangen, an 500 Ritter aber und 6 bis 10,000 feindliche Streiter ſtarben auf dem Schlachtfelde oder auf der Flucht.

Unter allen Kämpfen, welche die Hohenſtaufen um die Erhaltung ihrer Rechte in Italien geſchlagen, bleibt dieſer der ſchönſte — in ihm gehört Alles dem Kaiſer, nichts dem Zufall. Schon das Jahr vorher hatte ſich der Kaiſer den Lombarden durch

*) Die Sarazenen waren, nachdem ſie überwunden, 1223 aus Sizilien nach Lucera verſetzt worden, und bildeten hier hundert Jahre lang einen eigenen kleinen Staat. Sie waren vortreffliche Bogenſchützen, die beſte leichte Infanterie, und dabei die treueſten Anhänger des ſchwäbiſchen Hauſes.

**) Die Mailänder hatten, um in ihren kriegeriſchen Unternehmungen nicht durch die Unzulänglichkeit des damals gangbaren Kriegſyſtems gehemmt zu werden, ſieben Kompagnien Reiter, jede zu 1000 Pferden, geſtiftet. Deren Anführer mußten ſchwören, eher zu ſterben, als zu fliehen. Aus dieſen hatten ſie wiederum eine compania di forti, oder de Gaiardi gewählt, die ſich durch ein Gelübde anheiſchig machen mußte, die Hauptbanner niemals zu verlaſſen.

ſeine Kriegführung furchtbar gemacht. Als er 1236 in Cremona verweilte, ward ihm gemeldet, daß der Markgraf von Eſte, der Podeſta von Vicenza, voll Vertrauen auf ſeine Entfernung, plötzlich aus Vicenza hervorgebrochen, und ſich gegen Rivalta im Veroneſiſchen gewandt habe, und den Ort belagere. Urplötzlich bricht der Kaiſer auf, in 24 Stunden erreicht er das Schloß von Bonifazio an der Etſch. Mit noch größerer Eile wendet er ſich gegen den Markgrafen von Eſte ſelbſt. Wie ein Sturmwind, wie eine Schwalbe, ſagten die Italiener von ihm, ſey er herbeigeeilt. Aus Rivalta zieht er ſo viel Infanterie wie möglich an ſich, und eilt dann gegen Vicenza, das er mit Sturm einnimmt. — Nur in Deutſchland ausgebrochene Unruhen verhindern ihn, ſeine Vortheile hier noch weiter zu treiben.

Beide Unternehmungen gehören zu den ſchönſten dieſer Zeit, und dürften zur Genüge bekunden, wie viel höher Friedrich II. in der Kunſt ſtand als ſeine Vorfahren.

Weniger ſchön in ihrer Anlage iſt die Schlacht von Benevent. Aber ſie erhält durch die Art und Weiſe, wie ſie eingeleitet ward, Bedeutung in der Geſchichte der Kunſt. Mangel an Kriegsbedürfniſſen und Lebensmitteln hatte Karl von Anjou's Heer aus Rom entfernt. 1266 verließ er die Reſidenz ſeines Lehnsherrn und richtete ſeinen Marſch gegen Neapel. Hinter der Gebirgskette, welche ſich vom adriatiſchen Meere bis Terracina und die pontiniſchen Sümpfe hinſtreckt, und Nea-

pel vom römiſchen Staate trennt, harrte Manfred ſeines fürchterlichen Feindes, der ſeine Unterhandlungen noch eben mit den Worten abgewieſen: er werde den Sultan von Nocera zur Hölle ſenden, oder aber durch ihn zum Himmel gelangen.

Mit Geſchicklichkeit, aber nur mit etwas zu viel Vertrauen auf ſeiner Untergebenen Treue, hatte Manfred die Hauptübergänge über Tivoli und Vicovaro nach Tagliacozzo, und über Froſinone nach Ciperano zum Garigliano geſichert. Die Brücke über den Garigliano namentlich deckten ſeine ihm ergebenſten Verwandte mit auserleſener Heeresmacht. Das Bergſchloß Arce und das wichtige St. Germano waren auf zwei Jahre mit Allem dotirt. In der Eile aufgeworfene Befeſtigungen erhöheten noch die natürliche Stärke dieſer Oerter. Hinter dieſer ſchützenden Kette endlich ſtellte Manfred Alles auf, was die Treuloſigkeit ſeiner Großen ihm aufzubringen erlaubte. In dieſer Stellung, die reiche capuaniſche Landſchaft hinter ſich, in Bereitſchaft, auch die Straße von Fondi zu beobachten und zu decken, erwartete er den Feind.

Verrath aber öffnete dem Feinde den Weg über Capreano. Der Graf von Caſerta, Manfreds Schwager, ſchon zu Friedrich II. Zeiten des Verraths und der Feigheit beſchuldigt, hatte den Grafen von Lancia, des Königs Oheim, dahin zu bewegen gewußt, der Franzoſen Einige hier über den Fluß herüber zu laſſen, um ſie dann um ſo leichter angreifen und vertilgen zu können. Der Graf von

Lancia hatte dieſem Vorſchlage ſeine Beiſtimmung gegeben — als er aber nun die erſte Abtheilung der Franzoſen, die übergegangen, angreifen will, meint der Verräther, der Graf von Caſerta, es wären ihrer ſchon zu viele, und wendet ſich darauf auch feige zur Flucht.

Mit der ihnen eigenen Lebendigkeit dringen die Franzoſen bis Aquino vor, überraſchen das ſtarke Arce, und langen eben ſo raſch bei St. Germano an. Ganz unvermuthete Raufereien zwiſchen den Packknechten der beiden Heere an dem Fuße der Mauern, beim Fouragiren, verwickeln nach und nach die Franzoſen und die Beſatzung in einen blutigen Kampf. Während deſſelben bemächtigen ſich die Franzoſen eines unverwahrten Thores, und pflanzen ihre Fahne an einer Stelle der Mauer auf. Hierdurch angefeuert, ſtürmt das ganze Heer zum Angriff herbei. In dichten Haufen dringen ſie in die Stadt, erlegen mehr als 1000 Mann der Beſatzung, namentlich Sarazenen, und machen ſich zu Herren der Feſtung.

Manfred wird hierdurch genöthigt, ſeinen ganzen Vertheidigungsplan zu ändern. Er vereinigt ſein Heer bei Capua, und macht den reißenden und damals ſtark angeſchwollenen Vulturnus zur Vertheidigungslinie. Die Franzoſen wagen nicht, dieſe durch Kunſt und Natur gleich ſtarke Linie anzutaſten. Sie ziehen eine Umgehung nach den Quellen des Fluſſes zu vor, und wenden ſich gegen Taliverno, um ſo durch die Grafſchaft Moliſi, und

über Aliſe und Teleria, und wo möglich noch vor ihren Gegnern in die Ebene von Benevent zu gelangen.

Dieſes geſchickte und einer beſſern Sache würdige Unternehmen gelan auch vollkommen. Zwar ſetzen die örtlichen Verhältniſſe, ſteinige Wege, tiefer Schnee, atmoſphäriſche Einwirkungen, Mangel an Lebensmitteln und andere Dinge, dieſer Bewegung große Hinderniß entgegen, aber nach einer zehntägigen Anſtrengung kann Karl ſeinem ermüdeten Heere endlich die Ebene von Benevent zeigen. Doch hier lagert das Heer Manfreds wohl geordnet, zum Kampfe bereit.

Karls Ritter fordern beim Anblick deſſelben den Kampf. Die warnende Stimme einiger, den andern Tag abzuwarten, ſchlägt des franzöſiſchen Connetables energiſches Wort darnieder: thut Ihr andern was Ihr wollt, ich werde, und wäre ich ganz allein, den ketzeriſchen Feind angreifen und mit Gottes Hülfe beſiegen. Eine kurze Anrede des Königs, worin er ihnen ſagt, daß für ſie nur Hoffnung und Rettung im Siege ſey, feuert den Muth derſelben noch mehr an. Darauf Ritterſchlag und Losſprechung von allen Sünden von Seiten des päpſtlichen Legaten. Folgendes war die Schlachtordnung des franzöſiſchen Heeres: im erſten Treffen fochten 1000 franzöſiſche Reiter unter der Grafen Philipp von Montfort und Mirepoix Befehl; das zweite, aus 900 provenzaliſchen Rittern beſtehend, war unter Anjou's und Guido

von Montforts Gebot. 700 Reiter des dritten Treffens, aus Flamländern, Brabantern und Savoyern beſtehend, fochten unter des Grafen von Flandern Befehl; ein viertes Treffen von 400 Pferden bildeten die Guelfen aus Toscana. Die Treffen waren auf Karls Befehl mit Fußvolk untermengt, um der abgematteten Reiterei im Fall der Noth zu Hülfe eilen zu können. Wie dieſe Untermiſchung und in welchem Verhältniſſe ſie Statt gefunden, iſt nicht bekannt. Einige Schriftſteller geben z. B. dem erſten Treffen mit dem dazu gehörigen Fußvolk allein 10,000.

Manfreds Heer war in drei Treffen geordnet. 1200 Deutſche, die Bravſten und Zuverläſſigſten des Heeres, vom Grafen Lancia geführt, bildeten das erſte Treffen. 1000 italieniſche Reiter, von einem andern Verwandten des Königs befehligt, formirten das zweite Treffen; 1400 apuliſche und ſarazeniſche Reiter, an deren Spitze Manfred ſelbſt focht, machten das dritte zugleich und den Rückhalt des Heeres aus. Gleich der franzöſiſchen Schlachtordnung, war auch in Manfreds Heer das Fußvolk den verſchiedenen Reitertreffen zugeſellt. 15,000 Mann, hierunter 5000 Reiter und 10,000 Sarazenen, ſoll des Königs ganze Macht betragen haben. Das franzöſiſche Heer war dem ſeinen an Zahl und innerer Tüchtigkeit überlegen, denn in dem ſeinen war der Verrath und die Muthloſigkeit ſchon vor der Schlacht eingekehrt. Das Schlachtfeld ſelbſt bildete eine Ebene unweit Be-

nevent; im Rücken hatte Manfred den Fluß Calore, rechts den Bach Temmoro, links dehnte ſich die Ebene von Roſeto bis zu dem Wege, welcher nach St. Germano führt.

Bis ſo weit wäre man über die Bewegungen und die Anordnungen der beiden Heere, mit Ausnahme der einzelnen taktiſchen Anordnungen, ziemlich in Richtigkeit. Mit Beginn der Schlacht jedoch ſchwindet die deutliche Ueberſicht, und die Beſchreibung der gleichzeitigen Schriftſteller dreht ſich um Darſtellung parzieller Kämpfe. Auch ſcheint ſich die ganze Schlacht wirklich in eine Menge von einzelnen Gefechten aufgelöſt zu haben.

Die Schlacht begann kurz nach Mittag mit einem Angriff der leichten franzöſiſchen Fußgänger auf die Sarazenen. Ihnen eilte, als ſie von den Sarazenen geworfen wurden, das erſte Reitertreffen zu Hülfe. Den Sarazenen ſpringen die deutſchen Reiter, unter Graf Galvan, ohne weitern Befehl bei. Unter der Deutſchen Schwerter- und Keulenſchlag erliegt das franzöſiſche Reitertreffen, und Anjou ſelbſt eilt mit ſeiner Schaar zu Hülfe. Mit ſtarker Stimme ruft er den Seinen zu: die Streiche nur auf der Deutſchen Pferde zu richten, dieſe zu tödten — auch befiehlt er, mit dem Degen unter die Achſeln und in die Fugen der Rüſtungen zu ſtechen. Dieſe laute, mit feſter Stimme ausgeſprochene Mahnung ſoll ſo gefruchtet haben, daß die tapfern Deutſchen alsbald ihr früheres Uebergewicht verloren. Als

Man-

Manfred dieſe Wendung des Gefechts gewahrte, eilte er mit dem letzten Reſt ſeiner Leute zu Hülfe; ein Gleiches thaten die Franzoſen. Die Berichte ſchweigen davon, wie es jetzt weiter auf dem Schlachtfelde zugegangen, und beſchäftigen ſich alle nur mit dem traurigen Ende Manfreds, der, nach dem tapferſten Widerſtande, im heftigſten Gefechte blieb. Dreitauſend ſtarben mit ihm, der größte Theil darunter Sarazenen, die in Treue, Ergebenheit und Aufopferung den Chriſten rühmlich voranleuchteten.

Dem aufmerkſamen Leſer wird es nicht entgangen ſeyn, daß Karls Unternehmungen bis zur Schlacht frei von jedem Tadel ſind. In der Schlacht ſelbſt aber finden wir alle Zeichen der rohen und unbeholfenen Kriegführung der Zeit wieder. Daſſelbe läßt ſich von Manfreds Anſtalten vor der Schlacht ſagen — dieſelben Vorwürfe treffen ihn während des Gefechts. Beider Heerführer Anſtalten ſind muſterhaft zu nennen, ſo lange ſie nicht ſchlugen; ſo wie aber das Schwert gezogen, übernehmen ſie die Rollen gewöhnlicher Vorfechter wie es alle Heerführer dieſer Zeit thun, und namentlich beweiſet des Connetables Betragen, daß perſönlicher Muth ſelbſt den Heerführern noch mehr galt, als Kombination.

In der letzten Schlacht, die wir auf dieſem Kriegstheater anführen wollen, tritt uns von Seiten des neapolitaniſchen Heeres, das jedoch faſt gänzlich aus Franzoſen beſtand, die Ueberlegenheit in Anordnung einer Schlacht deutlich entgegen.

Nicht ohne Geſchicklichkeit war Conradin bis in die pa'entiniſche Ebene gekommen. Da ihn überdies ein numeriſches Uebergewicht — denn ihm geben alle Schrif'ſteller 9000, Karl v. Anjou aber nur 5000 Reiter — unterſtützte, ſo durfte er alle Hoffnung hegen, die Heimath ſeiner Väter wieder zu erſtreiten. Aber ſobald er ſein väterliches Erbe betreten, ſcheint ihn auch die bis dahin ſo rühmlich beobachtete Vorſicht verlaſſen zu haben. Vor ſich ein ſumpfiges Fließ — den Salto — mit nur einer Brücke und einigen Furthen, die in ſumpfiges Bruch mündeten, das ebenfalls nur eine Straße durchſchnitt, lagerte er im Angeſicht eines ſchlauen Feindes, der von den Höhen herab jede Bewegung des jugendlichen Helden erſpähete. Jenem war überdies in der Perſon eines Ritters, Errard von Valery, der erſt kürzlich aus dem heiligen Lande heimgekehrt, ein eben ſo tapferer als kriegskundiger Rathgeber geworden. Als Karl dieſen um Rath anging und um ſeine Meinung wegen der Schlachtordnung befragte, ſagte ihm dieſer, daß er, wegen der Mehrzahl und der Tapferkeit der Deutſchen, keineswegs von der Gewalt der Waffen, ſondern ganz allein von der Liſt den Sieg erwarten dürfe. Er traf daher, als er den Anmarſch des Conradiniſchen Heeres gewahrte, folgende Anordnungen: Er theilte ſein Heer in drei Schaaren, die erſte derſelben, aus Provenzalen, Lombarden und einigen Römern beſtehend, unter Jakob Gaucelme's und Wilhelm l'Etendarts Führung, erhielt

den Befehl, gegen den Salto vorzurücken und dem erſten Anlauf der Deutſchen entgegenzutreten; die zweite, unter Heinrich v. Couſance, der zugleich die königlichen Inſignien anlegen mußte, ſollte die Abhänge der Lagerhügel decken und gleichſam einen Rückhaltstrupp für das erſte Treffen bilden. Das dritte Treffen endlich, unter des Königs und Valery's Befehl, das aus 800 auserleſenen Rittern beſtand, ſtellte ſich in einem Engthale am Fuße des Berges Felice auf, wo es durchaus Aller Augen entzogen war. So geordnet ſtand das Heer etwa eine Viertelmeile von Conradins Schaaren, des Kampfes gewärtig. Im deutſchen Lager hatte man unterdeſſen folgende Anſtalten getroffen. Man hatte das Heer in zwei Hauptheile getheilt; der erſte, aus Spaniern und Lombarden beſtehend, war Heinrich von Caſtilien und zweien italieniſchen Führern, den Grafen Lancia und Donoretico, anvertraut; den zweiten Haupttheil bildeten die Deutſchen, der Kern des Heeres, an deren Spitze Conradin ſelbſt und Friedrich von Oeſtreich fechten wollten.

Bis zur Stellung des Königs Karl von Anjou dehnte ſich eine etwa eine Viertelmeile breite Ebene, welche im Abend vom Salto, ſüdlich von dem Berge Felice, öſtlich von dem von Alba, und nördlich von dem Bergrücken des Velino begrenzt wird. Am weſtlichen Abhange des Berges von Alba ſtand Karls Heer ſo geordnet, wie wir es bereits geſagt. Nur eine Straße, die durch ein koupirtes

Terrain geht, führte zu dieſer Stellung. Sie war noch durch mehrere überbrückte Bäche durchſchnitten, welcher Umſtand jener Gegend den Namen der sette ponte giebt.

Conradins erſtes Treffen hatte muthig den Salto überſchritten. Ihm entgegen ſtürmte Karls erſte Schaar. Aber ſo ungeſtüm war Heinrichs von Caſtilien Angriff, daß der Provenzalen und Lombarden Haufe gänzlich aus einander geſprengt ward. Die ihm zu Hülfe eilende zweite Schaar Karls theilte daſſelbe Geſchick. Sogar Couſance in den königlichen Zeichen erlag der Deutſchen Schwert. Siegestrunken folgte Conradins Heer den flüchtigen Provenzalen in der Richtung von Antroſiano, wo ſogar Karls Lager und Geräthe deſſen Beute ward. Wer nicht unter Heinrichs von Caſtilien Panier focht, ſchwärmte Beute ſuchend auf dem Schlachtfelde umher, und von Conradin ab überließen ſich Alle der größten Sorgloſigkeit — Viele hatten die Zuverſicht ſo weit getrieben, daß ſie in den Fluthen des Salto Erquickung von den Mühen der heißen Tagesfahrt ſuchten. Da raunt der kriegserfahrene Ritter Errard von Valery, der kaum vermocht Karl von Anjou's Ungeduld bis zu dieſem Augenblick zu zügeln, ihm zu: „nun iſt es Zeit!“ und unwiderſtehlich bricht jetzt die auserleſene Reiterſchaar aus ihrem Hinterhalte hervor. In kurzer Zeit ſind die zerſtreuten Deutſchen niedergeworfen — bis über die Brücken der Setteponti dringen die Franzoſen im erſten Anlauf —

der Salto ſogar iſt ihnen ſpäter kein Hinderniß; mordend und Alles niederhauend dringen ſie ſogar in Conradins Lager ein, und ſprengen das ganze Heer aus einander — Conradin ſelbſt muß ſich zur ſchmählichſten Flucht wenden. Kaum hat Valery dieſe Vortheile errungen, ſo ordnet er mit großer Vorſicht wieder ſeinen Haufen. Nur wenige Leute werden zur Verfolgung der flüchtigen Feinde entſendet; der Haupttrupp ſelbſt bleibt ſorgfältig geordnet unter ſeinem Befehl. Wie nöthig dieſe Vorſicht, ſahen die Franzoſen erſt ein, als Heinrich von Caſtilien mit ſeinen ſiegenden Schaaren von der Verfolgung, aber freilich zu ſpät, heimkehrte. Voll der froheſten Hoffnung zog er dem Lager Conradins zu — die dort aufmarſchirten Franzoſen hielten er und ſeine Leute für Conradins Schaaren, die nur ſeiner Rückkunft harrten, um den Sieg zu feiern. Aber wie bitter ſah er ſich enttäuſcht, als die Franzoſen gegen ihn anrückten. Doch ein erprobter Kriegsmann, und in den Gefahren bürgerlicher Kriege und raſtloſer Kämpfe grau geworden, verzagte er auch jetzt nicht, ſondern griff den Feind muthig an. Ohne Zweifel hätte er auch in dieſem Kampfe geſiegt, wenn es bloß darauf angekommen wäre, tapfer zu fechten. Aber er ſollte auch hier Errards Liſt und Verſchlagenheit erliegen. Durch eine verſtellte Flucht brach dieſer der Spanier und Lombarden dicht geſchaarte Geſchwader, und erſt, als ſie ſich voller Siegesübermuth zu einer unüberlegten Verfol-

gung entſchloſſen, wandten ſich die Franzoſen plötzlich zu neuen Angriffen um, und auf den Gefilden Scurcola's, dort, wo kurz vorher Conradins Heer gelagert, und wo es ſich zur Flucht gewandt, ward mit einer gänzlichen Niederlage auch dieſes Haufens die Sache der Hohenſtaufen für immer entſchieden. —

Mehr wie eine Schlacht iſt auf dieſe Art verloren worden. Wenn auch die eigentliche Schlacht nichts weiter ſeyn mochte, als eine Reihe ſich raſch folgender einzelner Kämpfe, ſo muß man dennoch den Franzoſen den Preis größerer Kriegseinſicht zugeſtehen. Sie war ein Produkt der Kriege des Ritters Errard von Valery im Orient. So hatte er die Türken und Sarazenen gegen die geſchloſſenen Geſchwader der Franzoſen kämpfen ſehen — durch dieſelbe Taktik konnte er hoffen die Deutſchen zu beſiegen, nachdem er auch ſie vorher kennen gelernt.

Bevor wir von dieſer Periode ganz ſcheiden, wollen wir noch einer Schlacht auf deutſchem Boden gedenken, in der Deutſche gegen Deutſche, aber von ſlaviſchen Völkern unterſtützt, fochten. Wir meinen die Schlacht auf dem Marchfelde, den 26. Auguſt 1278. Ihr waren lange Kämpfe vorhergegangen. Rudolph und Ottokar ſtritten um Krone und Leben, und beide ſtritten mit jenem Muthe und jener Erbitterung, die lange Kriege wohl zu erzeugen pflegen. Rudolph, der unter den Hohenſtaufen in Italien gefochten, der als oberſter

Heerführer am Rhein, in der Schweiz und gegen Ottokar gekämpft, der in ſeinen Kriegen mit den Schweizern einſt gewappnet den See von Murten durchſchwommen, brachte Alles, was jene Zeit an Kunſt des Krieges beſitzen mochte, gegen ſeinen Gegner mit in den Kampf, und erſetzte ſo durch geiſtige Ueberlegenheit und moraliſche Kraft, was ihm an materiellen Mitteln abging.

Kühn und raſch hatte Ottokar den Krieg begonnen. Aber nachdem er ſeine Kräfte, etwa 30,000 Mann, geſammelt, verließ er erſt im Juni Prag, hielt ſich mit der Einnahme von Droſendorf auf, zog dann der Teya entlang, und verweilte hier aufs Neue bei der Einnahme der Feſtung Laa. — Aengſtlich ſah Rudolph jenen Unternehmungen zu, denn nur ſpärlich und langſam langten die Lehnsleute bei ſeinem Heere an. Die Treue der meiſten begann ſogar zu wanken. Als er endlich im Auguſt mit einem unbedeutenden Heere ſeine Operationen beginnen konnte, zog er auf dem rechten Ufer der Donau bis Haimburg, ging hier über den Fluß, und drang dann bis Marchegg ob der March, wo er der Ankunft neuer Hülfstruppen entgegenſah, vor. Endlich ſieht er ſich durch die Ankunft ſeiner kärnthner, ſteiermärkiſchen und krainiſchen Lehnsleute, und durch das Herbeieilen ſeiner ungariſchen Bundesgenoſſen in den Stand geſetzt, gegen ſeinen Gegner anzurücken. Durch ſeine ungariſchen leichten Reiter erkundet er Ottokars Bewegungen. Zwiſchen Jedensberg und Weidendorf ſtoßen die

Heere auf einander. Mit Tagesanbruch hatte Rudolph ſein Heer in vier Schaaren gebildet, und den Fluß bei Weidendorf überſchritten. Im halben Mond geordnet befiehlt er anzurücken, und den Feind ſo in Front und Flanken zugleich anzugreifen. Ihn erwartete Ottokar, in ſechs Haufen aufgeſtellt. Wie dieſe geſchaart geweſen, davon ſchweigen die gleichzeitigen Berichte. Aber einen Rückhalt, eine Reſerve, hatte ſich jeder Heerführer vorbehalten.

Während Barfüßermönche Ottokars Reihen durchzogen, und denen, die tapfer ſtreiten würden, Aufnahme in Abrahams Schoß verſprachen, feuerte Rudolphs Heer der Biſchof Heinrich von Baſel; Rudolphs Beichtiger und Vertraute, der ihm kurz vorher 1000 auserleſene Reiter und eine Schaar Bogenſchützen herbeigeführt hatte, an, indem er jedem, der in dieſem Streite fallen würde, unmittelbaren Eingang in die Freuden des Paradieſes verhieß. Als er darauf den Schlachtgeſang *) anſtimmte, wurde Heinrich Schorlins, eines ſchwäbiſchen Ritters, Pferd ſcheu, und trug ihn mitten unter die Böhmen — ein Zufall, der die ganze Schlachtlinie hinter ihn herzog. — Rudolph ſelbſt führte die Schwaben gegen die Sach-

*) Wie einſt bei Merſeburg: Mutter Maria! Maid, unſer Leid ſey dir gechlait — jetzt hieß es:

Sand Marey, Mutter und Maid,
Alle unſere Not ſey dir gechlait.

ſen, die unter Otto von Brandenburg den Kern des böhmiſchen Heeres ausmachten. Durch dieſer Flucht ſchien das Schickſal des Tages entſchieden. Doch in demſelben Augenblick dringen mehrere böhmiſche Ritter unter Heinrich von Fullenſtein, die Ottokar des deutſchen Königs Tod geſchworen hatten, mit unwiderſtehlicher Gewalt auf Rudolph ein. Obwohl er Heinrich von Fullenſtein niederrennt, ſo entging er doch nur mit Mühe den feindlichen Streichen. Nachdem er ſein Pferd verloren, deckt er ſich nur mühſam mittelſt ſeines Schildes gegen die Huftritte der neben und über ihn hinſtürmenden Ritter. Dadurch jedoch, daß er ein neues Roß erhält, und daß Berthold Kappler die Nachhut heranführt, wird er dem Tode entriſſen. Als auf Kapplers Herannahen Ottokars Rückhalt, den ein gewiſſer Milota führte, ſtatt vorzurücken, ſich, Ottokar verlaſſend, zur Flucht wendet, wird die Schlacht gänzlich zu Rudolphs Vortheil entſchieden. Ottokar ſelbſt fiel auf der Flucht von ſiebzehn Wunden durchbohrt, und 14,000 ſeines Heeres waren theils auf dem Schlachtfelde erſchlagen worden, und theils in den Wellen der March umgekommen. Dem Gebrauche der Zeit gemäß weilte Rudolph drei Tage auf dem Schlachtfelde, ein Umſtand, der ihn bald darauf in einen neuen Kampf verwickelte.

Analiſiren wir dieſe Schlacht nach den darüber vorhandenen Nachrichten, ſo finden wir, daß ſie ſich von denen dieſes Zeitraums in nichts unter-

ſcheidet. Einer nothdürftigen Anordnung für die Einleitung des etwanigen Ganges der Schlacht folgte der Kampf ſelbſt, der dann in eben ſo viel Zweikämpfe ausartete, als es muthige und entſchloſſene Ritter gab, die Gefahren und Schlachtengewühl ſuchten. Die eigentliche Schlacht beſtand aus einer Reihe ſolcher Kämpfe, die man in der Sprache jener Zeit Tioſt nannte. War der Sieg durch Ueberwindung der muthigſten Ritter entſchieden, ſo hatte die Schlacht ein Ende — die Ritter ruhten oder freueten ſich ihres Sieges; die Knechte ſuchten die Bügelloſen zu fangen, das Fußvolk plünderte die Todten; von einer Verfolgung des Sieges iſt ſelten, und hier gar nicht die Rede. — Rudolph freuete ſich der Gefahren, denn ſein koloſſaler Körperbau — er ſoll gegen ſieben Fuß gemeſſen haben — gewährte ihm bei der damaligen Kriegführung den größten Vortheil. Er glänzt als Vorfechter hier wie überall, wo er gefochten, und in ſeinem Schwerte ſuchte er mehr als in der Ueberlegung vor dem Streit Sieg und Ruhm.

Was die Kriegsverfaſſung, Taktik, Organiſation und Verpflegung der Heere in dieſer Periode anbetrifft, ſo ward derſelben bereits oben gedacht. Hier nun noch Einiges darüber, wie ſich ſolche im Laufe der Zeit, beſonders bei den Deutſchen, ausbildeten, ohne chronologiſche Strenge jedoch, denn dieſe iſt hier rein unmöglich. Das Lehnweſen, das wie in allen andern europäiſchen Staaten auch in Deutſchland, neben der Kirche, die zweite Grundlage

aller öffentlichen Verhältniſſe geworden, bedingte, dem natürlichen Gange nach, auch deſſen Kriegsverfaſſung. Das Grundvermögen blieb noch lange der Maßſtab für Vertheilung der Kriegslaſt, und nicht mit Unrecht, iſt die Kriegsverfaſſung dieſer Zeit als eine auf ſachlichem Beſitzthum ruhende allgemeine Konſkription oder Kriegspflichtigkeit von einigen unſerer Schriftſteller betrachtet worden. Durch die Wechſelverhältniſſe und Abſtufungen des Lehnweſens jedoch ward die Maſſe des Volks immer mehr und mehr vom Kriegsdienſte entfernt, wodurch, im Verein mit anderen ſchon erwähnten Verhältniſſen, die Zahl der Kriegenden abnahm, und ſtatt des Fußvolks die Reiterei und Ritterdienſt die größte Wichtigkeit erhielten. Wie dieſer Dienſt nach und nach Söldnerdienſt wurde, kann aus den frühern nur flüchtig berührten Verhältniſſen abſtrahirt werden, denn in jedem Lande, ja man möchte ſagen in jeder Provinz, hat ſich dies anders geſtaltet und ausgebildet.

In Heeren von ſo bunter Zuſammenſetzung, wie die des in Rede ſtehenden Zeitraums, in denen Jeder ſich auf gewiſſe Weiſe für ſelbſtſtändig und unabhängig hielt, konnte natürlich von Disziplin und Zucht nach unſern Begriffen noch keine Rede ſeyn. Nur wenn tüchtige Heerführer ſich an deren Spitze befanden, finden wir der Kriegsgeſetze gedacht, die dann gewöhnlich auch mit Blut geſchrieben waren. Wer mit einem gefährlichen Werkzeuge Blutwunden ſchlägt, hieß es z. B. in

den Lagergeſetzen von Vezelay (1190), verliert die Fauſt; wer einen Pilger auf dem Lande umbringt, wird vergraben, auf der See mit dem Leichnam des Getödteten zuſammengebunden und ins Meer geworfen, u. ſ. w.

Merkwürdig in dieſer Hinſicht ſind Friedrich I. Lagergeſetze, die er 1155 erließ. Streit anzufangen und ſeine Genoſſen dazu mit aufzufordern, war auf das ſtrengſte verpönt. Den Streit mittelſt des Schwertes ſchlichten zu wollen, unterlag ebenfalls dem ſtrengſten Verbot — nur mit einem Stocke bewaffnet, aber gepanzert, ſollte es erlaubt ſeyn, hinzu zu treten. Wer dagegen, wenn er Ritter — miles — war, verſtieß, verlor ſeine Waffen und ward vom Heere weggejagt; Unfreie, wenn ſie bei dergleichen ertappt wurden, mußten von ihren Herren gelöſ't werden, oder jene wurden mit körperlichen Strafen belegt, kahl geſchoren und auf der Backe gebranntmarkt. Wer Wunden ſchlug, verlor die Hand; wer Jemand tödtete, büßte ſein Leben gleichfalls ein. Begangenen Raub mußte der Ritter doppelt erſetzen; der Unfreie erlitt die Strafe, die für Aufruhr verhängt war. Jedem lag die Befugniß auf, Raub zu verhindern, und davon den Gerichten Anzeige zu machen. Wer liederliche Dirnen beherbergte, verlor die Waffen — jenen ſchnitt man die Naſe ab. Für den erſten Diebſtahl ward der Knecht körperlich gezüchtigt, geſchoren und gebranntmarkt; beim zweiten ward er aufgehängt. Vom Verdachte, einen Diebſtahl begangen zu haben, konnte

er ſich durch die Feuerprobe reinigen, oder aber der Herr deſſen Unſchuld beſchwören. Der Kläger mußte gleichfalls beſchwören, daß er ihn nur des Verdachtes wegen belange. Das Entſtellen fremder Pferde, um ſolche unkenntlich zu machen, ſo wie das Aufnehmen fremder Knechte, ward gleichfalls verpönt. Schimpfworte büßte man mit 10 Pfunden im Lager gangbarer Münze. Sogar für Fouragirungen und Plünderungen waren Geſetze vorhanden. Volle Fäſſer z. B. ſollten vorſichtig angezapft werden, damit der Wein nicht verloren ginge; bei Eroberungen von Städten und Burgen war Plünderung erlaubt, das Anzünden aber ſtreng verboten. Selbſt über die Jagd ergingen ſich die Lagergeſetze. Aber merkwürdig bleibt die Verordnung, daß wenn fremde Ritter ohne Schild und Gewehr auf einem Klepper ins Lager geritten kamen, ſie Niemand, bei Strafe als ein Friedensſtörer betrachtet zu werden, antaſten durfte; eine Anordnung, die allerdings einen ehrenwerthen Sinn, aber eben keine zu große Menſchenkenntniß verrieth.

Die Heere waren auf ihren Zügen in mehrere Haufen getrennt, gewöhnlich nach Völkerſchaften, oder nach Lehnsabhängigkeit; bei den Kontingenten der Städte nach Thoren und Stadtvierteln. Jeder Schaar oder Abtheilung ſtand ein eigener Befehlshaber vor, dem mehrere Ritter zur Aufrechthaltung der Ordnung beigegeben waren. War keine Gefahr vorhanden, ſo eröffneten Schanzbauern und Quartiermeiſter den Zug — ſonſt finden wir wohl

leichte Truppen an der Spitze, die die Rekognoszirungen beſorgten, Etwas, das im zwölften und dreizehnten Jahrhundert Woldau genannt ward, beſonders, wenn es mit einem Plünderritt verbunden war. Bei den Kriegszeichen befanden ſich die Spielleute, mit den Trompeten, Pauken und Heerſumpern, die zugleich das Signal zum Aufbruch gaben. — Der Marſchall allein — wenigſtens war dies Ende des zwölften und im dreizehnten Jahrhundert der Fall — hatte für Verpflegung des Heeres, für Ordnung auf dem Marſche und für richtige Aufſtellung der Wartleute zu ſorgen. Er rottirte, ſchaarte das Heer, wenn es zum Kampf ging; er ſah darauf, daß Niemand zurück blieb, daß auf einem Rückzuge Niemand den Harniſch ablegte, daß nicht geplündert ward u. ſ. w. Im Lager ſelbſt hielt er auf Ordnung. Gewöhnlich war man auch völkerweiſe gelagert. Die Pavilun, d. h. die Zelte der Vornehmern, ſtanden mit den Phein — den Hütten der Knappen und Schildknechte — unter einander, wahrſcheinlich, wie es das Bedürfniß der verſchiedenen Theile des Heeres, aus denen es zuſammengeſetzt war, verlangte. Das Heer ſelbſt ſchloß gewöhnlich ein Zug von Bleiden, Tummerern, Rutten, Katzen, Ebenhoch, Petrern, Mangen, Igelswehr, Antwerk und anderem Belagerungsgeräthe.

Wie man die Heere in der Fremde verpflegte, darüber ſchweigen alle Nachrichten. Der Umſtand, daß nicht ſelten ganze Armeen dem Mangel an Le-

bensmitteln erlagen, dürfte hinlänglich Aufſchluß hierüber geben. Wahrſcheinlich, daß man da, wohin man kam, Alles wegnahm, unter der Verſprechung jedoch, zu bezahlen. Und wie wäre es auch wohl den Fürſten jener Zeit möglich geweſen, bei ihrem ungeregelten Finanzweſen große Ankäufe ꝛc. zur Unterhaltung der Heere zu beſorgen? Doch ſcheint ſchon damals die Theorie der Verpflegung nichts Unbekanntes geweſen zu ſeyn. Wenigſtens finden wir in der Geſchichte der Hohenſtaufen und ihrer Zeit eines Schriftſtellers — Sanutus — gedacht, der eine lehrreiche Berechnung über die Art und die Koſten der Verpflegung eines Heeres giebt Er bringt z. B. $1\frac{1}{2}$ Pfd. Brot, eine Portion Wein und wöchentlich dreimal Fleiſch in Anſchlag, und ſchlägt überdies noch Käſe, Bohnen und andere Hülſenfrüchte zu abwechſelnder Beköſtigung vor. Der Mangel an Fonds war alſo gewiß mehr Urſache, als die Unkenntniß dieſes Verwaltungszweiges, wenn darin überall Unordnung herrſchte.

Wie wir bereits ſahen, ſo ſtand in dieſem Zeitalter perſönliche Tapferkeit höher als jede Kombination. Einhauen und feſt vorhalten ward allein für ritterlich gehalten. Damit konnte man nun wohl gegen Menſchen auslangen, aber Mauern und Wälle rannte man damit nicht nieder. Bei Belagerungen mußte man alſo von ſelbſt darauf zurückkommen, daß animaliſche Herzhaftigkeit und materielle Kräfte nur bedingungsweiſe bei Angriff und Vertheidigung feſter Plätze mit in den Kalkül kommen

konnten. Gräben, Mauern und Thürme waren in dieſer Periode die Hauptbeſtandtheile aller Befeſtigung. Häufig fand man doppelte Mauern; nicht ſelten auch im Innern der Städte — namentlich in Italien — befeſtigte Paläſte, die bei Ueberrumpelungen, Leitererſteigungen ꝛc. als Reduits dienen konnten. Den Hauptbeſtandtheil der Vertheidigung jedoch bildeten die Thürme, welche oben platt waren, und, wie die obere Brüſtung der Mauer, Zinnen, Scharten und Wehren für Geſchoſſe jeder Art hatten. Sie wurden im Laufe des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts bereits rund angelegt, und waren häufig noch mit ſchirmenden Eſtrichen verſehen. Nahte ſich ein Heer einem befeſtigten Platze, ſo ſuchte es ſich zuvörderſt auch zum Herrn der umliegenden Gegend zu machen. Ging es an, ſo ſchloß es den ganzen Platz ein, oder aber es griff ihn nur von einer Seite an, und ſuchte durch einzelne größere und kleinere Parteien deſſen Gemeinſchaft mit dem befreundeten Heere, oder aber mit dem Mutterlande zu hemmen *). Nicht ſelten ſchloß man den Platz mit Contra- und Circumvallations-Linien ein. Beide waren öfters von Diſtanz zu Diſtanz mit hölzernen Thürmen verſehen (bristega, tristega, benfrois), die eine Art Flankenvertheidigung gewährten. Auch legte man den Thoren gegenüber wohl einen Thurm an, ver-

*) Bei Antiochien begnügte man ſich z. B. damit, nur drei Thore zu berennen.

ſah ihn mit Beſatzung, und glaubte dann ein Uebri- ges gethan zu haben. Vor Antiochien kam Gottfried z. B. auf die Idee, eines der Thore, aus dem ihm der Feind ſehr zur Laſt fiel, durch einen künſtlichen Berg, auf den er einige Maſchinen ſtellte, zu ſperren.

In den Kreuzzügen finden wir einzelne Beiſpiele, daß ſich die chriſtlichen Heere in eben ſo viel Haufen, als ſie Nationen zählten, um den eingeſchloſſenen Ort gelagert. So erzählt uns z. B. Foulcher von Chartres, daß ſich in dem Lager vor Nicäa neunzehn an Sitte und Sprache verſchiedene Völker befunden, deren jedes ein eigenes mit Mauern und Palliſaden umgebenes Standquartier gehabt, und daß man, da es zuletzt an Material zur Errichtung der Mauern gefehlt, die Gebeine der in der Umgegend früher erſchlagenen Chriſten dazu genommen. Man errichtete ſo, ſagt darüber Anna Comnena, den Todten Grabſtätten, die den Lebenden zur Wohnung wurden.

Hatte ſich der Belagerer ſo um die Stadt feſtgeſetzt, ſo ſchritt er dazu, das Trinkwaſſer abzugraben, und auf der Angriffsfront das Terrain zu ebenen, um ſo ſeine Maſchinen mit mehr Leichtigkeit bewegen zu können. Die Belagerten ſuchten dies gewöhnlich mit Anſtrengung zu verhindern, wodurch denn eine Menge einzelner Kämpfe zwiſchen den Schleuderern und Bogenſchützen beider Theile herbeigeführt wurden.

Hatten die Belagerer ihren Zweck erreicht, ſo

ſuchten ſie ſich der Mauer durch doppelte, aus Zimmerwerk beſtehende, mit Brettern und Flechtwerk bekleidete Bogengänge (pavois, targes, tallevas, Vineen, Sturmdächer, musculi), die, um ſie gegen Feuer zu ſchützen, mit naſſen Häuten überzogen waren, zu nähern; hinter ihnen ſtanden die Bogenſchützen und vertrieben durch ihre Geſchoſſe die Vertheidiger von der Mauer. Konnte man dahin gelangen, den Graben zu füllen und bis an den Fuß der Mauer kommen, dann brachte man, wie in früherer Zeit, den Mauerbock, den Widder an, und ſuchte einen Theil der Mauer in Breſche zu legen *). Hierzu bediente man ſich der Katzen, einer Art gedeckter Werke mit Stoßzeug im Innern. Auch errichtete man wohl die Ebenhoch, eine Art von Thürmen, mit Wurfzeug verſehen, die zugleich dazu dienten, ins Innere der belagerten Orte zu blicken.

Gewöhnlich aber waren dergleichen Unternehmungen mit mehr Gefahr und Mühſeligkeit verknüpft, und häufig, ja faſt immer mußte man zu andern Mitteln ſchreiten. Hatten nämlich die Mauerböcke nicht die gewünſchte Wirkung hervorgebracht, ſo nahm man zu den Kriegsmaſchinen ſeine Zuflucht. Namentlich kam es in Italien und im Orient faſt immer zu dieſer Maßregel. Die Italiener beſon-

*) Im dreizehnten Jahrhundert bediente man ſich zum Breſchelegen beſonders des Igelswehrs, ein Hängebaum mit Eiſen beſchlagen, vorn mit Spitzen und Ecken verſehen.

ders zeichneten ſich bei Vertheidigung der Plätze und Anfertigung von Maſchinen aus, und die Piſaner und Genueſer hatten darin einen hohen Grad von Berühmtheit erlangt.

War man ſo weit gekommen, dies thun zu müſſen, dann ſpielten die Wandel-Thürme, die man dort anbrachte, wo der Widerſtand am heftigſten war, alſo immer den Mauer-Thürmen gegenüber, gewöhnlich eine große Rolle (tours ambulatoires). Dieſe hatten ſtets ſo viel Höhe, daß ſie die Mauern des angegriffenen Platzes überhöhten, häufig 50, 80 bis 120 Fuß, und 3 bis 6 Stockwerke. Gewöhnlich waren ſie viereckig, und wurden auf Rädern fortgerollt oder wie Schlitten fortgeſchoben. Sie hatten jedoch nicht immer dieſelbe Form. Die Geſchichte gedenkt neben der viereckigen z. B. eines eirunden hölzernen Thurmes von drei Stockwerken, der auf Rädern fortgeſchoben wurde (pluteus, phala), bei der Belagerung von Jeruſalem. Im erſten Stockwerke lenkten die Arbeiter und Baumeiſter den Gang der Bewegungen, das zweite war mit der Mauer von gleicher Höhe, das dritte ragte über dieſelbe hinaus. Das zweite und dritte Stockwerk hatten einen bedachten Gang, von dem herab geſtritten wurde. Oben endlich war die Brücke angebracht, die ſchnell herunter gelaſſen werden konnte. Der Thurm war mit Letten und friſchen Häuten bedeckt — das Ganze überhöhte ein goldenes Kreuz. Durch Brücken, die an jedem Thurm waren, und die auf die Mauer niedergelaſſen wurden, ſuchten

dann die Belagerer in die Stadt zu dringen. Gewöhnlich drehte ſich dann um ſo einen Thurm, in dem ſich immer ein Hauptanführer befand, und der öfters 4 bis 500 Mann einſchloß, die ganze Belagerung, und die Geſchichtſchreiber ſind in den Berichten über die dabei Statt gehabten Gefechte und Ereigniſſe immer ſehr ſorgfältig. Nicht ſelten traten bei ſolchen Gelegenheiten einzelne Kämpfer auf, die an die Heroen des Alterthums erinnern. Ein Sarazene, erzählt Wilhelm von Tyrus im dritten Buch, hatte bei Nicäa, ſowohl durch ſeine ungeheuere Geſtalt, als auch durch ſeine Thaten, lange die Aufmerkſamkeit der Chriſten auf ſich gezogen. Niemals fehlte ſein Geſchoß das Ziel, und wen er traf, der rollte entſeelt dahin. Wenn er ſeine Pfeile verſchoſſen hatte, bediente er ſich großer Felſenſtücke und ſchleuderte damit Tod und Verderben in der Feinde Reihen. Einſt, nachdem die Chriſten lange vergeblich einen Thurm angegriffen, befand er ſich allein, Raimund gegenüber auf demſelben. Von einem Hagel Geſchoſſe überſchüttet, widerſteht er dennoch muthig — er fordert die Chriſten ſogar trotzig heraus, ihre Angriffe zu verdoppeln. Bald ſind Aller Blicke und Waffen auf und gegen ihn gerichtet; ſein Körper iſt mit Wunden bedeckt, von Geſchoſſen durchbohrt, aber dennoch widerſteht er muthig jedem Angriff. Endlich ſtreckt ihn ein Geſchoß Gottfrieds darnieder, worauf er vom Dache in den Graben ſtürzt. Der Sieg wurde durch freudigen Zuruf des chriſtlichen Hee-

res gefeiert, während ein dumpfes Schweigen im heidniſchen Heere deſſen hierdurch vermehrte Muthloſigkeit anzudeuten ſcheint. — Aehnliche Szenen wiederholten ſich faſt bei allen Belagerungen, und nicht ſelten entſchieden dergleichen Zufälle über das Schickſal des belagerten Platzes.

Auch finden wir, daß man ſich in dieſem Zeitraum hier und dort der Erdſchütten bedient, um den Angriff zu verſtärken. Namentlich that dies Philipp Auguſt bei der Belagerung von Chateau-Gaillard. Doch ging man bei der Anlage anders zu Werke als die Römer, und bauete von Außen nach Innen. Dabei war der äußere Rand durch eine Mauer gebildet, welche Bogenſchützen vertheidigten.

Während man ſo die Stadt mittelſt der Vineen, Mauerböcke und Thürme angriff, war man auf der andern Seite auch bedacht, ſich des Wurfgeſchützes gegen ſie zu bedienen, und zugleich den Minenkrieg zu eröffnen.

Mittelſt der Katapulten, Balliſten und Onager, Blyden, Marga, Petrern, Gewerffen, Mangen *)

*) Ueber die genaue Bedeutung der Maſchinen überhaupt ſind wir bis jetzt wenig unterrichtet. Keine Bibliothek, die Wiener ausgenommen, beſitzt hinlänglich Materialien, um eine Poliorcetik dieſer Zeit ſchreiben zu können. — Blyden (Bleiden) iſt die Benennung für Wurfgeſchütz überhaupt. Mangen und Petrern waren die gewöhnlichen Wurfzeuge, wahrſcheinlich nach den Modellen der älteren Ma-

ſchleuderte man große Felsſtücke, öfters von mehreren Zentnern, in die Stadt; ihnen folgten nicht ſelten brennende Balken, Schwefelfeuer, große Feuerpfeile und andere ſchwere Körper. Auch warf man Tonnen voll Unrath, Leichname, Kadaver von Thieren u. ſ. w. in den Ort, um dadurch Krankheiten zu erregen.

Dann verſuchte man die Mauer zu untergraben. Von weither ging man in breiten Gängen gegen die Mauer vor. Durch Balken und Bretter ſuchte man ſich gegen den Einſturz der Erde zu ſchützen. Glaubte man an den Ort der Beſtimmung gelangt zu ſeyn, ſo füllte man mit allerhand brennbaren Materien den Gang, zündete ſie an, und erwartete ſo den Einſturz der Mauer. Oefter ſogar ſuchte man durch Bergleute Gänge, die unter die Mauern hinweg zu der Stadt führten, zu graben, um ſo in den belagerten Ort ſelbſt zu gelangen *).

ſchinen. Wie ſich dieſe von Tummerern, Rutten und Ankwerk unterſchieden, iſt ungewiß. Die Rutten ſcheinen zum Werfen der Kunſtfeuer, das Ankwerk aber zu dem der Steine benutzt worden zu ſeyn. Bei der Belagerung von Kuttenberg ſchoſſen Albrechts Meiſter aus einem Ankwerk große mit brennbaren Stoffen gefüllte Kugeln, die beim Niederfallen ein großes Feuer von ſich gaben.

*) Hierbei bediente man ſich einer Maſchine, der Fuchs genannt, mit Hülfe derer man ſich unter dieſelbe eingrub.

Uebrigens ſcheuten die Belagerer ſelten Mühe und Arbeit bei ihren Unternehmungen, und wetteifern darin mit den Römern. Bei der Belagerung von Akkon z. B. ſchütteten die Chriſten einen Damm, und ſuchten ſich der Stadt, indem ſie denſelben immer weiter führten, ſo zu nähern; bei Nicäa brachten ſie eine große Menge Fahrzeuge aus dem Propontis in den See Askanius über die beide trennende Bergrücken u. ſ. w. Man ſah nicht ſelten den kriegeriſchen Muth, jeder Gefahr zu trotzen, mit der größten Hingebung bei Hunger, Durſt und Ungemach jeder Art gepaart.

Aber nicht weniger Muth, Entſchloſſenheit und auch Einſicht pflegten die Angegriffenen ihren Feinden entgegen zu ſetzen. Gewöhnlich bereitete man ſich durch eine große Menge von Kriegselementen jeder Art zu einer tapfern und langen Vertheidigung vor. Da die meiſten Oerter gemeinhin noch Partei bei allen Kämpfen nahmen *), ſo bedurfte es nirgend außerordentlicher Mittel, deren Muth hervorzurufen oder zu ſteigern. War einmal der Kampf begonnen, ſo war eine tapfere Vertheidigung faſt immer nur das einzige Mittel, dem Feinde das abzutrotzen, was man auf dem Wege der Unterhandlung und Güte nimmer zu erhalten hoffen durfte.

---

*) Der Tod für die Freiheit iſt das Höchſte nach der Freiheit! antworteten die Bewohner von Crema auf Friedrichs Anerbietungen.

Nahete ſich der Feind, ſo trugen die Angegrif=fenen gewöhnlich große Sorgfalt, Alles aus der Gegend zu entfernen, was dem Feinde den Angriff erleichtern konnte. Man hieb die Bäume, ſo weit es anging, nieder, um ihm das Material zu ſeinen Maſchinen zu entziehen; man ſetzte das Erdreich unter Waſſer, um es ſchlüpfrig zu machen, man durchſchnitt es durch kleine Gräben, um den Gang der Maſchinen ſo zu erſchweren; mit einem Worte, man bereitete Alles vor, um dem Feinde alle nur mögliche Chikanen zu erregen. Dabei vermauerte man öfters die alten Thore, oder verwahrte ſie noch ſtärker durch kleine Thürme und eiſerne Fall=gatter. Häufig umſchloſſen dieſe Thürme eine Art Waffenplatz, den von allen Seiten eine hohe Mauer umgab. Auch brach man ſich mitunter auch wohl neue Thore, um durch ſie unvermuthet auf den Feind fallen zu können. Die Mauern wurden hier und dort erhöhet, und namentlich ward ſie auf der Angriffsfront verſtärkt, um den Maſchinen mit mehr Nachdruck widerſtehen zu können.

Rückte dann endlich der Feind heran, ſo gin=gen ihm die leichten Truppen entgegen, ſuchten ihn in Hinterhalte, oder an die Stadtmauern zu lok=ken, und überſchütteten ihn dann unvermuthet mit einem Pfeilhagel.

War der Feind nichts deſto weniger genaht, ſo ſuchte man ihn durch die auf der Mauer plazirten Maſchinen, und durch die hinter den Zinnen auf=geſtellten Bogenſchützen zu entfernen. Hatte man end=

endlich den Angriffspunkt des Feindes entdeckt, ſo daß ſich ungefähr der Mauertheil, gegen welchen er gerichtet ſeyn konnte, wahrnehmen ließ, ſo ſuchte man ihn durch Matratzen, naſſe Häute und Flechtwerke gegen die Stöße der Widder und Rollböcke zu ſichern, und ſtellte überall in ſpitzen Winkeln verbundene Sturmdächer auf, um die Gewalt der feindlichen Geſchoſſe zu brechen. Zugleich wurden dort überall große Felsſtücke aufgethürmt, um damit die feindlichen Maſchinen zu zertrümmern, die Sturmdächer einzuſchlagen und die Widderköpfe zu zerſchmettern — auch hielt man Schlingen in Bereitſchaft, um durch ſie die Widder zu fangen und in die Höhe zu ziehen, oder aber doch deren Stoß zu ſchwächen. Häufig untergrub man die Stellen, wo dergleichen Maſchinen ſtanden, und ſuchte ſo deren Wirkſamkeit auf längere Zeit zu lähmen. Die Wurfmaſchinen blieben unterdeß in voller Thätigkeit und beſchütteten den Feind mit einer Maſſe Geſchoſſe aller Art. Die Morga warf große Felsſtücke, die Mangen und Petrern kleine Steine; von den Thürmen und Mauern zerſchmetterten große Balken, die man in horizontaler Richtung abſchoß, die feindlichen Maſchinen, und begruben nicht ſelten die Angreifer unter deren Schutt. Nahte der Feind dennoch der Mauer, ſo ſchnellte man eiſerne Haken von der Höhe derſelben, und zog die Kühnſten damit in die Höhe, oder gab ſie, zwiſchen Erde und Himmel ſchwebend, den Pfeilen beider Theile Preis — auch ſuchte man die an der Mauer Vorgedrungenen durch

ſiedendes Oel, Pech oder andere brennbare Stoffe zu vertreiben, und warf Feuer-Bündel, Tonnen mit Kalk und andere Dinge auf ſie herab. Zugleich bediente man ſich der Sturmſenſen, einzelne Eingedrungene niederzuſtoßen.

War es dem Feinde vielleicht gelungen, die Thürme der Mauer zu nähern, dann war die Gefahr freilich dringender, aber ſelten nur verlor man dennoch den Muth. Gewöhnlich ſuchte dann der Vertheidiger das Herabfallen der Brücken — Sambuken — unmöglich zu machen, was auch häufig glückte. Bei Jeruſalem wurde durch einen Balken, der ſo künſtlich vorgeſchoben ward, daß die Brücke nicht fallen konnte, ein Angriff vereitelt. Bei der berühmten Belagerung von Crema drangen mehrere deutſche Ritter mittelſt der Fallbrücke eines Thurmes muthig über die Mauer. Schon waren ſie über die Mauer gelangt und mit unglaublicher Kühnheit in die Stadt gedrungen, als es den Belagerten gelang, die Brücke durch große Felsmaſſen zu zertrümmern. Die Belagerten, ſchon entmuthigt, ſchöpften plötzlich neuen Muth, und gingen endlich als Sieger aus einem Kampfe hervor, von deſſen Ausgang freilich ihr ganzes Heil abhing.

Waren die Belagerer endlich vielleicht dahin gelangt, durch ihre Böcke die Mauer in Schutt zu legen, ſo fanden ſie gewöhnlich eine zweite dahinter; auch wurde nicht ſelten das beſchädigte Mauerwerk in einer faſt unglaublich kurzen Zeit wieder hergeſtellt, und die Arbeiten mußten auf's

Neue beginnen, indem die friſchen Bollwerke öfters noch die heftigſten Anſtrengungen erforderten. Merkten die Belagerten, daß der Feind ſich gegen ſie der Minen bediente, ſo gingen ſie ihm häufig entgegen. Nicht ſelten kam es unter der Erde zu den heftigſten Kämpfen. Oft grub man in der Gegend, wo man den Angriff vermuthete, Quergräben, und wenn dann der Feind unvermuthet hier zu Tage kam, ward er ſogleich muthig angegriffen.

Die Chikanen, deren ſich die Vertheidiger bedienten, grenzen an das Unendliche, können jedoch nur aus den einzelnen Belagerungen ſelbſt entnommen werden. Im Morgenlande, wo man den Gebrauch des griechiſchen Feuers kannte, konnten dieſe noch erhöht werden. Hierzu kam noch, daß die Kunſt dort wirklich höher ſtand, wie im Abendlande. Die Griechen waren die beſten Maſchinenbauer jener Zeit; alleinige Beſitzer der dort einſt üblich geweſenen Kriegskunſt der Römer, die ihnen freilich nur noch hiſtoriſch bekannt ſeyn mochte, übten ſie wenigſtens noch den poliorcetiſchen Theil derſelben. Und wo auch hätte ſich die entartete Miliz dieſes Staates gegen die Säbel der Araber und Türken ſicherer wähnen können, als hinter Mauern, die zu vertheidigen, mehr Kunſt als Muth erfordert wurde? —

Die Länge der Dauer einer Belagerung beſtimmte gewöhnlich auch den Charakter ſowohl bei der Vertheidigung als beim Angriff. Nicht ſelten entehrten ſich dann beide Theile durch unerhörte Grauſamkeiten.

Augenblicklicher Tod war häufig die größte Wohlthat; Verſtümmelungen am Körper waren noch Gnade. Die ausgedachteſten Martern trafen häufig den, der ſich durch eine ausgezeichnete, aber unglückliche Tapferkeit bemerkbar gemacht hatte. Jenem Ritter, der beim Sturm von Crema ſo muthig über die Sambuke in die Stadt gedrungen, ward die Haut vom Kopfe gezogen, und der Sieger ſchmückte damit ſeinen Helm. — Chriſten und Heiden wetteiferten bei ſolchen Szenen, und gewöhnlich thaten die Chriſten es Erſtern zuvor.

III.

Die Kriegskunſt im Orient.

Während im Occident ſich das ganze Kriegswe-ſen umgeſtaltete und ganz neue Formen, die ſich dem Bedürfniſſe der Zeit gemäß in fortwährender Ausbildung und Entwickelung befanden, gewonnen hatte, verhielt ſich dies im Orient ganz anders. Geraume Zeit hindurch hatte ſich hier die von den Vorfahren ererbte Kunſt ziemlich rein erhalten. Zwar war durch die Einfälle und Züge der Barbaren nicht unſanft an dem alten Gebäude gerüttelt worden, aber der leichte bewegliche und ſtets veredelnde Sinn der Griechen bewahrte noch lange die Grundzüge einer Kunſt, deren Anwendung ſie einſt ſelbſt erlagen, und ſie pflegten mit gewohnter, aber etwas peinlicher Geſchicklichkeit das davon, was ihnen zweckdienlich erſchien.

Die Legion hatte im Laufe der Zeit verſchiedene Veränderungen erlitten. Ohne uns auf eine detaillirte Erörterung der nach und nach erfolgten Veränderungen einzulaſſen, die eine allmälige Verminderung der Glieder herbeigeführt, und dazu auch

manche Umänderung in den Waffen motivirt hatte, war man endlich dahin gekommen, eine taktiſche Formation anzunehmen, die der Legion nur dem Namen nach ähnlich war.

Der Zweck dieſes Buchs erlaubt uns das, was Auguſtus und Trajan für die taktiſchen Formen der Legion gethan, ganz zu übergehen, da ſie in dieſer Beziehung mehr oder weniger geblieben war, was ſie unter Marius und Cäſar geweſen. Wir wollen nur bemerken, daß die verſchiedenen ſich folgenden Formationen, was man auch davon geſagt und geurtheilt haben mag, den Verhältniſſen, für welche ſie geſchaffen wurden, ziemlich angemeſſen erſcheinen, und daß es weniger die taktiſchen Formen, als der Mangel an Gehorſam und Disziplin waren, die die Unfälle der Armeen herbeiführten. Wo energiſche Leute an der Spitze der Heere ſtanden, reichten dieſe Formen überall zu. Germanen und Sarazenen mußten dem Angriff der Römer weichen, wenn ſie gut geführt wurden, und manche Periode aus dieſer Zeit des ſogenannten Verfalls der römiſchen Heere ſind der ſchönſten Zeit des Alterthums werth. Der Verfall der Heere fand nur in dem Verhältniß Statt, als das morſche Gebäude des Staats zuſammenbrach, eine natürliche Folge der innern Fäulniß. Den Verfall des Heeres aber ſchildern, hieße eine Geſchichte des Verfalls des Reichs ſelbſt ſchreiben.

Zur Zeit, als Orient und Occident ſich von einander geſondert, ſtanden im Orient 70 Legionen,

die, wie bereits geſagt, nur noch dem Namen nach römiſch waren. Der größte Theil derſelben unterſchied ſich von ſeinen europäiſchen Landsleuten ſchon mehr durch intellektuelle Beziehungen als durch taktiſche Formen. Des Oſtländers abſtoßende deſultoriſche Art des Empfindens, das Uebergewicht der Phantaſie über die Urtheilskraft bei ihm, und religiöſe Begriffe endlich hatten hier ſchon Trennung und Theilung hervorgerufen, bevor ſolche noch politiſch ausgeſprochen war.

Die Feinde, denen das oſtrömiſche Reich gegenüber ſtand, hatten hier eine Umänderung der Taktik nöthig gemacht, welche der der frühern römiſchen Zeit und jener, die ſich im Abendlande gebildet, durchaus entgegengeſetzt war. Die Feinde, die es hier zu bekämpfen gab, vermieden es, ſich in der Nähe zu ſchlagen, und flohen jeden Kampf in naher und feſter Schlachtlinie. Die Handkämpfer (αγχεμαχοι), die mit Schwert und Lanze kämpften, wurden gegen den flüchtigen und leichten Perſer und Türken nicht allein unnütz, ſondern auch beſchwerlich, und es zeugt gerade das, was hier und dort bitter getadelt worden, daß nämlich die Oſtländer der früherhin üblichen Formation entſagten, für Einſicht im Kriegsweſen. Wenn wir die Legion Vegezens mit der zu Scipio's Zeiten vergleichen, welcher Unterſchied! und doch möchten wir beide zeitgemäß nennen. Nur muß man dabei ſtets im Auge behalten, daß es der Oſten, daß es Perſer und Türken waren, gegen welche die Kriegsorganiſation beſon-

ders berechnet ſeyn mußte. Die Cohorten einer Legion bildeten damals, wenn wir die verwirrte Darſtellung des Vegez recht verſtehen, zwei Treffen (Linien), deren jedes aus mehreren Gliedern beſtand. Das erſte Glied beſtand aus Schwerbewaffneten, einer Art Leute, wie in früherer Zeit die Prinzipes geweſen; das zweite waren Bogenſchützen, die jedoch Trutzwaffen trugen, und mit Wurfſpießen und Lanzen bewaffnet waren. Dieſe beiden Glieder wurden durch zwei andere unterſtützt, die, leichter bewaffnet, ausſchwärmen konnten, ſo wie es ihnen befohlen ward. Das vierte Glied bildeten Kriegsmaſchinen, die in Bogen ihre Geſchoſſe warfen, und die von einer Zahl leichter Truppen gedeckt wurden. Hinter allen befanden ſich die Triarie, eine Art Reſerve, ſchwer bewaffnet, wie ſonſt, die Zuverläſſigſten des Heeres. Die ſo formirten zehn Cohorten einer Legion hatten, ihrer Front gleiche, Intervallen unter ſich, die ebenfalls durch kleine Wurfmaſchinen und Leichtbewaffnete ausgefüllt waren. Die Cohorten ſollten ſich, mit Ausnahme der erſten, der Milliarcohorte, die 1000 Mann ſtark war, an Kopfzahl gleich ſeyn und circa 500 Mann zählen. Eine verhältnißmäßige Anzahl Kavallerie, 132 auf die Milliar, 66 auf jede andere Cohorte gerechnet, was circa 726 Pferde für eine Legion giebt, war gewöhnlich auf den Flügeln aufgeſtellt, und beſtand aus geharniſchten Reitern. Die Maſchinen anbelangend, ſo befanden ſich bei der Legion 25 Wagen-Balliſten, deren jede 11 Mann Bedienung be-

durfte. Ihrer Kraft, ſagt Vegez, konnte kein geharniſchter Ritter, kein Infanteriſt mit ſeinem ſchweren Schilde widerſtehen. Dann führte jede Cohorte noch einen Onager nebſt den dazu gehörigen Geſchoſſen mit ſich. Ueberdies hatte jede Legion auch eine Art Brückenequipage, die aus kleinen Kähnen beſtand. Eine Legion bildete alſo, wie früher, einen in ſich taktiſch geordneten Körper, und hatte überdies Handwerker aller Art bei ſich, um die zur Belagerung feindlicher Plätze nöthigen Maſchinen, Schild- und Sturmdächer, Mauerbrecher, Schanzkörbe, Wandelthürme u. ſ. w., ſogleich anfertigen zu können. Sie mußte, ſagt Vegez, ſo geordnet ſeyn, daß ſie, wo ſie ſich auch befinden mochte, einen vollkommenen Kriegsſtaat bilden konnte.

Erwägt man die Feinde, gegen welche die Oſtrömer fortwährend anzukämpfen hatten, ſo erſcheint eine taktiſche Anordnung, wie wir ſie in aller Kürze gedachten, ſo übel nicht — es fehlt nur daran, ihr Leben und Bedeutung einzuhauchen. So oft dies geſchah, bewährte ſich auch die Tüchtigkeit der Formen. Schon den Zeitgenoſſen jener Inſtitutionen entging es nicht, mit den früher vorhanden geweſenen Anordnungen Vergleiche anzuſtellen; während Einige ſeufzend das Alte zurückwünſchten, erklärten ſich Viele lebhaft für die neue Ordnung der Dinge. Zu dieſen gehört auch Procop, der Gefährte Beliſars, der nicht mit Unrecht den Namen des byzantiniſchen Herodots hat. Er nimmt

ſich beſonders der Bogenſchützen gegen die Verfechter der alten Taktik an. Unſere Bogenſchützen, ſagt er, gehen mit Panzer und Beinſchienen, bis ans Knie verſehen, ins Treffen. An ihrer rechten Seite hängen die Pfeile, an ihrer linken das Schwert; andere haben außerdem noch einen Speer angeheftet, und eine kleine Schilddecke, welche ohne Handhabe auf den Schultern liegt und zugleich die Theile des Geſichts und den Nacken umſchließt. Sie reiten ſehr fertig, und können in vollem Galopp ihre Pfeile vor- und rückwärts auf die fliehenden und verfolgenden Feinde abſchießen. Sie ziehen die Bogenſehne gegen das Geſicht, vorzüglich dem rechten Ohre zu, und theilen dem Pfeile eine ſolche Kraft mit, daß er den vorſtehenden Mann immer tödtet, ohne daß Schild oder Panzer ſeiner Gewalt widerſtehen kann. Manche Menſchen, fährt er im erſten Kapitel der Geſchichte ſeiner Zeit fort, welche die Dinge nicht in Betracht ziehen, ſondern nur das Alterthum verehren und anſtaunen, legen auf dieſe neuen Anordnungen nicht viel Werth, obwohl man gerade durch ſie die größten und denkwürdigſten Reſultate erfochten.

Unter den verſchiedenen Truppen-Korps des Orients dürften die scholarii oder Haustruppen, und dann die Grenztruppen (milites limitanei) am meiſten unſere Aufmerkſamkeit verdienen. Die Haustruppen (scholarii), die in der Hofgeſchichte eine ſo bedeutende Rolle ſpielten, bildeten die eigentliche Garde der Regenten. Eine Elite derſelben,

die Protektores, genoſſen des beſondern Vertrauens der Kaiſer, waren ſtets um deſſen Perſon. Sie theilten mit einer andern Kompagnie, den candidati, den Dienſt und das Vertrauen der Monarchen. Die erſten waren aus der Reiterei, die letzten aus dem Fußvolk der Scholaren, Gardeſoldaten, gewählt. Die Scholarii waren in 9 Scholae getheilt, jede etwa 400 Mann, und konnten ſo etwa eine Totale von 3500 Mann bilden. Sie ſtanden unter den Befehlen eines Magister officiorum, der am kaiſerlichen Hoflager den höchſten Rang bekleidete.

Eine ganz andere Beſchaffenheit hatte es mit den Grenztruppen. Schon die erſten Cäſaren hatten durch Errichtungen von Grenzkordons, wenn man ſich dieſes Ausdrucks bedienen darf, verſucht, ihre Grenzen, beſonders im Orient, zu ſchirmen. So ſtanden z. B. früher in Syrien allein vier Legionen zu dieſem Behufe; Veſpaſian hatte eine neue Grenzlinie in Kappadocien mit zwei, Trajan aber wieder eine andere in Armenien, Meſopotamien und jenſeits des Tigris mit zwei Legionen, und eine in Arabien mit drei Legionen errichtet. Später wurden hierin viele Abänderungen getroffen, aber im fünften Jahrhundert waren alle Grenzprovinzen im Orient ſorgfältig beſetzt, und ſogar durch 300 feſte Plätze gegen feindliche Inkurſionen geſichert. Ueber jede der Grenzprovinzen war, wenn ſie von keiner ſonderlichen Größe waren, wie z. B. Arabien, Paläſtina, Phönice, Syrien, Osrhoene, Meſopotamien ꝛc. ein dux — ein kommandirender

General — geſetzt. Die größerer Provinzen, wie z. B. von Aegypten und Iſaurien, erfreuten ſich eines erhöhtern Anſehns, einer größern Macht, und hießen comites. Das Reich zählte 13 duces. Anfangs hatten dieſe Truppen die Organiſation aller andern Korps, und wurden aus dem Schatze verpflegt und bekleidet. Später jedoch trat hierin eine Aenderung hervor, und abgeſehen davon, daß die duces ſtatt der Kaiſer in dieſen entlegenen Ländern befehligten, Rekruten aushoben, Steuern ausſchrieben ꝛc., und mit aller Machtvollkommenheit in den vorhandenen Burgen, Kaſtellen und Feſtungen befehligten, bekamen ſie ſpäter auch noch bedeutende Staatsgüter zur Benutzung. Schon Alexander Severus und Theodoſius der Jüngere hatten den Soldaten nicht allein Ländereien in Syrien, Osrhoene ꝛc., ſondern auch Sklaven und Ackervieh zu deren Bearbeitung gegeben. Dieſe Ländereien (fundi limitrophi) waren gewiſſermaßen Feudalgüter, ſie konnten nicht mit Steuern belegt, nicht an Privatleute vermacht werden, und fielen nur dann an des Beſitzers Erben, wenn dieſe mit gewaffneter Hand dem Feinde entgegen treten konnten. So entſtand allmälig eine ganze Soldaten-Bevölkerung, der die Vertheidigung der Provinz oblag. Die reichſten Inhaber ſolcher Staatsländereien waren die duces, und wir können ſolche füglich den Markgrafen und Herzogen in dem Carolingiſchen Staate vergleichen, nur mit dem Unterſchiede, daß ſowohl die feinere Politik der byzan-

tiniſchen Kaiſer, als auch ſonſtige Verhältniſſe ſolche in größerer Abhängigkeit vom Hofe erhielten. Sie waren gewöhnlich die lebenslänglichen Befehlshaber ſolcher Provinzen, wenn nicht eigene Umſtände die Rückberufung erheiſchten. Deren Intereſſe alſo war unmittelbar an die Sicherheit *ihrer* untergebenen Provinz geknüpft. Häufig jedoch traten Eigennutz, Mißgunſt und andere Dinge ins Mittel, wenn es darauf ankam, einer benachbarten Provinz ſchnell beizuſpringen. Ehe der Befehl zu einer gemeinſchaftlichen Unternehmung von Conſtantinopel einging, war die Gelegenheit, irgend einen Schlag auszuführen oder abzuwehren, häufig vorüber — eine Maßregel, die jener an ſich nicht üblen Wehrverfaſſung ſehr hinderlich war. — Die duces aller Provinzen ſtanden unter dem Befehl des magister officiorum, eine Art Hofmarſchall, dem die Pallaſttruppen, die kaiſerlichen Waffen-Fabriken und Arſenäle übergeben waren. — Aus den Provinzial- oder Grenztruppen bildeten ſich gewöhnlich auch die Leibwachen der Heerführer (z. B. *Beliſars*), die in jener Zeit den Kern der Heere ausmachten, und deren man öfters 6 bis 8000 Mann zählte (ὑπασπιϛαὶ), Ihnen perſönlich durch die feierlichſten Eide zur Treue verpflichtet, waren ſie die zuverläſſigſten, ſtärkſten und tapferſten Leute der Heere jener Zeit, umgaben in der Schlacht des Feldherrn Perſon, vertheidigten ihn mit unbedingter Hingebung und widmeten ſich in jeder Beziehung dem Dienſt um deſſen Perſon. Gewöhnlich wurden darin Alle aus

dem Heere aufgenommen, ſobald ſie ſich durch irgend eine That im Kriege bekannt gemacht. Ein Gefolge dieſer Art bildete mithin eine Art Elite der Armee. Faſt immer hing der Erfolg von der Tapferkeit und dem Geiſte dieſer Kerntruppen ab; ſie bahnten den Weg, räumten die Hinderniſſe aus dem Wege, erfochten die Siege. Ihnen folgte dann die Maſſe. Dünkten dergleichen Verhältniſſe den Kaiſern gefährlich, ſo wußten ſie durch Verſetzungen der Heerführer das Gefolge von ihnen zu trennen, wodurch denn ein dux oder comes gewiſſermaßen iſolirt ſtand, und ſeine militairiſche Wichtigkeit ſo lange verlor, bis er ſich ein neues Comitat geſtiftet.

Uebrigens ſtand ein dux in der Geſellſchaft ſehr hoch. Er hatte das Prädikat spectabilis, trug eine rothe Tunika, einen ſilbernen oder vergoldeten Degengurt, dergleichen Helm und Schild, und einen Ring mit doppelten Edelſteinen, und war ſtets, ſelbſt wenn er aß, von Kavallerie-Offizieren bedient, und ſechs apparitores ſchritten ihm voran.

Dieſe Verhältniſſe bei den Grenztruppen jedoch fanden nur ſo lange Statt, als ſie vielleicht der Politik der Kaiſer entſprachen. Manche vernachläſſigten ſie, weil ſie deren Werth nicht einſahen, andere, weil ſie ihre duces fürchteten. Selbſt Juſtinian machte hiervon keine Ausnahme, denn nicht allein, daß viele dieſer Korps unter ihm ganz ohne Unterſtützung blieben, ſo hob er auch viele noch auf.

Sonſt findet man für die Truppengattungen jener Zeit überhaupt drei Benennungen, die palatinae, comitatenses und pseudocomitatenses. Die erſteren waren die Haustruppen, deren wir ſchon gedachten; die Verhältniſſe der zweiten und dritten Klaſſe giebt deren Benennung. Den Legionen gab man häufig die Benennung numeros, ſo wie man auch die vexillationes der Reiterei cuneos equitum nannte. Zu dieſen Truppen kamen noch die foederati, auswärtige, nirgend anſäſſige Völker, welche an den Grenzen ſtanden, oder ſich mit Gewalt irgend wo Wohnſitze im Reiche verſchafften und anbauten, Sold und Naturallieferungen verlangten, wofür ſie Kriegsdienſte verſprachen. Sie ſollten die frühern socii populi romani erſetzen. Da dergleichen Völker indeſſen auch im römiſchen Lande und Solde ihren Nationalcharakter beibehielten, ſo waren ſie ſelten mehr als höchſt unbequeme Gäſte, die ſich nebenbei die größten Gewaltthätigkeiten erlaubten, raubten, plünderten ꝛc. Conſtantin hatte z. B. 46,000 Gothen als foederati im Dienſt; die Anzahl derer, die Theodoſius in Sold genommen, war noch bedeutender.

Den Oberbefehl und die verſchiedenen Abſtufungen der militairiſchen Hierarchie betreffend, ſo hatte es hiermit folgende Bewandtniß.

Nachdem die Heersgewalt von den Konſuln auf die Kaiſer übergegangen, ſchickten dieſe in die entfernteren Provinzen ihre legati, ganz wie einſt die Konſuln. Vor den Legaten gingen 10 apparitores,

ſpäter ſo viel Soldaten voraus, um dem Volke deren Würde anzudeuten. Alexander Severus ſtellte an der Legaten Stelle magistri militum, welche einen noch größern Wirkungskreis in militairiſchen Beziehungen ſcheinen gehabt zu haben. Seit Errichtung der kaiſerlichen Leibgarde jedoch waren deren Befehlshaber, die praefecti praetorio gewiſſermaßen die generalissimi der Kriegsmacht geworden, und wir wiſſen, welche Rolle ſie als ſolche geſpielt. Conſtantin aber nahm ihnen dieſe Gewalt, und ſetzte an ihre Stelle zwei magistros militum, einen über das Fußvolk, den andern über die Reiterei; eine Einrichtung, die ſich auch im Abendlande behauptete. Theodoſius vermehrte deren Anzahl noch, und im Morgenlande finden wir derſelben ſpäter allein fünf. Sie führten, wenn wir uns der uns geläufigen Ausdrücke bedienen können, als Feldmarſchälle oder kommandirende Generäle in den Provinzen den Oberbefehl. Sie waren mit allem Prunk äußerer Würde umgeben, und hatten das Prädikat illustris. Zehn apparitores ſchritten ihnen vorauf; ſie umgab ein zahlreicher Stab (assessores, apparitores und adjutores), an deſſen Spitze ein eigener Chef (princeps) ſtand *). Sie hatten ſowohl in Zivil- als Kriminalſachen der Soldaten die höchſte Entſchei-

---

*) Procop drückt dies Geſchäft durch παρεδρευειν, σύμβουλον εἶναι, Beiſitzer, Beirath ſeyn, aus.

dung, und nur in den wichtigſten Angelegenheiten konnte von ihnen appellirt werden.

Nach ihnen kamen die duces; dieſen folgten die tribuni militum, denen ſchon mehr die rein taktiſchen Angelegenheiten ihres Korps oblagen. Auch ihnen ſchritten vier apparitores und ſpäter eben ſo viel Soldaten voraus. Sonſt ſcheint ſich in der militairiſchen Hierarchie nicht viel geändert zu haben, denn wir finden noch lange Zeit dieſelben Namen mit derſelben Bedeutung.

Um die Truppen des Reichs ſtets mit Waffen verſehen zu können, waren überall Zeughäuſer und Fabriken angelegt. Im Orient zählte man der erſtern allein funfzehn. Ueber alle dieſe fabricas hatten die magistri officiorum die höchſte Aufſicht. Die Fabriken wurden mit dreifachen Namen belegt, clibanariae, scutariae et armorum oder hastariae, je nachdem man darin ſchwere Rüſtungen und Harniſche, Schilde und andere Schutzwaffen, oder verſchiedene Arten der Wurfſpieße anfertigte. Damascus, Antiochien, Edeſſa, Caeſarea, Nicomedien und viele andere Städte waren ihrer guten Waffen-Fabriken wegen berühmt.

Was die taktiſchen Beziehungen nun der römiſchen Heere dieſer Periode betrifft, ſo iſt davon nicht viel auf uns gekommen, was beſonders von den Inſtitutionen der Vorzeit abgewichen wäre. Das Theoretiſche der Kriegskunſt, ſagt ein gründlicher Kenner, konnte in Cäſars und Trajans Lägern nicht bekannter ſeyn, als in denen des Ju-

ſtinians und Maurizius *). Die Kunſt der byzantiniſchen Schmieden gaben, nach Toscanas, dem Eiſen des Pontus die ſchneidendſte Härte. Die Vorrathshäuſer waren mit allen Arten von Angriffs- und Vertheidigungs-Waffen gefüllt. Die Barbaren bewunderten den Scharfſinn jenes Volkes im Bau und Gebrauch der Schiffe, Maſchinen und Befeſtigungen, während ſie es überall ſchlugen. Stellungskunſt, Schlachtordnung und Kriegsliſten der Alten wurden in den Büchern der Römer und Griechen erneuert und ſtudirt. Aber volksleere und entartete Provinzen konnten nicht mehr ein Menſchengeſchlecht liefern, dieſe Waffen zu führen, dieſe Maſchinen zu leiten und Kriegstheorien in kühne und glückliche Ausführung zu bringen. Darum weg von den todten und leeren Formen zu den Unternehmungen einiger guten Anführer, die an die Tagen des Glanzes der römiſchen Republik erinnern. Wir wollen verſuchen, uns aus einigen Feldzügen, die der Beachtung in jeder Beziehung werth ſind, ein Reſultat zu abſtrahiren. Wir können ſie natürlich nur aus einer Zeit nehmen, in der die wilden raſch ſich folgenden Thronveränderungen vorüber waren, und Begriffe von dem geſellſchaftlichen Zuſtande überhaupt, nämlich im Orient, wieder anfingen in Anregung zu kommen. Beliſars und Heraclius Thaten, deren Unternehmungen der geiſtreiche Gibbon an Kühnheit und Unter-

*) Gibbon VIII. cap. XLVI.

nehmungsgeiſt denen Scipio's und Hannibals gleichſtellt, erſcheinen uns hierzu am würdigſten.

Unter thraziſchen Bauern geboren, und wahrſcheinlich auch auferzogen, hatte ſich Beliſar unter den Haustruppen Juſtinians durch Tapferkeit, Pflichttreue und andere militairiſche Tugenden bemerkbar gemacht und ausgezeichnet. Der treue, unverdroſſene Domeſticus ſtieg von Würde zu Würde, und als ſein Beſchützer den Purpur erlangte, ward auch er zum Feldherrn erhoben. An der Spitze eines ſchwachen und demoraliſirten Heeres trat er gegen einen kühnen Gegner, Mirranes von Perſien, den ein tüchtiges und überlegenes Heer unterſtützte, in die Schranken. Was die geringe Menge der Streiter Beliſar unmöglich machte, vollbrachte er durch Kunſt. Die flache breite Gegend am Dura, dieſem ſteten Zankapfel der beiden Reiche, die nirgend erlaubte, von Hinterhalten oder ſonſtigen Kriegsliſten Gebrauch zu machen, gab ihm Gelegenheit, ſein überlegenes Talent zu zeigen. Durch Anlegung künſtlicher Gräben, durch die er die Flanken ſeiner Truppen deckte, gelang es ihm, das feindliche Heer zur Flucht zu zwingen. Die ſeit zwanzig Jahren faſt immer ſiegreichen Haufen wurden geſchlagen, die ſtolzen Perſer, die Unſterblichen ſelbſt, mußten ſich zur Flucht wenden. 8000 Feinde deckten das Schlachtfeld. Die Wüſten Syriens waren im nächſten Jahre Zeuge neuer Triumphe, bei denen beſonders das Fußvolk des byzantiniſchen Heeres, an deſſen Spitze Beliſar

ſelbſt focht, die Ausdauer und den Muth früherer beſſerer Zeiten bewies.

Der afrikaniſche Krieg aber ſollte Beliſar Gelegenheit geben, ſeine Talente für den Krieg im ſchönſten Lichte zu zeigen. An der Spitze von vielleicht 20,000 Mann Infanterie und 5000 Reitern, unter denen die Leibwache des Führers, ihm durch einen Eid zur beſondern Treue verpflichtet, den zuverläſſigſten und tapferſten Theil bildete, ward ihm (533) der Befehl gegen die Vandalen in Afrika übertragen. In Conſtantinopel ſchiffte er ſich ein. Nach einem kurzen Aufenthalte auf der meſſiniſchen Küſte, um die Truppen von der Seereiſe etwas erholen zu laſſen, ſegelte er längs der Weſtküſte des Peloponnes nach Jacynthus, und nach vielfachen ſich wiederholenden Beſchwerden konnte das Heer endlich in Kaukena, an der Südſeite von Sizilien, zur Erholung ausgeſchifft werden. Was den Rüſtungen an Vollſtändigkeit abging, wurde hier ergänzt. Aber nicht lange ſäumte der umſichtige Feldherr auf dieſer Inſel. Den erſten günſtigen Wind benutzend, ſetzte er ſeine Fahrt fort, und warf bald nachher am Kap von Kaput voda (heute Kapaudia), fünf Meilen ſüdlich von Carthago, die Anker. Drei Monate nach ſeiner Abfahrt von Conſtantinopel war ſein Heer ausgeſchifft. Zur Bewachung der Flotte, die halbmondförmig aufgeſtellt ward, wurden, außer den Seeleuten, fünf Soldaten auf jedem Schiffe zurückgelaſſen. Das Heer ſelbſt bezog nach alter Sitte ein wohlver-

ſchanztes Lager am Strande. Durch eine ſtrenge Kriegszucht flößte er den Bewohnern Zutrauen ein, und ſo groß war deren Vertrauen auf Beliſars Gerechtigkeit und Disziplin, daß das Lager reichlich mit allen Lebensmitteln und Bedürfniſſen, auf dem Wege regelmäßig abgeſchloſſener Lieferungen und Kontrakte, verpflegt werden konnte. Zuerſt fiel Sullekte, einen Marſch vom Lager, in ſeines Heeres Gewalt; Leptis und Adrumetum, wo einſt auch Cäſar ſeine Zeichen aufgepflanzt, öffneten gleichfalls die Thore, und endlich ward auch Graſſe, ein Lieblingsaufenthalt der vandaliſchen Könige, eine Beute des Siegers. Uebrigens ging Beliſar mit großer Vorſicht zu Werke. Unter der Leitung eines ſeiner beſten Offiziere, Johannes von Armenien, eilte ſeine Vorhut dem Heere voran; 600 Maſſageten deckten ihm die linke Flanke, während die Flotte, die ſtets längs der Küſte dahin ruderte, das Heer ſelten aus dem Geſicht verlor.

Zum Unglück für die Vandalen befand ſich der beſſere Theil ihres Heeres außerhalb des Landes, und war mit der Eroberung Sardiniens beſchäftigt, während der Feind vor den Thoren der Hauptſtadt lagerte. Nichts deſto weniger nahm Gelimer, ihr König, Maßregeln, die, genau befolgt, ihm den Sieg hätten verſchaffen müſſen. Einhundert ſechzigtauſend ſtreitbare Männer, ſo viel vermochte dies Volk deren aufzubringen, hätten allerdings der Byzantiner Heer erdrücken können, wenn Einigkeit und der alte Muth dem einſt ſo tapfern

Volke noch inne gewohnt. Aber innerer Zwiſt und Verweichlichung machten dem Könige die Verwirklichung ſeines Planes unmöglich. Doch rückte Gelimer an der Spitze jenes zahlreichen Heeres ſeinem Feinde entgegen. Während ſein Bruder Ammatas den Befehl erhielt, alle Truppen in und um Carthago zuſammenzuziehen, und eine halbe Tagereiſe von der Stadt den Vortrab des Beliſarſchen Heeres anzugreifen, ſollte ſein Neffe Gibamund mit 2000 Pferden die linke Flanke deſſelben anfallen, inmittelſt er, der König, den feindlichen Nachtrab in einer Lage angreifen werde, wo er ihn zugleich von der Flotte abſchnitte. Dieſer Plan, von numeriſcher Ueberlegenheit unterſtützt, war vortrefflich. Allein er ſcheiterte an Ammatas Verwegenheit. Von kühnem Muthe getrieben, eilte er mit nur einigen tapfern Freunden ſeinen Völkern voran, griff um Mittagszeit bei Decimum an *), und empfing eine tödtliche Wunde, nachdem er vorher perſönlich zwölf Feinde erlegt. Sein Korps hierdurch beſtürzt, erfüllt nur lau die Befehle zum Angriff, und wird nach kurzem Widerſtande von der Vorhut ſelbſt zerſprengt. Bis Carthago hin glich die Landſtraße einem blutigen Schlachtfelde, und nur in Abtheilungen von zwanzig bis dreißig Mann vermochten die Vandalen die Stadt zu erreichen. Die Reſultate dieſes Ge-

*) Zwiſchen Tunis und Carthago am gebirgigen Eingange der Halbinſel, auf welcher letzteres liegt.

fechtes, ſagt Procop, der dieſen Krieg beſchreibt, waren ſo groß, daß man ſie billig 20,000 Mann, aber nicht jener Avantgarde unter Johannes, hätte zuſchreiben können. Faſt zu gleicher Zeit war Gibamund an der Spitze von 2000 Mann auf jenes Flügel-Korps von 600 Maſſageten geſtoßen. Die beiden Truppen kamen auf dem Salzfelde, einer an Bäumen und Geſträuch leeren Ebene, die der Mehrzahl ſehr günſtig zu ſeyn ſchien, an einander; aber auch hier unterlagen die Vandalen dem Feinde. Die meiſten fielen, faſt ohne Gegenwehr, ſchimpflich unter des Feindes Schwert.

Während dem dies auf dem Flügel und bei der Vorhut vorging, marſchirte Beliſar, ohne die mindeſte Kenntniß von jenen Vorgängen zu haben, auf Decimum los. Als er in deſſen Nähe jedoch einen zum Lagern günſtigen Platz fand, ließ er die Infanterie ein Lager beziehen, befahl ihr, es ſorgfältig zu befeſtigen, und rückte dann mit der geſammten Kavallerie vor, um wo möglich vom Feinde Nachricht einzuziehen. Vorher hatte er in einer energiſchen Anrede dem Heere die Gefahr, in die es wohl kommen dürfte, wenn es den Feind bei einem etwanigen Zuſammentreffen nicht ſchlüge, aus einander geſetzt und daſſelbe zur Tapferkeit angefeuert.

In Decimum angekommen, erblickte man die erſten Erſchlagenen, unter ihnen Ammatas und um ihn die zwölf erſchlagenen Römer. Während man noch mit den Einwohnern des Ortes von dem Verlauf der Sache ſprach, entdeckte man von der

Seite her, wo Gibamund mit den Maſſageten gefochten, große Staubwolken. Bald melden die Kundſchafter, es ſey eine unermeßliche Anzahl Vandalen in Anmarſch. Es war Gelimer, der zwiſchen dem Wege, welchen Beliſar verfolgte, und demjenigen, auf welchem die mit Gibamund beſchäftigt geweſenen Maſſageten heimkehrten, einherzog. Er war, eben ſo wie Beliſar, von allen den Vorfällen, die ſich bereits ereignet, noch nicht unterrichtet. Ein Hügel, vortrefflich zu einer Aufſtellung geeignet, nahm jetzt beider Heere Avantgarden Aufmerkſamkeit und Anſtrengung in Anſpruch. Aber die Vandalen, der Gegend kundiger, kamen den Römern zuvor und beſetzten ihn. Als ſich deren überlegene Geſchwader hier ausbreiteten, ergriff die römiſchen Truppen der Vorhut ein ſolcher Schrecken, daß ſie, keinen Befehlen gehorchend, ſich in wilder Flucht rückwärts wanden, von woher Beliſar langſam heranrückte. Eine ſchleunige Verfolgung hätte Gelimer jetzt wahrſcheinlich zum Sieger gemacht. Selbſt wenn er nur in der Richtung von Carthago vorgedrungen, ſo wäre nicht allein die Avantgarde unter Johannes ganz verloren gegangen, ſondern auch Carthago wäre gerettet worden. Er that jedoch keins von beiden. Langſamen Schrittes ſenkte er ſich von jenem Hügel herab, und als er an die Stelle kam, wo die Leiche ſeines Bruders lag, brach er in Klagen aus, und verlor mit deſſen Begräbniß eine koſtbare Zeit, die ſich durch nichts erſetzen ließ.

Be:

Beliſar ordnete unterdeſſen ſeine Reiterei; die Flüchtlinge ſtrafte er durch ſcharfe Anrede, die Tapfern ermahnte er zu fernern Thaten. Als er die Ordnung einigermaßen wieder hergeſtellt, rückte er eilig gegen Gelimer, von deſſen unklugem Verfahren er bereits Nachricht erhalten, vor. Ihm lag das Schickſal ſeiner Avantgarde unter Johannes zu nahe, als daß er den Angriff hätte aufſchieben können. Die Vandalen, obwohl an Anzahl ihm unendlich überlegen, aber entmuthigt durch ihres Königs Betragen und den Anblick der Erſchlagenen, hielten nicht lange Stand, ſondern wendeten ſich eilfertig zur Flucht. Eine große Menge flüchtiger Feinde erlag den Verfolgern; eine lange blutige Schlacht hätte ihnen keinen größern Verluſt zuziehen können. Aber ſonderbar, wir möchten es ein Zeichen der Intelligenz Gelimers nennen, wenn er ſich ſonſt beſſer benommen, wandte er ſich nicht zur Flucht nach Carthago, auch nicht nach Byzacium, von woher er gekommen, ſondern nach der Ebene von Bulle, gegen die Straße, die nach Numidien führt *).

Gegen Abend ſammelte ſich Beliſars Heer,

*) Die Ebene Bulle lag vier Tage Weges von Carthago. Sie liegt unter Bajah, dem alten Vacca, wo noch jetzt der größte Kornmarkt gehalten wird, und heißt nun die Ebene von Busdera. Sie eignete ſich unbedingt ganz herrlich zum Sammelplatz eines großen Heeres, und zur Beunruhigung eines Heeres, das ſich in Carthago befinden konnte.

ſelbſt die Abtheilungen des Johannes und der Maſſageten, wieder in Decimum. Des andern Tages rückte er mit ſeinen Römern in Carthago ein, und nahm von dieſem alten Beſitzthume Roms, nachdem es 97 Jahre den Vandalen gehorcht, feierlichſt Beſitz. Mit Sorgſamkeit ließ er die Befeſtigungen der Stadt wieder herſtellen, und vergaß nichts, was ihm die Erhaltung des errungenen Landes ſichern konnte. Und wirklich ſtand ihm der größte Theil der Arbeit noch bevor.

Geſchickt und ſchnell hatte Gelimer ſein mehr zerſtreutes als beſiegtes Heer wieder in der Ebene von Bulle geſammelt. Mit raſtloſer Thätigkeit ſuchte er von hier aus die Römer zu beläſtigen. Kleine Parteien durchſtreiften das Land und verhinderten die Zufuhr; die Waſſerleitungen Carthago's wurden zerſtört, und ein hoher Preis auf den Kopf eines jeden Römers geſetzt. Unterdeſſen unterhandelte er mit den benachbarten Völkern, und ſuchte ſelbſt mit den Hunnen in Beliſars Heer Verſtändniſſe anzuſpinnen. Das Heer, welches zur Eroberung Sardiniens unter Gelimers Bruder Tzazon abgeſandt und das jene ſiegreich vollbracht hatte, kehrte ebenfalls heim, und hatte ſich wieder mit Gelimer vereinigt. Zehnmal ſtärker als die Römer ſtieß es bei Tricameron auf den Feind. Die Anführer beider Heere feuerten ihre Leute durch Reden zum Muth an. Mit Sorgſamkeit hatte Beliſar ſeine Stellung gewählt. Vor ſeiner Front floß ein Bach, an deſſen Ufern die

Römer ſich ein Schlachtfeld ausgeſucht hatten. — Voran ſtand Johannes mit einem der auserleſenſten Haufen der Reiterei. Er führte die Hauptfahne des Feldherrn — Bandon genannt *). — Ihn unterſtützte die geſammte Reiterei, dem größern Theil nach aus Haustruppen Beliſars beſtehend und unter des Oberfeldherrn perſönlicher Führung. Das Fußvolk bildete das zweite Treffen, deutlich in drei Haufen unterſchieden, deren jeder einen Hauptanführer und mehrere ausgezeichnete Unteranführer hatte. Die Hunnen im Heere, die mit Gelimer im Einverſtändniſſe lebten, ſtellten ſich entfernt vom römiſchen Heere auf, um dem Ausgange der Schlacht gemäß ihre Maßregeln nehmen zu können. Dies fiel um ſo weniger auf, weil ſie ſich ſtets geſondert von den Römern aufgeſtellt, und in dieſem Verhältniſſe immer gute Dienſte geleiſtet hatten. Die Vandalen hatten ſich ebenfalls in drei Abtheilungen geſchaart, die Zuverläſſigſten des Heeres in der Mitte unter Tzazon, dahinter die Mauruſier als Bundesgenoſſen; geprüfte Anführer waren überall vertheilt, Gelimer durchritt die Glieder, mahnte zur Tapferkeit, und befahl, ſich nur der Schwerter bei dieſem Treffen zu bedienen. — In welcher Tiefe die Heere geſtanden, iſt nicht bekannt.

Eine geraume Zeit ſtanden beide Armeen einan-

*) Von Bandum (vexillum), ein barbariſches Wort, das Griechen und Römer angenommen. Die Griechen nannten deſſen Träger βανδαλαριος.

der im Geſicht, ohne etwas zu unternehmen. Da bricht Johannes, der Armenier, den wir bis zu ſeinem verhängnißvollen Ende überall in den Reihen der Vorderſten erblicken, mit einigen hundert Reitern hervor, geht über den Bach und greift den Feind an. Aber Tzazon treibt ihn zurück, und die Vandalen beharren auch jetzt noch in ihrer Schlachtordnung. Ein zweiter von Johannes verſuchter Angriff bietet kein anderes Reſultat. Da ergreift der tapfere Johannes die Hauptfahne Beliſars und dringt an der Spitze aller Garden zum drittenmal muthig gegen das feindliche Centrum vor. Angriff und Vertheidigung ſind ſich anfangs gleich, doch Tzazon, Gelimers Bruder, fällt unter den feindlichen Streichen, und alsbald wendet ſich die Mitte der Vandalen zur Flucht. Das ganze Heer Beliſars, das ſich bei Johannes drittem Angriff in Bewegung geſetzt, ſtößt jetzt auf die Vandalen, und die Unordnung des Centrums theilt ſich den Flügeln bald mit. Sie verlaſſen das Schlachtfeld und ziehen ſich, nur wenig verfolgt, in ihr Lager zurück. Das numeriſche Uebergewicht der Vandalen bewog Beliſar auch gegen die Geſchlagenen noch ſo vorſichtig zu ſeyn, als wenn ſie unbeſiegt geweſen. Achthundert Vandalen deckten das Schlachtfeld, aber nur funfzig Römer wurden der Erſchlagenen gezählt.

Als das geſammte Fußvolk jedoch angekommen und aufs Neue geordnet worden war, brach Beliſar gegen Abend zur Erſtürmung des Lagers der

Feinde auf. Schon auf die bloße Nachricht hiervon verließ Gelimer feige das Heer und flüchtete nach Numidien. Das Lager ward nach kurzem Kampfe eine Beute des Siegers. Die Römer aber ſetzten dem flüchtigen Könige mit einer faſt beiſpielloſen Schnelle nach. Als er ſich ihnen nicht mehr entziehen konnte, warf er ſich in das Gebirge Pappua, wo er ſich nach einer langwierigen Vertheidigung endlich ſeinen Feinden ergeben mußte. Das Feſtland Afrika's, ſo weit es die Römer beſeſſen, Sardinien und Corſica wurden die Beute des Siegers, und Majorca, Minorca, Jvica und manche andere Diſtrikte und Städte wurden wieder Theile des afrikaniſchen Königreichs. Ruhmvoll erneuerte Beliſar das Andenken der beiden Afrikaner, und nicht unwürdig ſchließt er als der Dritte ſich den Eroberern Afrika's an. — Nicht weniger ruhm- und gefahrvoll waren ſeine und ſeiner Feldherren Züge gegen die Mohren, und was Unternehmungsgeiſt und Kühnheit leiſten könnten, bietet ſich hier dem Auge des prüfenden und geübten Beurtheilers dar.

Noch reicher an Thaten, Gefahren und Ruhm ſind Beliſars Feldzüge in Italien, wo ihn ein rüſtigerer Feind, die Gothen, in die Schranken rief. Von Sizilien aus landete er 535 mit einem Heere an der gegenüber liegenden Küſte von Rhegium. Die Treuloſigkeit eines der Anführer Theodats öffnete ihm den Weg bis Neapel, und erſt hier fand er den erſten Widerſtand. Nachläſſigkeiten von Sei-

ten der Vertheidiger, Unternehmungsgeiſt aber und Aufmerkſamkeit, vielleicht von etwas Plünderungs-luſt der Soldaten unterſtützt, ſetzten Beliſar nach einer zwanzigtägigen fruchtloſen Belagerung dennoch in den Beſitz der Stadt. Großmuth und Gerech-tigkeit erhielten ihm dieſelbe, als er darauf gegen Rom vorrückte. Zwiſtigkeiten im Lager der Go-then, die den ſchwachen Theodat des Thrones entſetzten, um den tapfern Vitiges darauf zu er-heben, erleichterten auch jetzt noch deſſen Vorrücken. Rom ſelbſt fiel ihm, von Vitiges ſeinem eigenen Geſchick und der Vertheidigung von 4000 Gothen überlaſſen, zu. Während er durch das aſinariſche Thor einzog, verließ die Garniſon auf dem flami-niſchen Wege die Stadt, und nur deren Anführer allein, der greiſe Leudovis, jede Flucht verſchmä-hend, blieb auf ſeinem Poſten zurück, ſeinem Ge-ſchicke muthig entgegen ſehend. Die ſtrenge Manns-zucht, welche das Heer Beliſars beobachtete, ſicherte den Römern auch bei dieſem Wechſel der Herr-ſchaft den Segen der Ruhe und der Gerechtigkeit.

Die Gothen jedoch benutzten den jetzt eintre-tenden Winter, um ſich zum Kriege zu rüſten. Von allen Gegenden, aus den entfernteſten Orten ſtröm-ten ſie zu Vitiges Fahnen, der in Ravenna Hof hielt. Dürfen wir den Berichten trauen, ſo war das Heer, das gegen Rom vorrücken ſollte, nach vorhe-riger Entſendung noch eines andern Haufens gegen Dalmatien, noch 150,000 Mann ſtark. Ohne ſich

um Belagerungen einiger feſten Plätze und Punkte zu bekümmern, zog der König, nachdem er das Heer durch reiche Gaben und noch mehr durch Verſprechungen für ſich gewonnen, auf der flaminiſchen Straße gegen Rom, wo Beliſar ſeine Truppen, die früher in Tuscien zerſtreut geſtanden, konzentrirt hatte. An der milviſchen Brücke, die ſo oft ſchon Zeugin großer und kriegeriſcher Ereigniſſe geweſen, machte er Halt und verſuchte ſich ihrer zu bemächtigen, um ſo ſowohl der Verbindung mit Etrurien als dem Meere ſicher zu ſeyn. Ein ſtarker Thurm vertheidigte ſie, und Beliſar hatte wenigſtens auf zwanzig Tage Zeitgewinnſt bei dem Angriff jenes Thurmes und der Schlagung einer neuen Brücke gerechnet. Doch die Garniſon deſſelben ward von einem ſo paniſchen Schreck bei Ankunft der Gothen befallen, daß ſie ſchimpflich ihren Poſten verließ. Des Feldherrn Perſon, an deſſen Leben der Sieg und Italiens Schickſal hingen, ward durch dieſe Flucht auf eine eigene Art bloßgeſtellt. Der Zufall nämlich wollte, daß er ſich gerade hier auf einer Rekognoszirung befand, als die unzählbaren Geſchwader der Gothen über die Brücke drangen. Seine Perſon, durch die Ueberläufer den Feinden kenntlich gemacht, wurde alsbald das Ziel aller feindlichen Geſchoſſe; alle Schwerter waren gegen ihn gerichtet. Nach Wundern von Tapferkeit, die er und ſeine Haustruppen verrichteten, gelang es ihm, ſich aus der Gefahr, in die ihn die Feigheit

ſeiner Truppen und die Tapferkeit der Gothen gebracht, zu befreien *). Unkenntlich von Blut, Schweiß und Staub gelangte er wohlbehalten zu den Seinen, und wohl nie, Alexander, Pyrrhus oder Heinrich IV. etwa abgerechnet, iſt ein Heeranführer ſo in Gefahr und genöthigt geweſen, ſo viel perſönlichen Soldatenmuth zu zeigen.

Mit dieſem Gefecht begann die Belagerung Roms, die über ein Jahr dauerte, und während welcher ſich eine Menge einzelner Züge wiederholten, die des ſchönſten Alterthums würdig ſind. Mit Gewandtheit benutzte Beliſar den Geiſt der Bewohner Roms. Stadt-Kompagnien, die er aus den Beſten der römiſchen Jugend bildete, beſetzten die entlegenern Theile der Stadt; andere wurden zur Herſtellung der Befeſtigungen gebraucht. Die feige und unnütze Menge ſchaffte er aus der Stadt, und ſchickte ſie nach Campanien oder Sizilien. Aber nur 5000 Mann, die in Afrika mit ihm gefochten, bildeten den Kern des Heeres — mit ihm ſollte er den faſt zwei Meilen betragenden Umkreis der Stadt gegen ein Heer von 150,000 Mann decken.

Durch unermüdliche Anſtrengungen war es ihm gelungen, Rom, mit Ausnahme einer kleinen Strecke zwiſchen dem pincianiſchen und flaminiſchen Thore,

---

*) Wie an dieſem Tage gefochten wurde, geht wohl daraus hervor, daß unter andern ein Fahnenträger der Gothen, Viſandus, obwohl dreizehn Mal verwundet, ſeinen Platz nicht verließ.

die überdies der Aberglaube gegen feindliche Unternehmungen ſicherte, in Vertheidigungszuſtand zu ſetzen. Alle Werke waren in ſcharfen Winkeln angelegt *). Breite, tiefe Gräben ſchützten die Mauer, die reichlich mit Wurfgeſchützen aller Art, mit Balliſten, Katapulten, Onagern u. ſ. w. beſetzt waren. Die Tiber ward durch lange eiſerne Ketten geſperrt. Mehrere Gebäude im Innern wurden zu Reduits eingerichtet, und ſelbſt das Grabmal Hadrians ward zum erſtenmal zur Feſte umgewandelt. Jedem ſeiner Anführer wies Beliſar ein Thor zur Vertheidigung an, mit der Weiſung, auf ſeinem Poſten zu bleiben, es geſchehe auch was da wolle.

Der Gothen zahlreiches Heer war dennoch nicht vermögend Rom in ſeinem ganzen Umfange einzuſchließen. Nur vom präneſtiniſchen bis zum flaminiſchen Wege hatten ſie es zu umſtellen vermocht. Aus ihren Lägern, jedes ſorgſam befeſtigt und mit Wall und Graben umgeben, beſchloſſen ſie die Belagerung zu betreiben. Achtzehn Tage verwandten ſie, um Belagerungsmaſchinen zu bauen, Faſchinen zur Füllung der Gräben zu binden, Sturmleitern anzufertigen ꝛc. Beſondere Aufmerkſamkeit ſchenkten ſie der Anfertigung von vier großen Mauerbrechern, zu denen ſie die größten Bäume aus den benachbarten Wäldern gewählt. Ihre Spitzen waren von Eiſen, und funfzig Menſchen dazu nöthig, ſie in

*) The battlements or bastions were shaped in sharp angles erklärt Gibbon den Procop.

Bewegung zu ſetzen. Zugleich errichteten ſie Wandelthürme, und erbauten Gerüſte, die der Mauer Höhe glichen. Am neunzehnten Tage, nachdem ſie alle Anſtalten zum Angriff getroffen, begannen ſie vom präneſtiniſchen Thore bis zum Vatican einen allgemeinen Angriff. In 7 Kolonnen, die Kriegsmaſchinen vor ſich, rückten ſie gegen die Stadt. Beliſar, der ſich auf der gefährlichſten Stelle befand, ſchoß den erſten Pfeil ab, und war ſo glücklich, einen der vorderſten Heerführer niederzuſtrecken. Ein lautes Freudengeſchrei, das ſich von der Mauer erhob, bekundete den Gothen die Zuverſicht der Angegriffenen. Ein zweiter Schuß Beliſars war eben ſo glücklich. Zugleich empfing ein Pfeilregen von der ganzen Linie den Feind, und da Beliſar befohlen, daß man vorzugsweiſe die Laſtthiere vor den Maſchinen tödte, ſo geriethen die Kolonnen durch die umſtürzenden und Wege verrammelnden Maſchinen bald in Unordnung. Nichts deſto weniger ſetzten die Gothen ihre Angriffe lebhaft fort. Während der Hauptangriff auf das ſalarianiſche Thor, es war der ſchwächſte Punkt, gerichtet ſchien, waren die Hauptanſtrengungen des Feindes gegen das präneſtiniſche Thor und gegen Hadrians Grab, die, weit von einander gelegen, nicht hinlänglich beſetzt waren, und den gothiſchen Anführer eine ſichere Beute dünkten, dirigirt. Ueberall jedoch wurden die Gothen zurückgeſchlagen. Beliſar, der alle mögliche Vortheile erwog, von Poſten zu Poſten eilte, überall war, wo die Gefahr ſich nahte,

theilte ſeinen Muth allen Untergebenen mit. Vom Morgen bis zum Abend hatte der Kampf gedauert; 30,000 Gothen deckten, nach dem Geſtändniß ihrer eigenen Anführer, den Platz, und eben ſo viel waren verwundet. Des Feindes Verluſt und Beſtürzung waren ſo groß, daß er die Belagerung in eine Blockade verwandelte, die nichts deſto weniger mit täglichem Verluſt für ihn verknüpft war. Während das numeriſche Uebergewicht durch tägliche kleine Gefechte vermindert ward, verſtärkten ſich Beliſars Schaaren allmälig. Denn, obwohl ſich die Gothen in Beſitz des Hafens und der Hafenſtadt am rechten Tiberufer — Portus, porto — geſetzt, ſo blieb dennoch Roms Verbindung über Oſtia, wenn gleich unter etwas ſchweren Umſtänden, frei mit der See*). Ueberdies war die Gemeinſchaft der Stadt mit der lateiſchen und appiſchen Straße nur hin und wieder unterbrochen, und Beliſars Emiſſäre gingen und kamen faſt nach Belieben. Abgeſehen davon, daß ſeit den erſten glücklichen Erfolgen die Bewohner Roms anfingen, ſich der Vertheidigung ihres Heerdes mit Eifer zu widmen, gelangten auch nach und nach kleine Unterſtützungen von Außen an. Durch Alles wurde der Muth der Beſatzung ſo geſteigert, daß ſie mit lautem Geſchrei einen Angriff, eine offene Feldſchlacht verlangten. Der Feldherr, um größeren Uebeln vorzubeugen, mußte dem

---

*) Oſtia liegt am linken Ufer, und iſt nicht mit Portus, Porto zu verwechſeln.

lauten Wunſche ſeiner Leute genügen, aber was vorauszuſehen, geſchah auch hier. Der kleine Haufen der tapfern Genoſſen Beliſars, obwohl anfangs im Vortheil gegen die überraſchten Gothen, verlor ſich in der weiten Ebene zwiſchen dem pincianiſchen und ſalarianiſchen Thor, die zum Kampfplatz erkoren, und nur ſeinem unbezwinglichen Muthe und den Maßregeln Beliſars gelang es, eine gänzliche Niederlage abzuwenden. Erſt die ſtarken Wälle Roms unterbrachen die Verfolgung der ſiegenden Gothen.

Dieſe kleine Niederlage ſowohl, als die Schrecken einer langen Belagerung, die Entbehrungen der gewöhnlichern Lebensbedürfniſſe, die Zerſtörung der Waſſerleitungen, der Mühlen u. ſ. f. brachten bald in dem Gemüthe der unbeſtändigen Einwohner eine Aenderung hervor. Und in der That, was konnte ihnen daran gelegen ſeyn, Juſtinian oder Vitiges zum Herrn zu haben? Sie blieben unter dem Einen, was ſie unter dem Andern waren, Sklaven einer despotiſchen Regierung. Zwar hemmte Beliſar dadurch, daß er den Papſt, der eines Einverſtändniſſes mit den Gothen überwieſen war, entſetzen ließ und aus Rom verwies, die innern Umtriebe; zwar verdoppelte er ſeine Aufmerkſamkeit im Innern; zweimal im Monat wechſelte er die Befehlshaber an jedem Poſten; Patrouillen, Ronden gingen unermüdlich; Außenpoſten wahrten vor Ueberraſchung; die Wachſamkeit der Hunde ſelbſt, die den Poſten außerhalb zugetheilt wurden, ward

in Anſpruch genommen, die zweifelhafte Menſchen-treue zu erſetzen, aber es war dennoch hohe Zeit, daß Hülfe und Unterſtützung von Außen nahten. Ein Haufe von 1600 Slavoniern und Ungarn war die erſte bedeutende Unterſtützung, die ihm endlich ward; zur Zeit der Sommer-Sonnenwende langte ſogar ein bedeutender Geldtransport an. Beider ungefährdete Ankunft bereitete Beliſar durch ge-ſchickte Bewegungen und Beſchäftigung des Fein-des vor. Andere Verſtärkungen, die auf verſchiede-nen Punkten der Küſte landeten, gaben ihm ſogar den Muth, ſeine Augen nach Außen zu wenden. Seine Emiſſäre, unter denen der ſchlaue Procop, der Biograph unſers Helden, und Beliſars Ge-malin ſelbſt, die gewandte und verſchmitzte Antonia, ſtreuten überall den Saamen der Zwietracht aus, riethen zum Aufſtande gegen die Gothen, und brachten Lebensmittel und Truppen zuſammen, und ſo verblendet waren die Gothen, daß ſie weder zu Lande noch zu Waſſer dieſe Ankunft hinder-ten. Während eine eingegangene dreimonatliche Waffenruhe ſie faſt ganz unthätig erhielt, zwan-gen ſie das Schwert Beliſars, Krankheiten und andere Urſachen, alle entlegenern Plätze zu räumen, und ſich in einem Lager vor Rom zu konzentriren, wodurch die Römer immer größern Spielraum im Rücken der Gothen erhielten. Alba, Porto, Cen-tumcellace, Normi, Spoleto und Peruſia, einſt von den Gothen beſetzt, bildeten bald eben ſo viele ſtarke Poſten ihrer Feinde, und die Gothen ſahen ſich

allmälig ſelbſt den Unfällen einer Blockade bloß-geſtellt. Endlich ſogar veranlaßte der ſchlaue Beliſar die Entſendung eines Haufens von zweitauſend Mann an die Grenze von Picenum, am adriatiſchen Meere, wo der Gothen Weiber, Kinder und Schätze ohne Bewachung aufbewahrt wurden. Noch während die geſammte Macht der Gothen vor Rom weilte, ward ihnen die Nachricht, daß vom Appenin zum adriatiſchen Meere der Römer Schwert Alles unterläge, daß Raub, Mord und Verwüſtung ihre Wohnſitze heimſuche, daß der Feind Ariminum, eine Tagereiſe von Ravenna, angegriffen, ſelbſt die Hauptſtadt bedrohe, und daß endlich heimiſche Uneinigkeit des Feindes Unternehmungen erleichtere. Da beſchloſſen die Gothen endlich abzuziehen, vorher aber noch einen Verſuch, durch Liſt unterſtützt, zur Gewinnung der Stadt zu machen. Sie hatten nämlich durch eine Waſſerleitung einen Gang in den Vatican entdeckt, und ſelbſt die Bewohner deſſelben durch Beſtechungen dahin gebracht, die Wache daſelbſt zu berauſchen. Ein heftiger Anfall jenſeits der Tiber ſollte das Wagniß unterſtützen. Durch Beliſars Wachſamkeit jedoch und ſeiner Getreuen Muth wurde auch dieſes Unternehmen vereitelt, und nun wünſchten alle Gothen einſtimmig die Aufhebung der Belagerung. Ein Jahr und neun Tage nach Beginn der Belagerung, während welcher 67 Gefechte vorgefallen waren, verbrannte das Heer ſeine Maſchinen, ſein Lager ꝛc. und trat ſei-

nen Rückzug an*). Aber auch hiermit hatte deſſen Verluſt noch nicht geendet. Beliſar, der aus dem pincianiſchen Thor einen Ausfall machte, brachte ihm noch eine bedeutende Niederlage bei, und die nicht übertriebenen Berichte jener Zeit ſagen uns, daß mehr als ein Drittel jenes furchtbaren Heeres den Tod vor Roms Mauern gefunden.

Die Gothen wandten ſich mit ihrer Hauptmacht nach Rimini (Ariminum), wohin die Soldaten Juſtinians Alles, was ſie an Beute, Reichthum und Geißeln zuſammengebracht, geführt hatten. Eine ſchwache Mauer und ein ſeichter Graben waren die einzigen Wehren dieſes Ortes; aber ihn vertheidigte ein ausgezeichneter Offizier aus Beliſars Heer, Johann, mit dem Beinamen der Blutdürſtige (sanguinarius), der von dem Oberanführer früher entſandt worden war, die Heimath der Gothen während der Belagerung von Rom zu verwüſten. Mit raſtloſer Thätigkeit gingen die Gothen beim Angriff zu Werke. Aber an Johannes Muth und Einſicht ſcheiterte ihr materieller Muth. Obwohl die Beſatzung dem drückendſten Mangel Preis gegeben war, ſo beharrte ſie dennoch bei ihrer heldenmüthigen Gegenwehr. Narſes, der hier zum erſtenmal als Soldat auftrat, nachdem er ſein Leben bisher im ruhigen Hofleben abgeſponnen, verband ſich mit Beliſar, und beide rückten zum Entſatz

---

*) Vom 24. Februar 537 bis 5. März 538.

der Stadt herbei. Während Beliſar und Narſes auf dem großen Wege vordrangen, führte Martinus, ein Unterfeldherr, einen Haufen längs der Küſte; die Flotte hatte den Befehl, grade nach Rimini zu ſegeln. Beim Anblick dieſer zu gleicher Zeit eintreffenden Hülfe verloren die Gothen die Hoffnung, den Platz einzunehmen, und wandten ſich, mit Zurücklaſſung eines großen Theils ihres Gepäcks, ja ſelbſt ihrer Kranken, nach Ravenna. Zwieſpalt zwiſchen Narſes und Beliſar beſchränkten eine Zeitlang den Letztern in der freien Verwendung ſeiner Armee. Aber das Glück, das ihn bei der Einnahme von Urbiventium und Urbinum ſo ſichtbar unterſtützte, und die Wegnahme und Einäſcherung des reichen Mailands durch die Franken veranlaßte bald des Narſes Zurückberufung, wodurch die alte Einheit des Oberbefehls wieder hergeſtellt ward. Mit weiſer Vorſicht bereitete nun Beliſar ſeinen fünften Feldzug ($5\frac{39}{40}$) vor. Er richtete ſeine Hauptmacht gegen Ravenna, um durch die Eroberung der Hauptſtadt des gothiſchen Reiches dem Kriege und dem Reiche derſelben zugleich ein Ende zu machen. Zwei ſeiner Anführer erhielten Befehl, Feſulä einzunehmen, zwei andere mußten ein feſtes Lager bei Derſtona beziehen, um ihn bei ſeinen ferneren Unternehmungen gegen die in jener Gegend noch im Felde ſtehenden Gothen zu ſichern. Er ſelbſt wandte ſich gegen das ſtarke Auximum, um ſich durch deſſen Einnahme den Rücken zu ſichern. Zwar lähmte

ein Einbruch der Franken, unter Theodeberts Anführung, eine Zeitlang Beliſars Unternehmungen, aber endlich mußten ſich ſowohl Feſulä als Auximum ergeben.

Mit überraſchender Schnelle ging er nun weiter; ſchon war er Herr der beiden Ufer des Po's, ſchon hatten Feuersbrünſte die Magazine Ravenna's verzehrt, künſtliche Vorkehrungen die Stadt der Waſſerleitungen beraubt; mit einem an Zahl weit geringeren Heer als der Gothen zahlreiche Haufen hielt er das weitläuftige Ravenna eng eingeſchloſſen, als Geſandte von Konſtantinopel kamen, die durch gelinde Vorſchläge Vitiges Unterwerfung herbeiführen ſollten. Aber mit einem nur seltenen Edelmuthe nahm er die Gefahr und das Verdienſt eines edlen Ungehorſams auf ſich, verwarf den vom Kaiſer genehmigten Frieden, und erklärte: Vitiges nur in Feſſeln zu Juſtinians Füßen führen zu wollen. Und was ſein Schwert unvollendet gelaſſen, vollendeten ſeine Unterhandlungen. Siegreich rückte er in Ravenna's Mauern ein. Die Römer erſtaunten über ihr Glück, ſagt der Geſchichtſchreiber Beliſars, als ſie die zahlreichen, hohen und ſtarken Schaaren der Gothen erblickten. Dieſe aber wurden von dem Bilde ihrer eigenen Geduld beſchämt. Die männlichen Weiber ſpieen ihren Söhnen und Männern ins Geſicht und machten ihnen die bitterſten Vorwürfe, an jene verweichlichten Zwerge des Südens Herrſchaft und Freiheit verloren zu haben. Die Gothen empfingen, nach

Vitiges Entſetzung, aus Beliſars Händen einen neuen König, den Ildibald, den er mit dem königlichen Purpur bekleidete. Juſtinian aber rief ſeinen Feldherrn zurück, angeblich, um ſeine Dienſte zu belohnen und ihn gegen Perſien zu ſenden.

Viel des Wiſſenswerthen und Schönen enthalten noch die Feldzüge, als ein zweiter Krieg unſern Helden nach Italien rief, aber wir müſſen dieſe wahrlich nicht unrühmlichſte Periode aus dem Leben Beliſars übergehen. Beim Abſchiede von unſerm Helden nur noch deſſen Schilderung nach Gibbon, weil ſie auch über die Zuſammenſetzung des Heeres, mit dem er ſeine großen Reſultate erfocht, zugleich Licht giebt: „Seine hohe Geſtalt und majeſtätiſche Miene erfüllten Aller Erwartungen von einem Helden, ſein ſanftes und herablaſſendes Betragen auch gegen den Geringſten erhöhete dieſe körperlichen Vorzüge noch. Siebentauſend Reiter, unvergleichbar an Schönheit und Tapferkeit, wurden im Dienſte und auf eigene Koſten des Feldherrn unterhalten. Ihre Thaten waren immer glänzend, ſey es, daß ſie einzeln fochten, oder daß ſie geſchaart dem Feinde gegenüber ſtanden. Freund und Feind geſtand es, daß durch ſie allein der Barbaren Schwärme bei Rom überwunden. Ihre Zahl ward ſtets vollzählig durch Leute unbeſcholtenen Rufs und erprobter Tapferkeit, die aus des Feindes Reihen zu ihnen übertraten, erhalten; Vandalen, Mohren und Gothen wetteiferten in Treue unter einander. Freigebigkeit gewann ihm die Liebe Aller. Wen

Wunden oder Krankheit darnieder warfen, den richteten ſeine Beſuche und Wohlthaten auf. Verluſte an Pferden und Waffen trug er mit ihnen, und reiche Geſchenke lohnten den, der eine ausgezeichnete That vollbracht. Wo ſeine Schaaren zogen, bereicherten ſich der Bürger und Landmann, und ſo ſtrenge war die Zucht in dieſem Korps, daß nicht ein Apfel vom Baum gepflückt, noch im Getreide ein Fußſteig getreten werden durfte. Mitten in den Kriegsgefahren war Beliſar kühn, aber ohne Verwegenheit, vorſichtig ohne Furcht, langſam oder ſchnell, je nachdem es der Augenblick erforderte. Sieg begleitete ſeine Waffen zu Waſſer und zu Lande. Er überwältigte Afrika, Italien und die umliegenden Inſeln, führte Genſerichs und Theodorichs Nachfolger gefangen hinweg, und bereicherte Konſtantinopel mit der Beute jener Länder. In ſechs Jahren eroberte er die Provinzen des römiſchen Reiches wieder, die einſt dem abendländiſchen Reiche unterthan geweſen waren. In Ruhm und Verdienſt, in Reichthum und Macht blieb er ohne Gleichen, der erſte der römiſchen Unterthanen. Das Verdienſt, ein aus bunten Völkern zuſammengeſetztes Heer zu zügeln, theilt er mit Hannibal, aber von ſeinem Kaiſer mit höchſt geringen Mitteln ausgerüſtet und ſelten gehörig und im rechten Augenblick unterſtützt, hat er vielleicht noch mehr geleiſtet wie jener. Ohne einen Kampf, den vandaliſchen ausgenommen, ausgekämpft, ohne einen Oberbefehl, von dem er nicht abgerufen, geführt,

und einen Sieg erfochten zu haben, bei deſſen Verfolgung ihm nicht Hinderniſſe in den Weg gelegt worden wären, trat er von der Bühne, freilich nicht ohne den geheimen Vorwurf ab, auch ſeiner Seits zur Hemmung ſeiner Anſichten durch eine zu weit getriebene Anmaßung, durch Starrſinn, Jähzorn und durch den zu großen Einfluß, den er ſeiner Frau auf die öffentlichen Verhältniſſe geſtattete, viel beigetragen zu haben.

An ſeine Kämpfe, faſt unmittelbar, ſchließen ſich die des Narſes mit den Gothen. Glänzend ſind die Thaten des Ober-Feldherrn und ſeines Heeres in dieſem Kriege, lehrreich iſt der blutige Krieg, in dem das tapfere Volk ausgerottet ward, aber der uns verſtattete Raum erlaubt nicht, dieſem einzigen Kriege zuviel deſſelben zu widmen. Wir wollen dagegen einen uns ſchon um faſt hundert Jahre näher liegenden Kampf betrachten, der an Kühnheit des Entwurfs, an Kraft und Schnelle der Ausführung faſt noch die Thaten des Beliſars und Narſes übertrifft.

Kosroes hatte ſich ſeit geraumer Zeit dem römiſchen Reiche furchtbar gemacht. Mardin, Dara, Amida, Edeſſa und andere für unnehmbar gehaltene Grenzplätze waren nach und nach gefallen. Ganz Syrien war eine Beute des gewandten Führers geworden. Die Einäſcherung Cäſarea's, Damaskus Ueberwindung, Jeruſalems Sturm, ſchienen nur Vorſpiele zu noch größeren Thaten. Die Ueberwältigung Egyptens endlich, das ſeit Diokleciaus

Zeiten keinen Feind geſehen, hatte Konſtantinopel die einzige und letzte Quelle, aus der es wenigſtens Getreide und Geld ſchöpfen konnte, geraubt. Während Kosroes Heere von dieſer Seite bis Tripolis ſtreiften, Lybiens Sandwüſte durchzogen, ſo rückte vom Euphrat her ein anderes perſiſches Heer gegen den Bosphorus vor, und zehn Jahre lang lagerte dieſes, nach der Einnahme von Chalcedon, im Angeſicht Konſtantinopels, bedrohete von hier aus die Hauptſtadt, und ängſtigte und brandſchatzte weit umher Alles, was vielleicht noch einen Schein von Wohlhabenheit oder Anhänglichkeit an Konſtantinopels Herrſcher offenbarte. Provinzen, die ſeit ſechshundert Jahren dem römiſchen Reiche unterworfen geweſen, gehorchten jetzt Kosroes Ruf. Umſonſt hatte Heraclius wiederholentlich den Frieden vom ſtolzen Perſer erbeten. Schon war der unglückliche Kaiſer im Begriff, die gefährdete Hauptſtadt zu verlaſſen und ſich und den Sitz des Reichs nach Carthago zu flüchten, denn von einer Seite von den Avaren bedrängt, auf der andern von den Perſern geängſtigt, wollte er von dorther, wenigſtens in Ruhe, Vorbereitungen zur Abwehr der Feinde treffen. Endlich gab ihm ein Frieden, den er freilich nur unter den entehrendſten Bedingungen erhielt, Zeit, um Anſtalten zur Bekämpfung ſeines Hauptfeindes treffen zu können.

Nachdem er ein Heer geworben, an deſſen Spitze er kaum wagen durfte, ſich des Feindes kriegegewohnten Schaaren gegenüber zu zeigen, ſchifft er

ſich mit dieſem kleinen ungeübten Haufen ein, und landet an der Grenze von Syrien und Cilizien, am Meerbuſen von Skanderik, dort, wo die Küſte plötzlich gegen Süden läuft. In Iſſus, wo er ſein Feldlager aufgeſchlagen, verſammelt er ſein Heer, verbeſſert deſſen Zucht, und übte die Neuangeworbenen in Kenntniß des Dienſtes und ſoldatiſcher Tugend. Mit unerſchöpflicher Geduld wohnte er den täglichen Uebungen ſeiner Truppen bei. In zwei Parteien getheilt, leitete er deren Unternehmungen gegen einander, unterwies, lobte und tadelte, wo es nöthig war, und brachte es allmälig dahin, daß der vor kurzer Zeit noch rohe und unbehülfliche Haufe Zutrauen zu ſich ſelbſt faßte. Während er ſo taktiſch den Krieg vorbereitete, ſtärkte er zugleich die Moralität des Heeres. Ein wunderthätiges Chriſtusbild, das man von irgend wo herbeigeſchafft, mußte dazu dienen; in ergreifenden Reden ward das Heer aufgefordert, deſſen Entweihung an den Feueranbetern zu rächen; ein ähnlicher Enthuſiasmus, nur auf andern Wegen, ward den fremden Söldnern mitgetheilt. Alles unter ſeinen Befehlen wünſchte endlich ſehnlichſt die Eröffnung des Feldzuges.

Der abgelegene Winkel, wo dieſes vorging, macht einen tiefen Einſchnitt in einem weiten Halbzirkel der Provinzen Aſiens, Armeniens und Syriens, und war durch die Päſſe des Taurus gedeckt. Bald umſchwärmte dieſe ein ſtarkes perſiſches Heer, und Cilizien war von deſſen Truppen bedeckt. Mit Ge-

wandtheit benutzte Heraclius die vielleicht zu weit getriebene Vorſicht der Perſer, dieſe Päſſe zu durchſchreiten. Durch unbekannte, oder ihnen ungangbar geſchilderte Wege, erſcheint er plötzlich in deren Rücken, und zwingt ſie nach namhaftem Verluſt zu weichen. Während er darauf durch einige geſchickte Bewegungen Armenien zu bedrohen ſcheint, verwickelt er ſie plötzlich durch eine ihnen neue Evolution *), die ſie für eine Unordnung hielten, in ein nachtheiliges Gefecht, lockt ſie auf ein ihnen ungünſtiges Terrain. Der Perſer Muth unterlag hier den weiſen Anordnungen des byzantiniſchen Kaiſers, der jetzt kühn den Taurus überſchreiten und durch Kappadociens Ebenen ſich den Ufern des Halys, an denen ſeine Soldaten ruhige Winterquartiere bezogen, nähern konnte. Mit Erſtaunen und Bewunderung ſahen die Römer auf ihren Imperator, deſſen bisheriges Treiben dergleichen Thaten durchaus nicht vorausſetzen ließ, aber Furcht ergriff die Perſer, die ſeit undenklichen Zeiten des Widerſtandes, aber noch mehr der Niederlagen entwöhnt waren.

Ein Unternehmen dieſer Art, das an Hannibals Expedition nach Italien, an Scipio's Landung in Afrika, aber unter weit ungünſtigern Verhältniſſen erinnert, berechtigte zu noch

---

*) Durch den φαλαγξ πεπλεγμενη, eine taktiſche Formation, die in den ältern griechiſchen Autoren nicht vorkommt. Man vergleiche Aelians Taktik. 48.

ſchöneren Erwartungen, und ſelten wohl hat ein Feldherr ſolche genügender durchgeführt. Während die Perſer noch Konſtantinopel bedrohen, verläßt er ſolches, wohin er zur Organiſirung neuer Streitkräfte zurückgeeilt war, an der Spitze 5000 auserleſener Krieger, und landet glücklich in Trapezunt. Auf dem Wege, den, wenn ihn nicht der Frieden daran verhindert, in unſern Tagen der kühne Paszkiewitſch Eriwanski genommen haben würde, gelangt er wieder zu ſeinen Kriegern, die in den pontiſchen Provinzen überwintert hatten. Von der Mündung des Phaſis bis zum kaspiſchen Meer forderte er Alle, die mit ihm Chriſtum verehrten, auf, die Unbilden, die ihre heilige Religion erlitten, zu rächen. Armenien, das Kaiſer Maurizius den übermüthigen Perſern abtreten gemußt, fällt ihm bis zum Araxes ohne großen Widerſtand zu, und in kurzer Zeit konnte er ſeine Fahne vor Tauris oder Gandzaca aufpflanzen. Unter Feuer und Schwert ſank der Perſer Macht überall zuſammen, und überall ward das Kreuz in der Magier Tempel aufgepflanzt. Nachdem Kosroes ſelbſt vor Heraclius Schwert gewichen, kehrte der ſiegreiche Beherrſcher des oſtrömiſchen Reiches an die Ufer des kaspiſchen Meeres, in die Provinz Albanien zurück, und nahm in den Ebenen von Mogan, zwiſchen dem Cyrus und Araxes, dem Lieblingsaufenthalt der aſiatiſchen Fürſten, ſeine Winterquartiere *).

Im

*) Bei Beziehung dieſer Winterquartiere fragte er ein Evangelienbuch um Rath. Beim erſten Aufſchlagen

Beim Ausbruch des dritten Feldzuges folgt der Kaiſer aus Albanien den hyrkaniſchen Gebirgen, dringt in Medien ein, um ſeine Waffen bis Ispahan zu tragen, dem nie vor ihm ein römiſcher Eroberer genahet. Aber da tritt ihm Kosroes ganze Kriegsmacht, die er von den Geſtaden des Bosphorus und Nils an ſich gezogen, entgegen. Von drei Heeren eingeſchloſſen, ſcheint Heraclius ohne Rettung verloren. Schon wanken die Völker von Colchis, die als Bundesgenoſſen unter ſeinen Fahnen fochten; ſeine erprobteſten Krieger ſelbſt ſcheinen den Muth zu verlieren. Aber nachdem er den Seinen durch zweckmäßige Reden wieder Muth gemacht, führt er ſie gegen die Perſer. Der feindlichen Anführer Uneinigkeit kommt ihm bei ſeinem Angriff zu Hülfe, und leichter wie er gehofft, wie er es ſeinem Heere verſichert, ſprengt er die feindlichen Truppen aus einander. Ja ſelbſt, als das ſtärkſte dieſer Korps ſich gegen Salban wendet, um hier zu überwintern, wird es von dem raſtloſen Kaiſer noch verfolgt. In nächtlicher Stille, in mehrere Korps getheilt, nahet er dem Aufenthalte des perſiſchen Heerführers in Eilmärſchen, und plötzlich ſteht er vor deſſen Thoren. Umſonſt iſt der Perſer Widerſtand; zwar entgeht der Ober-Feldherr, Sarboraza, durch ſchleunige Flucht der Gefan-

---

deſſelben fand er, was er ſuchte: eine Stelle, die er auf den Namen und die Lage des Landes Albanien deuten konnte!

gennehmung, aber ſowohl ſein ganzes Heergeräth, als Alles, was die Provinz ſonſt an Reichthum beſaß, ward eine Beute der Sieger. In der eroberten Stadt fand des Kaiſers Heer die Ruhe, deren es für den Winter ſo ſehr bedurfte, um ſich zu neuen Thaten zu rüſten und zu ſtärken. Mit Rückkehr des Frühlings durchzog er in ſieben Märſchen die Gebirge von Kurdiſtan, überſchritt den Tigris, ging bei Amida vorüber, ſetzte über den Euphrat und den Sarus, wandte ſich dann nach Kappadozien, und langte ſo nach drei glücklich für ihn verfloſſenen Jahren an den Küſten des Euxinus an.

Wie in unſern Tagen, ſo richteten die Herrſcher des perſiſchen und des oſtrömiſchen Reiches ihre größten Streiche gegen die Hauptſtädte, nach dem Herzen ihrer Reiche. Zwar hatte ein zwanzigjähriger Krieg das numeriſche Uebergewicht der perſiſchen Heere nicht geſchwächt, aber der innere Gehalt war nicht mehr derſelbe geblieben. Die beſten ihrer Krieger hatte das Schwert, hatten Syrien und Lybiens Wüſten gefreſſen, und was an Veteranen aus den Tagen des Glanzes der erſten Regierungsjahre des Kosroes noch vorhanden ſeyn mochte, war in dem ungeheuren Reiche zu vereinzelt, um den Reihen den alten Gehalt wieder zu geben. Ein Heer von 50,000 Mann, und unter ihnen die goldenen Schaaren, ſtanden gegen Heraclius zu Felde; ein kleineres focht gegen ein abgeſondertes römiſches Korps, das unter Theodors,

des Heraclius Bruder, Befehl ſtand, und ein drit- tes weilte immer noch im Lager von Chalcedon, um bei erſter günſtiger Gelegenheit hier thätig zu ſeyn. Es ſollte zur Einnahme von Konſtantinopel, das ein Avarenheer unter ſeinem Chapan belagerte, mit- wirken. Aber ſo tapfer war der Wettſtreit der Be- wohner ſowohl, als der dahin geſandten Soldaten, daß die Feinde unverrichteter Sache, obwohl unter Morden und Brennen, abziehen mußten. Die Herr- ſchaft des Meeres, welche die Oſtrömer glücklich be- hauptet hatten, machte die Perſer zu müßigen Zu- ſchauern der Thaten der Avaren.

Heraclius weilte unterdeſſen an den Ufern des Phaſis, ſich nur defenſive gegen das ihm überle- gene Korps der goldenen Schaar verhaltend. Durch geſchickte Unterhandlungen und eine zur rechten Zeit angewandte Freigebigkeit hatte er die muthigen Hor- den der Chozaren in ſein Intereſſe gezogen; ſeine Liſt, oder aber des Kosroes Grauſamkeit, hatten ihm ebenfalls einen der mächtigſten perſiſchen Sa- trapen zugeführt, wodurch er im Stande war, bei Edeſſa ein Heer von 70,000 Römern und Bundes- genoſſen muſtern zu können. Gegen dieſes Heer trat Kosroes mit Allem, was ihm ſein ſinkendes An- ſehn noch aufzutreiben vermochte, mit 500,000 Mann in die Schranken (627). Kühn rückten die Römer bis zum Araxes und Tigris vor. Schlau wich der oberſte Heerführer des perſiſchen Heeres, Rhaza- tes, einer Feldſchlacht aus, und begnügte ſich, den Marſch des feindlichen zu beobachten, und ihm durch

kleine Gefechte Abbruch zu thun. Da wird ihm von Kosroes der Befehl, das Heil des Reichs in einer entſcheidenden Schlacht zu wagen. Oſtwärts des Tigris, wo ehedem Ninive geſtanden, trafen beide Heere zuſammen. Aber die Phantaſie der byzantiniſchen Schriftſteller hat die Beſchreibung davon ſo entſtellt, daß man nur die Thaten des Kaiſers ſelbſt darin findet. Auf ſeinem Roſſe, Phallos, ſehen wir ihn, wie ein Gebilde aus höhern Regionen, die Reihen durchfliegen. Alles an ihm erſcheint außerordentlich; ſeine Anordnungen, ſeine perſönlichen Thaten, ſeine Wunden ſelbſt. Durch alle Reihen des Feindes trägt ihn ſein verwundetes Roß; drei feindliche Führer, unter ihnen Rhazates ſelbſt, erliegen unter ſeinem Schwert. Deſſen Rüſtung von reinem Golde, der Schild von 120 Platten und ſein ſonſtiges ganzes Heergeräth ſchmückt des Siegers Triumph. Von Tages Anbruch bis zur elften Stunde hatte man ſich geſchlagen. Der größte Theil des feindlichen Heeres war niedergehauen, und nur in einzelnen Haufen vermochte der Reſt zu flüchten; des Siegers Verluſt aber übergehen die Berichte. Mit Gewandtheit benutzte Heraclius ſeinen Sieg. Schon nach Verlauf von vierundzwanzig Stunden waren die Brücken über den großen und kleinen Job beſetzt, und zum Erſtenmale ſtanden jetzt Aſſyriens Städte den Römern offen. Und wahrlich, die Gefährten des Kaiſers hatten nicht nöthig, wie einſt des Lucull's und Pompejus Legionen in ihren Käm-

pfen mit den Orientalen, über den leichten Wider=
ſtand, den ſie hier gefunden, zu erröthen. — Das
ſtolze Daſtagerd (Artemita) mit ſeinen prachtvollen
Palläſten und zahlloſen Prunkgebäuden ward eine
Beute des Siegers. Das wahre Kreuz des Erlö=
ſers, das bei der Erſtürmung von Jeruſalem hier=
her gebracht, 500 wieder erbeutete Fahnen und zahl=
loſe befreite Gefangene, die ein zwanzigjähriger un=
glücklicher Kampf zu Sklaven der ſtolzen Perſer
gemacht, waren die nächſten Früchte des Sieges.
Doch auch der Aufenthalt in dieſer reizenden Re=
ſidenz, deren Glanz 960 Elephanten verkündeten, in
der 12,000 Sklaven den innern Dienſt verſahen,
deren Reichthümer und Schätze 100 unterirdiſche
Gemächer aufbewahrten, deren Wände 30,000 koſt=
bare Tapeten deckten, deren Decke 40,000 ſilberne
(marmorne?) Säulen stützten, deren Herrlichkeit der
Gegenſtand der Bewunderung des Orients war,
und heute noch in den Liedern deſſelben lebt, war
nicht von langer Dauer. Heraclius wandte ſich
gegen Cteſiphon. Aber ſey es die Strenge der Jah=
reszeit, ſey es der Ruf der Feſtigkeit einer für un=
überwindlich gehaltenen Hauptſtadt, von den Ufern
des Arba wandte ſich der ſiegreiche Imperator heim=
wärts, um nach einem mühevollen Marſche in Tau=
ris (Gondzaka) zu überwintern.

Wie einſt der unglückliche Gegner Alexanders,
ſo irrte auch jetzt der ſtolze Beherrſcher Perſiens
unſtät von Ort zu Ort. Stolz jede Friedensbe=
dingung verwerfend, wollte er endlich dem gelieb=

teſten ſeiner Söhne die Thiara aufſetzen. Aber da verſchwor ſich ſein Sohn Siroes gegen ihn, und der unglückliche Greis, nachdem er achtzehn ſeiner Söhne vor ſeinen Augen erwürgen geſehen, endete gefangen in einem finſtern Kerker ſein Leben. Heraclius aber, den er nur in Feſſeln vor ſeinem Throne, als Apoſtat ſeines Glaubens, zu ſehen gelobt, um deſſentwillen er einſt einen ſeiner treueſten Diener, der es gewagt, deſſen Geſandte zu ihm zu geleiten, martervoll hatte hinrichten laſſen, ſchloß mit ſeinem rebelliſchen Sohne einen ewigen Frieden, dauerhafter, als Erz oder Marmor.

Sechs Jahre hatte dieſer Kampf gedauert, und 200,000 Krieger waren darin allein von römiſcher Seite gefallen. — Nur wenige Heerführer dürften, was dieſe Feldzüge des Heraclius betrifft, ihm an die Seite geſetzt zu werden verdienen. Eine Kühnheit im Entwurf, wie ſie nur Hannibal und Scipio vor ihm bewieſen, eine geiſtige Thätigkeit und Gewandtheit, wie ſie ſeit Cäſar ſich in keinem römiſchen Feldherrn wieder offenbart, eine Tapferkeit, die an die Heroen der Vorzeit erinnert, unterſtützt von einer liebenswürdigen Perſönlichkeit, wie ſie am großen Scipio bewundert ward — läßt ſich ihm in dieſen ſechs Feldzügen wohl irgend einer der römiſchen Imperatoren, die den Purpur getragen, gleichſtellen?

In der Beſchreibung ſeiner Feldzüge konnten wir nur die Umriſſe derſelben geben, denn nur von dem letzten allein haben wir eine ganz genügende Beſchreibung. Die taktiſchen Erörterungen ſind je-

doch darin ganz übergangen, aber wenn es wahr iſt, daß des Kaiſers Leo Strategie und Taktik eine Abſtraktion jener merkwürdigen Operationen, mit beſonderer Benutzung der Geſchichte des Georg von Piſidien, iſt, ſo können wir uns über dieſe Uebergehung tröſten.

Ein Blick auf die Karte entwickelt dem prüfenden Leſer die Kühnheit und Schönheit dieſer Feldzüge, und überhebt uns der Mühe, ihn noch ferner darauf aufmerkſam zu machen. Und doch, welches mußte das Ende des Beſiegers des ſtolzen Kosroes ſeyn! — Wenden wir unſere Blicke auf die poliorcetiſchen Verhältniſſe dieſer Periode, ſo werden wir, trotz des großartigen Anſcheins darin, doch eine gewiſſe Kleinmüthigkeit in denſelben finden; Furcht nämlich hatte eine ungeheuere Befeſtigungslinie geſchaffen. Von Belgrad bis ans ſchwarze Meer, vom Einfluſſe der Sau bis an die Mündung der Donau prangten allein achtzig feſte Plätze. Aus einzelnen Wartthürmen waren überall ſtarke Forts und Feſtungen geworden, und die Trümmer von Trajans Brücke vertheidigte überdies noch eine mächtige Feſtung. Dazien, Epirus, Theſſalien, Macedonien und Thrazien ſollen allein 600 einzelne feſte Poſten enthalten haben. Die kleinen darunter beſtanden aus einem ſteinernen Thurme, mit einer Mauer, einem Graben und waren vielleicht noch mit einem Pfahlwerk umgeben. Der Paß von Thermopylae war vom Rande der Seeküſte ab, über Berg und Thal weg bis an den Gipfel der theſſaliſchen Gebirge mit einem ſtarken Wall geſchloſſen; für eine

Garniſon von 2000 Mann waren Kaſernen, Ciſternen und Vorrathshäuſer angelegt, und rückwärts angelegte Stationen ſicherten ihnen — ein ſonderbares Bild der Schwäche — den Rückzug. Den Iſthmus von Korinth endlich ſchloſſen ebenfalls ſtarke Werke, die durch die Wiederherſtellung der Befeſtigungen von Korinth, Platäa und Athen eine noch größere Stärke erhalten ſollten. Den thraziſchen Cherſoneſes hatte Juſtinian durch doppelte Mauern mit Bruſtwehren ſicher zu ſtellen verſucht, und ihr den prunkvollen Namen des langen Walles gegeben. Selbſt den Zutritt zu Konſtantinopel hatte früher Anaſtaſius ſchon vom Propontis bis zum Euxinus durch eine Mauer, deren Stärke Juſtinian ſpäter noch vermehrte, zu ſperren begonnen*). Nicht minder ängſtlich war Aſien durch Bollwerke, Thürme und Schanzen geſchützt. Abgeſehen von den Linien in der Krimm, war von dieſer Halbinſel die ganze Oſtſeite des Euxinus durch Schanzen geſichert; Trapezunds in Felſen gehauene Gräben trotzten allen Angriffen. Von hier ab zog ſich eine Grenzlinie bis Erceſium, dem letzten Poſten der Römer am Euphrat. Wo das Reich an barbariſche, des Krieges unkundige Völker grenzte, da beſchränkten ſich dieſe Befeſtigungen auf Verhaue, Pfahlwerke und leichtere Aufwürfe. Aber gegen Perſien, deſſen Krieger im Belagerungskriege eben ſo erfahren, als

*) Sie erſtreckte ſich von Selymbria bis Dirkos, und war 20 Fuß hoch.

furchtbar in Feldſchlachten waren, bedurfte es ſchon anderer künſtlich angelegter und befeſtigter Plätze. Edeſſa und Amida waren daher ſtark und gut befeſtigt, und 80,000 Einwohner, die einſt im letztern Orte nach einer muthvollen dreimonatlichen Belagerung unter der Perſer Schwert fielen, deuten deſſen Stärke und Größe an. Edeſſa aber widerſtand ſo rühmlich allen feindlichen Angriffen, daß es geraume Zeit hindurch an Irreligioſität grenzte, an deſſen Eroberung auch nur zu denken.

Wie die Befeſtigungen beſonders wichtiger Punkte in dieſer Periode wahrſcheinlich überall geweſen, geht aus der von Dara hervor, deren Details uns Procop in ſeinen perſiſchen Denkwürdigkeiten aufbewahrt hat *). Dara, unweit Niſibis, war mit doppelten Mauern, funfzig Schritt von einander entfernt, umgeben **). Dieſer Zwiſchenraum diente dazu, den Heerden der Belagerten ein Unterkommen und Schutz zu gewähren. Die äußere Mauer, aus großen Werkſtücken aufgeführt, durch eine Menge ſtarker Thürme, die ein viereckiges Bollwerk umgab, geſchützt — by a quadrangular bulwark, ſagt Gibbon — war mit einer großen

*) Die Redaktion empfiehlt des Procopius von Cäſarea Denkwürdigkeiten ſeiner Zeit in der Ueberſetzung von D. Fr. Kanngießer, die allen Anforderungen vollkommen genügt.

**) Dara, nach Niebuhr Kara, Derre, nach Kinneier Conſtantina Dara; die Stadt iſt noch heut ſtark durch ihre Werke.

Anzahl von Schießſcharten für Maſchinen jeder Art verſehen. Die zweite Mauer beherrſchte die äußere. Sie ſelbſt hatte 60 Fuß Höhe, die Thürme aber 100. Doppelte Gallerien, die längſt der Mauer hinliefen, gewährten den Soldaten Sicherheit gegen die feindlichen Geſchoſſe. Ein Flachwerk, geräumig und ſicher, war oben auf den Thürmen angebracht *). Auf der südöſtlichen Seite der Stadt, wo der Boden dem Minirer günſtig war, deckte ein, in Form eines halben Mondes, vorſpringendes Werk die Stadt. Sämmtliche Werke hatten naſſe Gräben, die man nicht allein als Waſſerbehälter für die Garniſon, ſondern auch zu künſtlichen Ueberſchwemmungen brauchen konnte. Sechzig Jahre, die größtentheils in kriegeriſchen Unruhen hingingen, widerſtand dieſes Bollwerk allen Angriffen. Wir übergehen die Befeſtigungen zwiſchen dem ſchwarzen und kaſpiſchen Meere, deren überdies Kosroes (Nuſhiravn) ſich bemächtigt hatte. In unſern Tagen ſind ſowohl das albaniſche, als das iberiſche Thor von europäiſchen Heeren durchzogen worden, und die lange Mauer ſelbſt, einſt die Grenze zweier mächtigen Reiche, iſt uns nur noch hiſtoriſch bekannt, nachdem ſie lange der Gegenſtand von Zweifeln geweſen.

Trotz dieſes Gürtels von Feſtungen durchſchwärm-

*) A third platform, spacious and secure was raised on the summit of the towers, ſagt Gibbon hiervon.

ten Barbaren nach allen Richtungen hin das römiſche Reich. Während Beliſar den gefangenen König der Vandalen zu Juſtinians Füßen führte, ſeine Feldherren die Szenen vergangener Jahrhunderte wiederholten, plünderten ſein Reich Barbaren nach allen Richtungen, und nie vielleicht iſt dies Reich ſchwächer geweſen, als grade zu ſeiner Zeit, da man jeden Fleck ſorgſam aufſpürte, um ihn wehrhaft zu machen. Geiſtreich hat es Montesquieu mit der Monarchie der Carolinger verglichen, als jedes Dorf befeſtigt war und Normannen es nach allen Seiten plünderten. Gehen wir auf die Art und Weiſe zurück, wie dergleichen Plätze angegriffen und vertheidigt wurden, ſo war es noch ganz dieſelbe der frühern Zeit. Wenigſtens finden wir keine neue Maſchinen in dieſer Periode erwähnt. Gewöhnlich verſchanzte ſich der Belagernde, ſowohl die Aſiaten als Europäer, und bedienten ſich hierzu der Erdwälle, die mit Palliſaden umgeben waren. So finden wir die Gothen vor Rom, die Avaren vor Konſtantinopel und die Perſer vor Dara. Aus den Lägern ſchritt man dann zum Angriff vor.

Im Miniren allein ſcheinen ſowohl die Römer als auch die Barbaren, mit denen ſie kämpften, bedeutende Fortſchritte und Erfahrungen gemacht zu haben; denn wir finden faſt keine Belagerung erwähnt, in der der Minengänge nicht beſonders gedacht würde. Sonſt aber herrſchte bei allen ſogenannten barbariſchen Völkern die größte Unkunde in dieſem Fache. Wir haben ſchon geſehen, wie un-

geſchickt ſich die Gothen bei der Belagerung von Rom, und die Avaren bei der von Konſtantinopel benahmen. Nahten ſich kriegeriſche Schaaren irgend einem befeſtigten Punkt, ſo fingen ſie in der Regel damit an, daß ſie durch Feuerpfeile verſuchten die Thore in Brand zu ſtecken; gelang ihnen dieſes — was oft der Fall war — dann entſchied gewöhnlich ein Gewaltangriff das Schickſal des Orts. Im entgegengeſetzten Falle fingen ſie faſt immer an zu miniren; beſonders waren hierin die Perſer ſtark. Die Oſtrömer aber gingen ihnen bei dieſer Arbeit gewöhnlich entgegen; da ſie darin weit geſchickter waren, ſo zogen ſie gemeinhin die Belagerungen ſehr in die Länge, wenn ſie den Feind nicht etwa zwangen ſie ganz aufzuheben. Mit Maſchinenbau und deren Anwendung befaßten ſich dagegen andere Völker als die Römer ſelten. Doch bedienten ſich die Perſer bei Edeſſa einer Erdſchütte (aggerta), bei deren Bau ſie durch künſtliche Matten, mit Decken aus Ziegenhaaren (cilicia) die Arbeiter deckten. Außerhalb der Wurfweite der Maſchinen begonnen, ward ſie nach und nach bis ganz nahe an die Mauer geführt. Da die Belagerten kein Mittel ſahen ſich zu retten, ſo gingen ſie mit einer Mine gegen die Erdſchütte vor, und als ſie bis unter deren Mitte gelangt waren, füllten ſie, nach herkömmlicher Art, die leeren Räume mit trockenem Holz ꝛc., das ſie mit Cedernöl, Schwefel und Erdpech vermiſcht hatten, und zündeten Alles an. Sobald der Rauch anfing hervorzudringen, beſchütteten die Belagerten

den Feind unaufhörlich mit Pfeilen, und machten zugleich einen Ausfall. Aber erſt, als die Flammen aus der Erde hervorſchlugen, wichen die Perſer von der Erdſchütte, die ſie mit einem großen Aufwande an Zeit und Mühe aufgeführt hatten. Ein Sturm, den Kosroes hierauf wagte, lief unglücklich für ihn ab. Er verſucht darauf dort, wo durch die Zerſtörung der Erdſchütte ein Erdfall entſtanden war, dieſen durch eine ungeheuere Menge Ziegelſteine wieder zu füllen, und ließ dann zugleich gegen alle Thore ſtürmen. Jedem der ausgezeichnetſten Heerführer war ein Thor zu dieſem Behufe angewieſen. Einige Rückhaltshaufen ſollten ſie unterſtützen. Nachdem die leichten Truppen, beſonders die Sarazenen, die Vertheidiger von den Wällen verſcheucht hatten, begann der Angriff. Obwohl der Vortheil anfangs auf Seiten der Perſer war, ſo änderte ſich doch dieſes im Laufe des Gefechts. Alles im Orte nämlich griff zu den Waffen; ſogar Frauen und Kinder leiſteten durch Herantragen der Pfeile, Steine ꝛc. hülfreiche Hand. Während man an einigen Stellen kochendes Waſſer und ſiedendes Oel von den Wällen goß, beſpritzte man mittelſt Sprengwedeln, die damit befeuchtet waren, die, welche ſich am weiteſten gegen die Mauer vorgewagt. Nichts deſto weniger ſetzten die Perſer ihre Angriffe fort. Sie ſuchten ſogar dadurch, daß ſie hier Leitern anlegten, dort ihre Widder ſpielen ließen und dabei zugleich in ihren Angriffen gegen die Thore fortfuhren, die

Aufmerkſamkeit der Vertheidiger zu theilen, um ſo ihren Zweck zu erreichen und von allen Orten zugleich in die Stadt zu dringen. Zwar gelang ihnen dieſes an einigen Orten, ſelbſt einige Mauerbrüche kamen zu Stande, aber die Vertheidiger ſtritten mit ſo vielem Muthe, hatten ihre Reſerven ſo geſchickt aufgeſtellt, daß ſie überall den feindlichen Einbrüchen zu begegnen wußten. Der Verluſt der Perſer, die in dichten Haufen angriffen, war ungeheuer, denn kein Geſchoß fehlte, viele hatten ſogar eine doppelte Wirkung. Gegen Abend, nachdem der Kampf vom Morgen an gedauert, ließen die Perſer ab. Nur einer ihrer unerſchrockenſten Anführer ſetzte noch gegen eins der Thore den Kampf fort. Doch auch dieſer, obwohl er unter allen am glücklichſten gefochten und ſich ſelbſt zum Herrn eines Theils der ſogenannten Vormauer gemacht, unterlag endlich den vereinten Angriffen der Belagerten, und mußte ſich zurückziehen. Ein tiefes Schweigen folgte während der Nacht der blutigen Arbeit des Tages. Aber die Belagerten ſtellten die Mauerlücken *) her, ſchafften Steine auf die Mauer, und unterließen nichts, was ihrer Vertheidigung noch hätte Nachdruck geben können. Doch kein

*) Man bediente ſich hierzu auch damals ſchon der Sandſäcke. Namentlich war dies bei Petra der Fall, wo die Perſer die leinenen Säcke, worin ſie Mundvorrath gebracht, mit Sand füllten, und ſo verwandten. Procop perſ. Denkw. I. S. 319.

Perſer rückte des andern Tages vor. Erſt am zweiten Tage nach jenem merkwürdigen Sturm zeigten ſich einige ſchwache Haufen an einem der Thore. Doch dieſe ſollten nur dazu dienen, einer Unterhandlung, die Kosroes im Sinne hatte, einigen Nachdruck zu geben. Er hob ſpäter gegen fünf Centenarien Gold die Belagerung auf.

Aus der flüchtigen Skizzirung der Vorfälle bei der Belagerung von Edeſſa, eine der berühmteſten dieſer Zeit, und deren Reſultat geraume Zeit den Glauben im Gange erhielt, als ſtände der Ort ſelbſt unter dem unmittelbaren Schutze Jeſu Chriſti, ſieht man, daß im Laufe langer Jahrhunderte Angriff und Vertheidigung dieſelben geblieben. Die größere Ausdehnung des Minenkrieges, dem ſowohl die Aſiaten als Europäer ſich hingaben, und dann die Anfertigung künſtlicher Feuerpfeile, deren Einwirkung ſelbſt mit Eiſenblech überzogene hölzerne Thore nicht widerſtanden, traten jedoch in dieſer Zeit mehr hervor; namentlich war dies im Orient der Fall. Sonſt finden wir noch immer, daß die Einwohner die Soldaten bei der Vertheidigung unterſtützten, und daß ſelbſt die flüchtigen Landbewohner dazu herangezogen wurden; etwas, das im Orient noch greller hervortrat, als im Occident, weil dort der allgemeine Feind gewöhnlich auch ein Feind jedes Einzelnen war, und nicht ſowohl gegen deſſen bürgerliche Freiheit, als beſonders gegen deſſen Religion in die Schranken trat.

Uebrigens ward auch die Feldbefeſtigung in die-

ſer Periode, ſogar bei den ſogenannten barbariſchen Völkern, nicht vernachläſſigt. Beliſar, als er in ſeinen Kriegen gegen die Perſer debütirte, bediente ſich bei Daras ebenfalls einer künſtlichen Anlage von Gräben, wodurch er einzelnen Truppen ſeines Heeres die Flanken ſicherte; ein Umſtand, der nicht wenig zu dem Gewinne der Schlacht beitrug.

Merkwürdiger treten dergleichen Anſtalten im gothiſchen Kriege hervor. Als Tejas ſich aus Tuscien längs der adriatiſchen Küſte an den Fluß Sarnus *) geſchlichen, der bei Nuceria vorüberfließt, hatte er hinter demſelben, unfern dem Meere, eine Stellung genommen. Die ſteilen Ufer des Fluſſes gewährten ihm allerdings hinlängliche Sicherheit für eine Aufſtellung, und das Meer, das ſeine Schiffe noch beherrſchten, ſicherte ihm die Zufuhr. Aber er hatte einen Narſes zum Gegner. Sorgfältig befeſtigte er daher mittelſt Erdaufwürfe und hölzerner Thürme das Ufer; überall ward Wurfgeſchütz aufgeſtellt, das in Verein mit ſeinen Bogenſchützen das jenſeitige Ufer rein hielt. Dieſelben Vorſichtsmaßregeln traf Narſes, und zwei Monate lang trotzten beide einander in dieſer Stellung, bis eine Schlacht, deren Darſtellung bei Procop faſt an das Mährchenhafte grenzt, und an die Schlachtengemälde der Ilias und des Nibelungen-Liedes erinnert, wie Profeſſor Manſo in

*) Gewöhnlich Drako von den Hiſtorikern genannt; aber einen Fluß dieſes Namens kennt Niemand.

ſeiner Geſchichte des oſtgothiſchen Reiches in Italien ſagt, den Ausgang des Krieges entſchied. — Ein anderes Beiſpiel einer ſorgfältig verſchanzten Stellung finden wir vor der Schlacht von Caſilinum, deren wir bereits gedachten (S. 42). An den Ufern des Caſilinus (Vulturnus, in der Nähe von Caſilinum) harrte Bucelinus der Rückkunft ſeines Bruders, den er zu einer andern Unternehmung entſandt. Durch Thürme hatte er beſonders die Brücke, die über den Fluß zu ſeiner Stellung führte, geſichert. Ihm gegenüber lagerte Narſes, und zwar ſo nahe, daß die feindlichen Verſchanzungen geſehen und das Getöſe darin vernommen werden konnte. So ſtanden die beiden Heere mehrere Wochen einander gegenüber. Einzelne Unternehmungen, welche die Deutſchen unter den Augen des Feindes mit Glück ins Werk ſetzten, brachten ſie dahin, daß ſie, ihren Muth mehr als die Umſtände berückſichtigend, eine allgemeine Schlacht wünſchten. Ein Zufall führte dieſe herbei. Narſes, um den Neckereien der Deutſchen zu begegnen, hatte befohlen, daß ſeine Vorhut bei erſter Gelegenheit deren Fourageurs und Blänker angreifen ſollte. Dieſe entledigte ſich dieſes Auftrages ſehr gut, und führte obenein noch einen mit Heu beladenen Wagen, den ſie dabei erbeutet hatte, an den Thurm, der die Brücke über den Caſilinus vertheidigte, und ſteckte ihn an. Unter dem Schutze des hierdurch entſtandenen Feuers waren die Römer glücklich genug, ſowohl den Thurm ſelbſt als die Brücke er-

obern zu können. Die Gallier, hierdurch erbittert, wagten darauf unüberlegt eine Schlacht, und vetnichteten ſo ſelbſt die Vortheile, die ſie ſich durch ihr Vertheidigungsſyſtem bis dahin erworben hatten.

IV.

Von den Sarazenen und Türken, und nebenbei von den Kreuzzügen*).

Den Glauben des Alcorans auszubreiten, zu fremden Völkern die Erkenntniß des wahren Gottes zu bringen, und ſie nebenbei zinsbar zu machen, wurden die erſten Truppen von Mahomeds Nachfolger, Abu Bare, aufgeboten. Ein einfacher Aufruf beſchied die kriegeriſchen Araber zu den Fahnen. Ich will, ſprach er zu ihnen, daß Ihr wiſſet, wenn Ihr für die Verbreitung des Islams ſtreitet, Eurem Gotte wohlgefällig ſeyd, den Willen des Abgeſandten Gottes befolget, daß Ihr und die Eurigen dann dafür von dem Herrn mit Be-

*) Da eine getrennte Darſtellung der türkiſchen und ſarazeniſchen Kriegsverrichtungen uns zu weit führen würde, ſo haben wir anfangs der Sarazenen, und ſpäter der Türken, je nachdem ſie mit den Europäern mehr und näher in Berührung kamen, weitläuftiger erwähnt.

lohnungen werdet überſchüttet werden. Auf dieſen Aufruf ſammelten ſich alsbald die kriegeriſchen Araber aller Stämme. Die Sandwüſten des Hegiaz wimmelten von ihnen, die Bewohner des Thales Yemen verließen ihre Zelte und Hütten, und auch die Hirten des Gebirges Oman blieben nicht aus. So weit die Sonne von der nördlichen Spitze des Belis am Euphrat ſchien, bis zur Landenge Babelmandec auf der Südſeite, von Beſora an dem perſiſchen Meerbuſen auf der Oſtſeite bis nach Suez und deſſen Gegend am rothen Meere gegen Weſten, erblickte man zahlloſe Schaaren, die dieſem Rufe folgten, alle aus eigenem Antrieb, und ohne Waffen und Kleidung, aber voll Eifer und religiöſem Feuer, in dem frohen, ſicheren Vertrauen auf die glücklichen Erfolge der erſten Kriege des Propheten und deſſen glänzende Verheißungen *).

Ohne Disziplin und ohne Zucht brach dies Heer in zwei Abtheilungen auf, die eine um Syrien zu erobern, die andere ſich gegen Perſien wendend. Tadmon, Hira, Hauran, Bosra, Hemeſa, Damascus und Belbea wurden mit ſtürmender Hand genommen. Oft kamen die Boten erlittener Niederlagen mit den Feinden zugleich an. In den erſten zehn Jahren von Omars Regierung waren 36,000 Städte oder Schlöſſer erobert, 4000 Kirchen der

*) Hist. de la dominacion de los Arabes en España p. D. d. A. Conde.

Ungläubigen zerſtört worden; in weniger als zwanzig Jahren huldigten Arabien, Paläſtina, Egypten und der größte Theil von Perſien den Nachkommen des Propheten.

Sonderbar ſind die Nachrichten, die wir von den erſten Unternehmungen dieſes Volkes haben. Ohne von der Kriegskunſt die mindeſte Kenntniß zu haben, zogen die Araber den großen Wegen nach; ſtellte ſich ihnen ein Feind entgegen, ſo ward er angegriffen, verſchloß ihnen eine Feſtung den Weg, ſo ward ſie erſtürmt.

Durch Gebet bereitete man ſich zur Schlacht vor; häufig hielt der Anführer noch eine Anrede. War die Schlacht beſchloſſen, dann gingen die Tapferſten, die Vorkämpfer des Heeres, häufig ganz nackt, nur mit einer eiſernen Keule bewaffnet, vor, und forderten den Feind unter Anrufungen ihres Propheten heraus. Allmälig, je nachdem ſie glücklich in Ueberwindung ihrer Feinde waren, vermehrte ſich der Haufe ſolcher Bravo's, und häufig ohne Befehl brach dann das ganze Heer auf und folgte inſtinktartig dieſen Führern. War man glücklich, ſo verfolgte eine ſchnelle Reiterei den flüchtigen Feind und machte auf der Flucht Alles nieder, was etwa aus der Schlacht entronnen. Drang man nicht durch, ſo wiederholte man zwei, drei, ja ſechs bis acht Tage lang ſolche Anfälle. Gewöhnlich jedoch entſchied der erſte Tag, denn der Prophet war gewohnt des Abends zu ſiegen. Die Tollkühnheit, mit der ſie angriffen, der Muth, mit dem

ſie ſtritten, die Schnelligkeit, mit der ſie ihre Siege erfochten, machte, daß ihnen weder die zahlreichſten Heere, noch die ſtärkſten Plätze widerſtehen konnten *). Roh, wie ſie ſelbſt, war die Kunſt, der ſie

---

*) Welch ein eigenthümlicher Geiſt dieſe Heere belebte, geht aus einzelnen Zügen am beſten hervor: „Auf der Ebene von Acynadie begegnet ein faſt waffenloſer Sarazene, Derar, einen Römerhaufen. Dreißig auserleſene Leute werden entſandt, ihn zu fangen. Muthig reitet er ſeinen Feinden entgegen; aber ſiebzehn derſelben fallen zuerſt unter ſeinen Streichen, dann kehrt er ins Lager zurück. Hier erzählt er, er habe ſich geſchämt, von Gott, wie er den Feinden den Rücken gewandt, geſehen zu werden. — Alle ſtrebten nach dem Genuß, der Freuden des verheißenen Paradieſes theilhaftig zu werden. In den Hainen und an den Quellen, die Gott ſeinen Auserwählten bereit hält, gelobte man ſich vor der Schlacht fröhlich Rendezvous — und ging in den Tod, den beneidend, dem er früher zu Theil ward. Die Frauen ſelbſt blieben hier nicht zurück, wie es das rührende Beiſpiel von Abans Weib, deſſen Gibbon im 10. Th. LI. Kap. gedenkt, beweiſt. Marigny, in ſeiner histoire des Arabes, ſagt uns que les femmes suivaient leurs maris; c'étoient elles qui battoient le tambour à la tête de leurs tribus I. p. 23. In der Schlacht am Yermuk (636) bildeten die Weiber, unter Derams Schweſter Anführung, das letzte Treffen, das dreimal die Männer durch Vorwürfe und Pfeile zurück in die Schlacht ſcheuchte.

ihre Siege verdankten. Anfangs ſcheinen ſie nicht einmal Benennungen für die Unterabtheilungen eines Heeres gehabt zu haben. So finden wir z. B., daß in der Schlacht von Kadeſia (636) das erſte Treffen der Tag der Hülfe, das zweite der Tag der Erſchütterung, das dritte endlich die Nacht des Gebells benannt werden. Doch unterſchieden ſie ſchon Kerntruppen, Muhageries, die den Propheten auf ſeiner Auswanderung (Hadſchret) begleitet hatten, und Alanſeris, Hülfstruppen. Uebrigens geſtalteten ſich ſchon in den erſten Jahren die Heere derſelben in Reiterheere um, und daſſelbe Volk, welches einſt in der Schlacht bei Beder (623) nur zwei Reiter gehabt, zählte dieſelben bald nach Hunderttauſenden. —

Wir können uns unmöglich bei der Erzählung aller Eroberungen dieſes Volkes aufhalten. Wir wollen nur der Unternehmungen, die beſonders auf Europa Einfluß hatten, etwas detaillirter gedenken. Nachdem ihr Feldherr Taric Ben Zeyid Spaniens Küſten an der Spitze 400 erleſener Reiter rekognoszirt hatte, war er endlich mit einem größern Heere dahin übergeſetzt. Eine kleine Abtheilung Chriſten, die ſich entgegen ſtellt, ihm die Landung zu verwehren, wird leicht überwunden, worauf ſich die Araber auf dem Berge des Sieges (Gebel Taric) feſtſetzen (711). Durch Verbrennung ſeiner Schiffe ſoll er den Seinen jeden Rückzug abgeſchnitten haben. Gleich darauf wendet er ſich gegen ein anderes Korps, das ihm ſeinen fer-

nern Marſch verwehren will, ſchlägt es, und durchzieht dann ungehindert das Land von Algezira und Sidonia, und verbreitet Schrecken bis zu den Geſtaden der Guadiana.

Durch die Lage des Landes ſich ſicher glaubend, ſchlummerten Alarichs Nachfolger ſorglos auf dem ſpaniſchen Throne; die Mauern der Städte waren zerfallen, der Adel und die Bürger des Krieges unkundig; nirgend waren Waffenvorräthe. Da erſchallte plötzlich der Kriegsruf von den Geſtaden des Mittelmeeres herüber. Nur ungern erſchien Roderic in Waffen; nur ungern folgten ihm die verweichlichten Großen. Doch brachte er bald ein Heer von 90,000 Mann auf, und rückte damit den 14,000 Arabern, ſo ſtark war Tarics Heer, entgegen. Doch dieſe belebte der Geiſt ihres Propheten, und mit Ungeduld traten ſie gegen die zahlreichen Geſchwader ihrer Feinde in die Schranken.

In den Ebenen von Guadalete *) trafen die Heere auf einander (19 bis 26. Juli 712). Unter ihren Fußtritten, ſagen die arabiſchen Schriftſteller, ſeufzte und erbebte die Erde. Mit Einſicht hatten die Chriſten ihre Schlachtordnung gebildet. Wahrſcheinlich, um gegen die ſchnelle Reiterei des Feindes überall geſichert zu ſeyn, hatten ſie ihre erſten und hinterſten Glieder mit undurchdringlichen

*) Das heutige Xerez, bei Cadix, das Asta regia der Römer. Cardonne nennt den Ort ſchlechtweg Lethe.

chen Panzern verſehen; ſie wurden von andern, die Lanzen, Schilde und Schwerter führten, unterſtützt. Die Lücken in den Geſchwadern und in der Front waren durch eine Menge Leichtbewaffneter gedeckt, welche Bogen, Pfeile, Schleudern, oder, nach der Sitte ihres Landes, Beile, Streitäxte und Keulen führten. Auf einem, von zwei weißen Maulthieren gezogenen, mit Elfenbein verzierten Kriegswagen, die Krone von Perlen auf dem Haupte, durchfuhr König Roderic die Glieder der Seinen, und mahnte ſie zur Tapferkeit. Wir wiſſen nichts von der Schlachtordnung der Araber. Drei Tage lang probirten die Heere einander und tummelten ſich rüſtig in kleinen Abtheilungen. Da ſcheint, es habe der Sarazenen Muth zu wanken begonnen. „Das Meer liegt hinter Eurem Rücken; vor Euch ſteht der Feind, und Ihr denket an Flucht? Erinnert Euch, Sieger von Almogreb! Eurer Thaten, und gedenket nicht einer feigen, unſinnigen Flucht. Thut es mir nach — und Euer werden Ruhm und Sieg ſeyn!" ſo finden wir, daß Tarik die Seinen angeredet. Zugleich ſpornte er ſein Pferd, das ihn mitten unter die Feinde trug. Unter Morden und Würgen dringt er bis zu den feindlichen Fahnen vor. Hier gewahrt und erkennt er den König. Wüthend ſprengt er auf ihn ein, ſtößt ihn vom Pferde, und unter ſeinen Streichen findet der Beherrſcher der Gothen ſein Ende. Des Königs Fall iſt das Zeichen der Flucht für die Chriſten; drei Tage dauert die Ver-

folgung, worauf ſich dann die Araber nach allen Seiten im Lande verbreiten *). Spanien, ſagt Gibbon, das im rohern und minder geordneten Stande zweihundert Jahre Roms Waffen widerſtanden, wurde in wenig Monaten von den Sarazenen überſchwemmt, und ſo heiß war die Gier nach Unterwerfung und Vertrag, daß Cordova's Statthalter der einzige Anführer war, welcher ohne Vertrag gefangen wurde. Die Sache der Gothen war bei Xerez unwiderruflich entſchieden, und bei der Nationalmuthloſigkeit wich jeder Theil des Staates dem Kampf mit einem Gegner aus, der des ganzen Reiches vereinte Stärke überwunden hatte.

Obwohl die Unternehmungen der Sarazenen im Weſten Europa's viel Intereſſantes haben, ſo gleichen ſie einander doch ſo, daß wir einer fernern Darſtellung derſelben, beſonders, da wir ſchon des Hauptereigniſſes davon, der Schlacht bei Tours, gedachten (S. 46.), völlig überhoben ſeyn können. Da-

*) So erzählt Conde die Schlacht. Cardonne in ſeiner histoire de l'Afrique et de l'Espagne sous la domination des Arabes weicht davon ab. Er läßt die Ereigniſſe vor der Schlacht ſieben Tage dauern, und deren Entſcheidung durch die Verrätherei des Biſchofs Oppas herbeigeführt werden. Nach ihm verſchwindet der König, ohne daß man erfahren, wo er geendet, ob auf dem Schlachtfelde, oder auf der Flucht. Noch abweichender iſt Gibbon. Aſchbach in ſeiner Geſchichte der Ommaijaden iſt hierüber am gründlichſten.

gegen bietet der raſchere Gang der Ereigniſſe im Oſten mehr Belehrung und Abwechſelung. Unter den letzten Ommaijaden erſtreckte ſich Arabiens Herrſchaft 200 Tagereiſen von Morgen nach Abend, von der Tartarei und Indiens Grenzen bis zu des atlantiſchen Oceans Küſten, und wenn man die lange und ſchmale Provinz Afrika, die Aermel des Gewandes, wie ſich arabiſche Schriftſteller ausdrücken, abzieht, ſo dehnte ſich der Zuſammenhang des Reichs von Forgana bis Aden, von Tarſus bis Surate auf jeder Seite zum Maaße von 4 bis 5 Monate eines Karavanenzuges. Durch die Fortſchritte der mohamedaniſchen Religion war eine Sitten- und Meinungsähnlichkeit über dieſen weiten Raum verbreitet worden, die das Bedürfniß einer organiſchen Geſetzgebung weniger fühlbar machte. Der Araber aus Sevilla und der Maure in Indien beteten mit gleicher Inbrunſt am Grabe des Propheten, und ein Glaube und eine Sprache machte es möglich, die verſchiedenartigen Glieder dieſes rieſenhaften Körpers mit Leichtigkeit in einer Richtung zu bewegen, für einen Zweck zu vereinen. Im Orient, der Wiege des mohamedaniſchen Glaubens, von wo aus er ſich reißend nach allen Seiten verbreitete, hatte damals auch das Chriſtenthum ſeinen Sitz. Nichts natürlicher, als daß hier auch zunächſt die heftigſten Kämpfe entbrannten.

Nachdem Kosroes Enkel unter der Türken Schwert gefallen und der Stamm der Saſſaniden aus Perſien verjagt worden war, hatten ſich die

Sarazenen gegen Syrien gewandt. Die Einnahmen von Bosra und Damascus wurden durch die Schlacht von Aiznadin geſichert, und was Khaled, das Schwert Gottes genannt, dem Friedensboten der ſtolzen Römer geſagt, daß ſie es mit einem Volke zu thun, deſſen Vergnügen mehr Krieg als Friede ſey, und daß ſie nur zwiſchen Koran, Tribut und Schwert zu wählen, bewährte ſich in ſeiner ganzen Wahrheit. Wo die gelbe Fahne des Propheten entfaltet ward, wehte ſie ſiegreichen Schaaren voran. Jeruſalem, Aleppo, Antiochien, erlagen nach heftigen Kämpfen. Aegypten mit Alexandrien, des Abendlandes größte Stadt, deſſen 4000 Palläſte, 4000 Bäder, 400 Schauplätze und 12,000 Läden Amrus und ſeiner Schaaren Erſtaunen erregte, und Afrika vermehrten, wie wir bereits ſahen, nach kurzer Zeit das Beſitzthum des Kaliphen. Nachdem ſie dann nordwärts den Taurus überſtiegen und Cylicien unterjocht, und oſtwärts bis zu den Quellen des Euphrats und Tigris vorgedrungen, hatten ſie ſich auch zu Herren des Meeres gemacht, und Cypern, Rhodos und mehrere der Cycladen erobert. Konſtantinopel mußte den Kindern der Wüſte als die letzte Wehr des ſchwachen römiſchen Reichs erſcheinen, gegen daſſelbe mußten alle ihre Anſtrengungen ſich richten. Sechs und vierzig Jahre nach ihres Propheten Tode pflanzten ſie deſſen Fahne vor Konſtantinopels Mauern auf. Ohne Widerſtand hatte die Flotte der Sarazenen den Helleſpont durchſchifft; ohne Widerſtand waren ſie unweit des

Pallaſtes Hebdomon gelandet. Aber fruchtlos verſchwendeten ſie Zeit und Menſchen vom April bis zum September vor den Mauern der tapfer vertheidigten Hauptſtadt (668). Von Cycikus aus, wohin ſie ſich nach Aufhebung der Belagerung zurückzogen, wiederholten ſie ſechs Jahre nach einander ihr Unternehmen. Aber die jedesmalige tapfere Gegenwehr, die ſie hier fanden, nöthigte ſie endlich, nachdem 30,000 Mann in den verſchiedenen Belagerungen geblieben, ihr Unternehmen auf günſtigere Zeiten zu verſchieben. Innere Unruhen zwangen ſogar den Beherrſcher der Gläubigen einen jährlichen Tribut an den Kaiſer des Orients zu entrichten.

Doch nicht lange darauf ſollte eine zweite Belagerung, länger und blutiger, den erſtern folgen (717). Hundert und zwanzigtauſend Araber und Perſer, größtentheils mit Pferden oder Kameelen beritten, ſetzten von Abydus am Helleſpont nach Europa über. Es war das erſtemal, daß ein mohamedaniſches Heer von Aſien ſelbſt nach Europa zog. Die thraziſchen Städte des Propontis umgehend, berennten ſie unter Moslemahs, des Kaliphen Bruders, Anführung Konſtantinopel von der Landſeite. Ihre Läger künſtlich mit Wall und Graben ſichernd, ſelbſt Belagerungsmaſchinen anfertigend, bewieſen die Sarazenen, daß die Belagerungen von Alexandrien, Tyana, Amorium und andern Orten nicht nutzlos für ſie geweſen. Doch auch die Chriſten zeigten mehr Muth und Entſchloſſenheit, als

man in dieſer Zeit wohl bei ihnen anzutreffen pflegte. Zwar waren ihre Verſuche, die Schiffe der Araber ſowohl als die Kriegsvorräthe auf den Werften und in den Seeplätzen derſelben zu verbrennen, durch Feigheit und Verrath ihrer Miliz geſcheitert, aber Anaſtaſius Gegenanſtalten in Konſtantinopel machten ihn, der aus dem Staube hervorgegangen, des Purpurs nicht unwürdig. Wer ſich nicht auf drei Jahre mit Unterhalt verſorgen konnte, ward aus der Stadt entfernt; die Mauern wurden hergeſtellt, die Maſchinen vermehrt, die Schiffe ausgebeſſert, Magazine und Vorrathshäuſer gefüllt, und endlich alle Waffenfähige zu den Waffen berufen. Aber auch der energiſche Anführer der Sarazenen erklärte, die Rückkehr der Saat- und Erntezeit vor den Mauern der Kaiſerſtadt erwarten zu wollen. Achtzehnhundert Schiffe, freilich mehr durch ihre Zahl als durch Güte und Größe furchtbar, ſchloſſen Konſtantinopel bald auch von der Meeresſeite ein, und bedeckten die Meerenge, wie ſich die Griechen ausdrückten, mit einem beweglichen Walde. Doch unvermuthet und plötzlich ſollte gegen dieſe ſtolze Armada das Verderben und die Zerſtörung losbrechen. In derſelben Nacht, welche die Sarazenen ſich zum vereinten Angriff beſtimmt, verlaſſen die Brander und Feuerſchiffe der Griechen, die man ſeit langer Zeit angefertigt und in Bereitſchaft gehalten, den Hafen und richten ihren Verderben bringenden Lauf gegen die arabiſchen Schiffe. In kurzer Zeit gleicht die Flotte derſelben

einem Feuermeere. Die immer mehr und mehr um ſich greifende Flamme und die Dunkelheit der Nacht, die ſich dadurch in jedem Augenblick ſteigernde Unordnung machten jede Rettung unmöglich, und ſo verderbend wirkt das griechiſche Feuer, daß fortan von keiner feindlichen Flotte die Rede mehr iſt. Doch auch jetzt noch giebt das Landheer nicht die Belagerung Konſtantinopels auf. Mit unerſchütterlicher Beharrlichkeit trotzten die Bewohner der heißeſten Erdſtriche der Strenge eines faſt beiſpielloſen Winters, der in dieſem Jahre über hundert Tage lang die Erde mit tiefem Schnee bedeckt hielt, und die rückkehrende beſſere Jahreszeit gab ihnen die ganze Kraft und den Muth früherer Tage wieder. Aber die Flotte der Griechen war ſeit jener verderblichen Nacht im Beſitz des Meeres geblieben, und ſomit auch die Zufuhr für das Belagerungsheer erſchwert worden. Bald zeigten ſich die Vorboten des Mangels, der raſch in Hungersnoth überging. Die Grauſamkeit der Sarazenen gegen die Bewohner der Umgegend ihres Lagers brachte zu gleicher Zeit dieſe gegen ſie in Waffen, und bald wurden die verſchanzten Linien der Araber eine Art Gefängniß für ſie, in dem ſie bei längerer Ausdauer dem Tode nicht entgehen, das ſie zu verlaſſen nicht mehr wagen konnten. Der frühere Enthuſiasmus und die Begeiſterung des Heeres waren gänzlich erloſchen. Umſonſt erinnerten die Anführer ihre Krieger an frühere Thaten, an frühere Leiden und Entbehrungen, umſonſt ſagten

ſie ihnen, daß vor ihnen das Paradies, aber hinter ihnen der Tod und hölliſches Feuer ſeyen. Im Kampfe mit den Bulgaren, welche das Geld der Byzantiner von der Donau her zur Rettung der Hauptſtadt herbei beſchworen, erlagen ſie unrühmlich, und mußten nach einer dreizehnmonatlichen Dauer die Belagerung aufheben. Durch den Abzug derſelben über den Helleſpont ward das Schickſal des Orients noch um acht Jahrhunderte hinausgeſchoben.

Die griechiſchen Schriftſteller ſchreiben die Rettung der Stadt und des Reichs einzig dem geſchickten Gebrauch des griechiſchen Feuers zu (ignis graecus, *πυρ θαλασσιον, ὑγρον, πυρ μηδικον*). Ein Architekt aus Heliopolis in Syrien, Kallinikus, der des Kaliphen Dienſte gegen die des griechiſchen Kaiſers vertauſcht, hatte das Geheimniß der Anfertigung und des Gebrauchs deſſelben in die Dienſte ſeines neuen Herrn mitgebracht. Umſonſt hat man bis jetzt verſucht, aus den theils dunklen, theils widerſprechenden Nachrichten, die uns über dieſe chemiſche Miſchung zugekommen ſind, die Beſtandtheile derſelben zu erforſchen. Man hat ſich darauf beſchränken müſſen, eine Miſchung von Naphtha, Schwefel und Harz dafür anzunehmen. Aus dem Umſtande, daß beim Gebrauch deſſelben ſich ein dicker Rauch erzeugte, dem ein Knall und nur ſchwer zu löſchende Flammen gleich darauf folgten, hat man folgern wollen, daß ſie mit unſerm Schießpulver eine gewiſſe Verwandtſchaft gehabt.

Was den Gebrauch dieſes Feuers ſehr begünſtigte, war der Umſtand, daß es nicht durch Waſſer, ſondern nur durch Sand, Urin oder Eſſig gedämpft werden konnte. Die Griechen hatten ihm daher auch den Namen des flüſſigen oder Seefeuers (πυρ θαλασσιον, ὑγρον) gegeben. Man goß es bei Belagerungen in Keſſeln von den Wällen, oder füllte damit ſteinerne oder eiſerne Kugeln, die man dann unter die Feinde ſchoß; auch umwickelte man Wurfſpieße und Pfeile mit brennbaren Materien, tauchte dieſe in jene Miſchung, und ſchleuderte ſie ſo den Feinden zu. Sehr häufig, namentlich zu Schiffe, blies man aus langen metallenen Röhren, die vorn wunderbar geſtaltet waren, bald den Kopf einer Schlange, eines Löwen oder andern Ungeheuers vorſtellend, dieſe Miſchung den Anrückenden entgegen. Sie blieb lange das einzige Mittel, das zwiſchen Arabern und Römern, namentlich bei Belagerungen, eine Art von Gleichgewicht herſtellte. Die große Sorgfalt, mit der die Römer das Geheimniß der Anfertigung und des Gebrauchs dieſer Miſchung, die ein Engel dem erſten Konſtantin mit dem heiligen Verbote: ſolche andern Völkern zu enthüllen, mitgetheilt, bewahrten, konnten es ihnen möglich machen, es über vierhundert Jahre lang allein zu beſitzen. Durch Verrath wahrſcheinlich kam es zu den Sarazenen, die ſich in den Kreuzzügen deſſelben ſehr geſchickt gegen die Chriſten zu bedienen wußten. Wie ein beflügelter, langgeſchweifter Drache, in der Dicke einer Tonne, mit

dem Geräuſch des Donners und der Helle des Blitzes ſahen es verwundert die Chriſten durch die Luft eilen und ihnen Tod und Verderben bringen*). Bis zum vierzehnten Jahrhundert wird des Gebrauchs dieſer verderblichen Miſchung gedacht. Da hemmte eine neue Erfindung deren fernere Anwendung, und entſchied wahrſcheinlich auf immer für die größere Brauchbarkeit des Schießpulvers für kriegeriſche Zwecke.

Die fernern Operationen der Sarazenen nach dieſer Zeit bieten gewiſſermaßen nur das Bild früher bereits dageweſener Unternehmungen. Obwohl die Mittel, deren die Kaliphen ſich zur Vergrößerung ihres Ruhmes ſowohl als ihrer Macht bedienten, noch dieſelben waren, ſo hatten ſie doch ihr Gepräge verloren. Durch innere Unruhe beſchäftigt und zugleich in ſich getrennt, verfiel allmälig deren Macht. Ueberdies traten jetzt, wenn gleich nicht unbekannt, ſo doch unbeachtet gebliebene Völker gegen ſie in die Schranken. Zwar ſehen wir noch Creta und Sizilien in der Sarazenen Macht fallen, und ſelbſt Rom von ihnen bedroht werden, aber es war das letzte Auflodern eines erlöſchenden Feuers. Wir können billig von ihnen ſcheiden und unſere Aufmerkſamkeit den Erben ihres Ruhmes, ihrer Schwärmerei, ihrer Eroberungsſucht und ſonſtigen Tugenden und Laſter, den Türken, zuwenden.

---

*) Histoire des St. Louis, p. 38. Paris 1688, par Joinville.

Zuvor jedoch noch einen Blick auf die Urſachen des Wachsthums und des Verfalls der Macht der Sarazenen und auf ihre Taktik.

Die Begeiſterung, mit der ſie zu ihren Unternehmungen ſchritten, die Ausdauer und Beharrlichkeit, die ſie dabei entfalteten, die Einfachheit der Lebensart, die ſie aus ihren Wüſten mitbrachten, ihr Glaube endlich, daß Gott ſelbſt der Urheber des Krieges ſey, machen uns die erſten Fortſchritte dieſes Volkes ſehr erklärbar. Der edle Enthuſiasmus, mit dem ſie gegen die Griechen in die Schranken traten, erſetzte jede Taktik; die Thränen, die die erſten Moslims vergoſſen, wenn ſie von der Schlacht zurückgehalten wurden, waren beſſere Ingredienzien dazu, als alle Kombinationen, womit die ſpekulativen Griechen das Gebiet der Taktik erweitern mochten. Die Begeiſterung und der Fanatismus wirkten bei den erſten Heeren der Araber, was ſie bis jetzt überall bewirkt und auch ferner bewirken werden: ſie durchbrachen alle Schranken, die das Gebiet der Kriegskunſt begrenzen und beengen, und trieben ſowohl mit der Kunſt ſelbſt als deren Prieſtern ihren Hohn. Sobald indeß der heilige Funke, der die erſten Unterthanen der Kaliphen belebt, erloſch, ſehen wir den Verfall des Reiches allmälig beginnen, und nur, wenn jener im Innern ſich bergende Funke aufs Neue erglühte, erneuern ſich auch die früheren Scenen dieſes Kampfes.

Das erſte und wir möchten faſt ſagen einzige

Mittel, das die Araber anwandten, um ihre Schlachten ſiegreich zu beenden, war ein ganz gewöhnlicher Kunſtgriff. Hartnäckig das Gefecht hinhaltend und nährend, brachen ſie gewöhnlich gegen Abend, wenn des Feindes Kräfte anfingen zu ſchwinden, wenn des Kampfes Mühen oder des Tages Hitze ihn ermüdet hatten und zwangen vom Kampfe abzulaſſen, mit ſorgfältig verſteckt gehaltenen friſchen Schaaren hervor. Des Abends iſt der Prophet gewohnt zu ſiegen! ſo hieß dies damals in der Sprache ihrer Aufrufe und ihrer Heerführer. Auf dieſe Art wurden faſt alle ihre Schlachten entſchieden, alle ihre Siege davon getragen. So ſiegten ſie bei Kadeſia und Yermuk, ſo errangen ſie in den Ebenen am Guadalete die iberiſche Halbinſel. Im Laufe der Zeit jedoch bildete ſich auch bei ihnen eine Kriegsverfaſſung und Taktik aus, die in ihren Grundzügen folgende war.

Den Kern ihres Heeres, oder vielmehr das regelmäßige Heer, bildeten Sklaven, die man im ganzen Reiche ausgehoben und zugleich beſtimmt hatte, den ihnen geſetzten Befehlshabern ins Feld zu folgen, die Fahnen und das Leben ihres Herrn (Befehlshabers) zu ſchützen. In den Grenzprovinzen oder in den durch Nachbarſchaft des Feindes gefährdeten Provinzen rief die Trompete die Gläubigen zu den Waffen. Sobald deren Ton erſchollen war, eilte Alles zum Kampfe. Was die Reichen und Armen zu allen Zeiten gleich günſtig für den Krieg geſtimmt, übte auch hier ſeine Kraft.

Der Ehrgeiz und der Durſt nach Beute trieb Alle in den Krieg; aber Sieg und Tod in Gottes Sache zu erringen, gab dieſen ſo gebildeten Maſſen das eigenthümliche Gepräge, deſſen wir bereits gedachten.

Anfangs fochten die Sarazenen zu Fuß. Wir ſehen bereits, wie ſich dies im Laufe der Zeit umgeſtaltete. Nackt, faſt ohne Waffen, waren ſie ihren Feinden entgegen getreten. Doch allmälig bewirkten die glücklichen Kriege ſowohl, als die Kriegskunſt ihrer Gegner hierin eine Aenderung. Wir finden die ſpäteren Sarazenen eben ſo gut mit Schutzwaffen verſehen, wie die Griechen und Lateiner, und das Gold und Silber, das ihre Rüſtungen und Waffen zierte, bildete einen nur zu lebhaften Kontraſt mit der frühern Nacktheit der erſten Verfechter des Islams. Der nackte Bogenſchütze aus der Wüſte, der hier und dort noch in den Reihen derſelben focht, war mehr ein Gegenſtand der Verachtung als des Bedauerns. Mit dem Sturz des Kaliphats erloſch der Kriegsglaube dieſes Volkes, und nur hin und wieder noch entglomm der Funke des Fanatismus zur wirkſamen und lebendigen Flamme.

Kaiſer Leo ſchildert uns ihr Fußvolk mit großen Pfeilbogen bewaffnet. Der Regel nach ſteht es vor ihrer Kavallerie. Sehr häufig erſcheint die Infanterie hinter ihren Reitern en croupe, beſonders wenn es auf ein geſchwindes nicht fernhin beſtimmtes Unternehmen ankam. Die Reiterei ſelbſt hat Degen, Lanzen, Streitäxte und Bogen. Auf dem Haupte führen ſie einen Helm, vor der Bruſt

Küraſſe, an den Händen Blechhandſchuhe, und an den Füßen mit Eiſenblech belegte Stiefeln *). Ihr Reitzeug ſowohl als ihre Waffen ſind immer reichlich mit Silber ausgelegt. — Ihre Schlachtordnung iſt gewöhnlich ein langes Viereck, überall gleich ſtark. Eben ſo ſind ſie auch auf ihren Märſchen geordnet. Ihre übrigen Kriegsgebräuche haben ſie aus ihren langen Kriegen mit den Römern von dieſen entlehnt. Sie hüten ſich den Angriff zu thun, und ziehen es vor, angegriffen zu werden. Sobald aber dann das Gefecht begonnen, ſo nähren ſie es unaufhörlich, bis ſie merken, daß des Feindes Hitze nachläßt, und dann gehen ſie zum heftigſten Angriff über. Eine Eigenthümlichkeit iſt es, daß ſie ihre Schlachtordnung niemals ändern, die Verhältniſſe mögen ſeyn welche ſie wollen. Einmal in Unordnung gerathen, bleibt es ihren Anführern gewöhnlich unmöglich, ſie aufs Neue zu ordnen; jede Ausſicht auf Sieg aber ſteigert ihren Muth bis zur Tollkühnheit. Gegen nächtliche Ueberfälle, die ſie ſehr fürchten, ſind ſie beſonders auf ihrer Hut, befeſtigen daher ihr Lager ſorgfältig, und halten während der Nacht emſige Wachen. Zur Fortſchaffung ihres Gepäcks bedienen ſie ſich der Kameele, wobei ſie vielleicht noch die Nebenabſicht hegen, die Pferde ihrer Gegner durch deren Anblick, ſo wie durch das bei ihnen übliche Schlagen der Cymbeln und Pauken ſcheu zu machen.

---

*) *Χείροψελλα* und *ποδοψελλα*.

Den Arabern ganz ähnlich finden wir die erſten Türken. Kinder der Wüſte, bedienen ſie ſich anfangs der Streitart der Wüſte. Scharmützel und größere Kämpfe ſind alles, was ſie bei ihrem erſten Erſcheinen vom Kriege verſtehen. Ihre Heere ſind nur unordentlich geordnete Haufen zuſammengeraffter Völker, Reiter und Fußvolk nach Laune mit Spießen, Bogen, Keulen und Lanzen bewaffnet. In unordentlichen Haufen, ohne Vor- und Nachhut, rücken ſie an; ihre Reiter und Bogenſchützen necken den Feind, einzelne Zweikämpfe beginnen, zerſtreute Haufen meſſen ſich mit dem Feinde, dann ſtürzt das Heer ſich mit Wuth auf ihn, und vor- und rückwärts ſich drängend, wie Ebbe und Fluth, trennen ſich endlich beide nach ſchrecklichem Gemetzel. Von einem perſiſchen Ueberläufer lernen ſie ihr Lager durch einen Graben befeſtigen. Doch Angriff und Vertheidigung feſter Plätze blieben ihnen noch lange ein Räthſel. Schon anders ſchildert uns Kaiſer Leo in ſeiner Taktik die Türken ſeiner Zeit. Nachdem er von einigen ihrer ſonſtigen Eigenſchaften geſprochen, redet er von ihrer Bewaffnung und Kriegskunſt. Er beſchreibt ſie als mit Küraſſen, Degen, Lanzen und Bogen bewaffnet. Wenn ſie ſich des Bogens bedienen, und dies geſchieht oft, ſo werfen ſie die Lanzen hinter ihre Schulter. In der Kunſt, beide Waffen zu gebrauchen, zeichnen ſie ſich aus. Ihre Pferde ſind ebenfalls durch Eiſenblech oder Bruſtleder gedeckt. Zu Pferde zu ſchießen iſt ihre Lieblingsbeſchäftigung. Sie lagern ſich nicht, gleich

den Römern, hinter Wall und Graben, ſondern, bis zum Schlachttage, Horden- und Familienweiſe. Doch machen ſie durch eine große Menge gut ausgeſtellter Wachen jeden Ueberfall unmöglich.

In ihrer Schlachtordnung gewahrt man nicht jene Menge kleiner Unterabtheilungen, die die römiſchen Heere charakteriſirten, ſondern große dicke Haufen *) mit unmerklichen kleinen Zwiſchenräumen, wodurch das Heer von fern den Anblick einer dichten Maſſe erhält. Hinter dieſen werden überall Rückhaltshaufen in Bereitſchaft gehalten, um die etwa wankenden oder geworfenen Theile der Schlachtordnung zu unterſtützen. Doch ſind dieſe Haufen in der Schlachtlinie nicht alle von gleicher Tiefe; ſie ſuchen durch dieſen Anſchein großer Ueberlegenheit, den ſie ſich geben, nur zu täuſchen. Sie kämpfen lieber aus der Ferne als in der Nähe, bedienen ſich gern der Hinterhalte, ſuchen, indem ſie ſich zu fliehen verſtellen, den Feind zum Verfolgen zu reizen, und kehren dann plötzlich wieder um. Flieht der Feind, dann begnügen ſie ſich nicht, wie die Römer, ihn nur mittelmäßig zu verfolgen, ſondern dann bemühen ſie ſich ihn bis auf den letzten Mann aufzureiben. Mit dieſen militairiſchen Eigenheiten verbinden ſie viel Liſt und Verſchlagenheit, und ſelten nur, fügt Kaiſer Leo hinzu, kann man ihren Verſicherungen Treue und Glauben ſchenken. So die Türken, die zu unſers Berichterſtatters Zeiten

---

*) S. Kaiſer Leo's XVIII. Inst.

die römiſchen Provinzen verwüſteten, die bald als Feinde derſelben, bald als deren Verbündete erſchienen.

Obwohl ihr ſcythiſches Reich ſchon im ſechsten Jahrhundert aufgehört hatte, ſo bildeten die Bruchſtücke deſſelben doch noch Furcht erregende Ruinen, die von China bis zum Helleſpont gleichſam zerſtreut waren. Das Reich der Seldſchuken, das ſich von Samarkand bis an die Grenzen von Griechenland und Aegypten erſtreckte, und die Türken, die den Halbmond auf die Kuppel der Sophienkirche ſetzten, bekunden die jugendliche Kraft dieſer Völker. Erben der Kaliphen, ſchien auf ſie der frühere Geiſt der Araber übergegangen zu ſeyn. Ihre moraliſche Kraft gab ihnen überall das Uebergewicht. Ein Streiter im Dienſte des Herrn, iſt ihm der Waffendienſt eine Religionshandlung, der Kampf mit den Ungläubigen der Weg Gottes. Der Waffendienſt iſt ſeine erſte Pflicht. Jeder Freie iſt dazu verbunden; nur Kinder und Wahnſinnige befreit das Geſetz davon. Der Kranke, der Schwache, ſelbſt das Weib muß nach Kräften zur gemeinſchaftlichen Vertheidigung beitragen. Dieſe Ueberlegenheit, ſagt ein gründlicher Kenner, floß noch aus dem Eindrucke jener religiöſen Poeſie, die, wenn ſie ſich der Einbildungskraft Aller bemächtigt hat, die Seelen erweitert und ſie zur Ahnung des Ewigen treibt.

Niemals hatten die Griechen furchtbarere Feinde gehabt. Während der Hof des Alp-Arslan und des Maleck-Schach die Pracht der Kaliphen annahmen,

und die neuen Herrſcher ſich ſymboliſch mit zwei Schwertern gürteten und zwei Kronen ſchmückten, blieb der andere Theil ihrer Völker roh und ungeſittet und den barbariſchen Sitten der heimathlichen Wüſte treu. Sie zogen ihre Zelte den Städten vor, ernährten ſich von ihren milchreichen Heerden, verachteten Ackerbau und Handel, und glaubten allein durch Krieg ihren Bedürfniſſen genügen zu können. Ein beſtändiges Nomadenleben und die häufigen Streitigkeiten, ſowohl unter ſich als mit ihren Nachbarn, nährten dieſen Sinn. Jeder Krieger führte einen Wurfſpieß, auf welchem ſein Name geſchrieben war, und ſchwur: ihn bei ſeinen Feinden in Anſehn zu erhalten. Ein Anführer brauchte nur ſeinen Bogen oder ſeine Pfeile zu ſeinem Stamme zu ſchicken, um ihn ſogleich in Waffen zu ſehen. Kein Volk des Orients kam ihnen in der Kunſt das Roß zu lenken oder den Pfeil richtig zu ſchießen gleich; nichts glich ihrem ungeſtümen Angriff, furchtbar noch auf der Flucht zeigten ſie ſich unverſöhnlich im Siege. Unbekannt mit Ruhm und Ehre, ließen ſie ſich bei ihren Plünderungszügen allein durch Verheerungsſucht und Durſt nach Beute leiten. Von allen Horden aber, die zur ſeldſchukiſchen Dynaſtie gehörten, waren die, welche Syrien und Klein-Aſien überfielen, die ärmſten, roheſten und zugleich auch die unerſchrokkenſten. Mit haſtiger Gier warfen ſich dieſe Barbaren, die man in Filz gehüllt und mit hölzernen Steigbügeln aus ihren Wüſten ſich wie ein Strom

ergießen ſah, auf die Reichthümer, die ihnen die Provinzen des wehrloſen byzantiniſchen Staates darboten.

Die allgemeine Frömmelei, ſagt Montesquieu, hatte den Muth der Griechen geſchwächt und das Reich gelähmt. Verſchlang das Schwert des Feindes irgend eine neue Provinz, ſo tröſtete ſich der bigotte Hof damit, daß er dieſelbe der Ketzerei beſchuldigte. Seine Armeen hatten freilich noch das Gepräge und den militairiſchen Pomp einer beſſern Zeit, alle Kriegswerkzeuge waren im höchſten Grade vervollkommt, um die Tapferkeit zu erſetzen, aber Zwietracht und religiöſe Streitigkeiten ſetzten beſtändig Armeen und Volk in Bewegung und lähmten alle Kräfte. Seit Heraclius hatte Konſtantinopel elf ſeiner Kaiſer in ihrem eigenen Pallaſte des Lebens auf eine gewaltſame Art berauben ſehen. Sechs von dieſen Herren der Welt hatten in dunkelen Klöſtern ihr Leben beſchloſſen; viele waren geblendet oder ſonſt verſtümmelt ins Exil geſchickt worden. Die Verderbtheit des Volks und des Heeres war ſo groß, daß ſie weder einen guten Fürſten noch gute Geſetze ertragen konnten. Nicephoras Phokas büßte ſeinen Verſuch, Mannszucht und Ordnung im Heere herſtellen zu wollen, mit dem Leben; denſelben Lohn fand Zimiskes für dieſelben Bemühungen, und Romanus Diogenes, der die Gebrechen ſeines Volkes und Heeres in der Gefangenſchaft bei den Türken kennen gelernt, endete auf einer wüſten Inſel des Pro-

pontus ſein Leben, das er aus den blutigſten Schlachten und aus der ſchmählichſten Gefangenſchaft heimgebracht.

Ganz anders verhielten ſich die ſtaatiſchen und heimiſchen Verhältniſſe im Abendlande. Hier war man noch in der Kindheit ſtaatsgeſellſchaftlicher Verhältniſſe, während ſolche im Orient an der Schwäche des Greiſenalters konvulſiviſch dahin ſchwanden. Mit Burgen überſäet und mit Kriegern überſchwemmt, fehlte es den Staaten nichtsdeſtoweniger an Stützen gegen ihre Feinde und Vertheidigungsheeren. Der Krieg, der die ganze Staatsklugheit der Fürſten und Völker ausmachte, der allein die Sprache der Baronen und Herren war, der ihr ganzes Wiſſen bedingte, der Krieg war nicht in dem Sinne, wie wir ihn nehmen, vorhanden; die Begriffe davon und dafür ſtanden im engſten Verhältniſſe mit dem ſonſtigen Bildungsgrade der Geſellſchaft. Dieſe Nachtheile der Staatsverfaſſungen, welche die Abendländer in vielen Beziehungen den Türken und Griechen gleich ſtellen mochten, wurden jedoch durch manche andere den Orientalen ganz unbekannte Tugenden aufgewogen. Zu den rohen Sitten des Abendlandes geſellten ſich Edelmuth und eine Hochherzigkeit, wie wir ſie allein bei den Völkern germaniſchen Stammes finden, und ein hohes Ehrgefühl, das bei ihnen die Stelle der Gerechtigkeit und Tugend vertrat. Die Lehre des Evangeliums, noch nicht der Gegenſtand der Streitigkeiten

bei ihnen, beherrſchte das ganze Weſen dieſer Völker, entflammte deren Gemüther zu einem religiöſen Enthuſiasmus, der Helden und Heilige zugleich bildete. Die Religion milderte zugleich die Sitten. Sie lieh dem Schwachen ihr heiliges Anſehn, und, indem ſie den Starken zügelte und beherrſchte, verbeſſerte ſie das Fehlerhafte in den geſellſchaftlichen Inſtitutionen. Mitten in der Finſterniß, die den Occident bedeckte, ſagt der geiſtreichſte Darſteller der Kreuzzüge, bewahrte ſie allein die Erinnerung an die Vergangenheit und ſpornte den Wetteifer unter den Menſchen an; ſie bewahrte für eine glücklichere Zukunft die Sprache des vornehmſten der Völker auf, die allein die hohen Grundſätze der Moral ausdrücken konnte, und in welchen ſich die Geſetzgebung die herrlichſten Denkmäler errichtet hatte. Während der Despotismus und die Anarchie die Städte und Königreiche des Abendlandes unter ſich theilten, rief das Volk die Religion gegen Tyrannei, die Fürſten aber gegen Unordnung und Beleidigung an. Der Name eines Chriſten flößte bei den Verwirrungen der Staaten mehr Achtung und Begeiſterung ein, als einſt in dem alten Rom der Name eines römiſchen Bürgers. Da die chriſtliche Religion früher als die übrigen geſellſchaftlichen Einrichtungen der occidentaliſchen Staaten da geweſen, ſo blieb ſie, lange Zeit ausſchließlich die einzige geſetzmäßige Gewalt, ein Gegenſtand der Verehrung und Liebe des Volkes. Die Völker ſchienen in vielfachen Beziehun-

gen keine andere Geſetzgeber anzuerkennen, als die Konzilien-Väter, kein anderes Geſetzbuch als das Evangelium und die heilige Schrift. Der Occident war ſo gleichſam eine religiöſe Geſellſchaft geworden, der die Erhaltung des Glaubens am meiſten am Herzen lag, und wo die Einwohner mehr der Kirche als ihrem Vaterlande angehörten. Was wir bereits im Orient geſehen, wiederholte ſich hier gewiſſermaßen, aber nur in edleren Formen. Es bedurfte nur einer Veranlaſſung, um den ſchlummernden Funken zu entflammen, ihn zur hellen Flamme für die Vertheidigung der Sache der Religion und der Chriſten anzufachen.

Schon früher hatten die Nachrichten, die fromme Pilger von Jeruſalem in die Heimath gebracht, die Aufmerkſamkeit der abendländiſchen Chriſten erregt; die Schändung der heiligen Oerter, das Blut der Chriſten, das auf den Straßen Jeruſalems in Strömen gefloſſen, hatte den Wunſch, als Rächer jener Entweihungen und Greuelſcenen aufzutreten, entſtehen laſſen. Bald liehen fromme Mönche und Pilger dieſem Gefühle ihre beredte Sprache, und als lebendige Zeugen der Barbarei der Ungläubigen erregten ſie überall Rührung und Mitleid, entflammten überall zur Wuth und Rache. Unter dieſen Verhältniſſen erſchienen die Geſandten des Kaiſers Alexius Comnenus, um die Hülfe des Abendlandes gegen die Ungläubigen anzuflehen.

Zu Clermont in Auvergne ward die große Frage entſchieden, was das Abendland zur Befreiung des

heiligen Landes zu thun und zu unternehmen geſonnen ſey. Die Gegend, die der Erlöſer durch ſeine Gegenwart geheiligt, der Berg, worauf er unſere Sünden ausgeſöhnt, das Grab, worin er wie ein Opfer des Todes begraben worden, ſollte den Händen der Ungläubigen entriſſen, die Altäre derſelben ſollten umgeſtürzt, ihr Reich, ihre Macht zerſtört, Europa und Aſien ſollten befreit, die Stadt Chriſti, Jeruſalem, das ſich der Heiland auserwählt, von wo ſeine Lehre der Welt geworden, ſollte von der Gegenwart der Ungläubigen auf immer erlöſt werden. — Ehrgeiz, Ruhmſucht und religiöſer Enthuſiasmus wurden zugleich in Anſpruch genommen, die Wirkungen jener Sehnſucht nach dem heiligen Lande noch zu erhöhen Es fehlte ſogar nicht an Lockungen und Stachelreden, die Chriſten für die Unternehmung gegen Jeruſalem empfänglich zu machen. Wenn ihr Eure Feinde beſiegt, ließ ſich Papſt Urban in Clermont vernehmen, ſo werden Euch die Königreiche des Orients zu Theil; unterliegt Ihr, ſo unterliegt Ihr ruhmvoll an jenen Oertern, wo der Heiland für uns ſtarb, und Gott wird es nicht unbelohnt laſſen, daß er Euch unter ſeinen heiligen Kriegsſchaaren fand. Benutzt die Gelegenheit, Eueren Muth zu bekunden, und ergreift den Augenblick, der ſich Euch darbietet, die vielen Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten, die Ihr nur zu oft im Schooße des tiefſten Friedens begingt, wieder gut zu machen. Da Ihr einmal Blut haben wollt, ſo vergießt das

der Ungläubigen; die Pflicht gebietet es, Euch die bittern Worte zu ſagen: Krieger der Hölle waret Ihr bis jetzt; darum werdet jetzt Krieger des lebendigen Gottes ꝛc. Das von allen Ecken ſich erhebende Diex le volt! Gott will es! zeigt zur Genüge, welches der Boden war, dem der Papſt ſeine Lehre anvertraut. — Die, welche in Europa zurück blieben, beneideten der Kreuzfahrer Loos und weinten ihnen die aufrichtigſten Thränen frommer Rührung nach; die aber nach Aſien gingen, um da ihren Tod zu ſuchen, unterzogen ſich jeglicher Beſchwerde und Mühe mit Freuden. Ganze Familien und Dörfer zogen nach Paläſtina, und wer ihnen auf ihrem Wege begegnete, ſchloß ſich wohl ihrem Haufen an. Darum ſollte auch die erſte Ernte, die der Todesengel auf Aſiens Gefilden hielt, die Zahl mehrerer Hunderttauſende überſchreiten. Regelmäßige Heere jedoch, die den erſten regelloſen Haufen folgten, ſollten den Morgenländern die Lehren wiederholen, die ſie bereits auf fränkiſchem Grund und Boden empfangen.

Unter dem alleinigen Geſetz der Ehre und dem einzigen Bande der Religion, einen bewaffneten Freiſtaat bildend, in dem jeder Fürſt oder Graf ſich als unabhängig betrachtete, war das unermeßliche Heer der Kreuzfahrer — angeblich 100,000 Reiter und 500,000 Fußgänger — nach mannichfachen Verſuchungen und Abenteuern bis in die Gegend von Nicäa gelangt. In einer unermeßlichen von Bergſtrömen durchſchnittenen Ebene dehnte ſich das chriſtliche

liche Lager aus. Hier die Schilderung der Bewaffnung der Ritter nach den gleichzeitigen Chroniken.

Die Barone und Ritter trugen ein Panzerhemd, eine Art Leibrock von eiſernen und ſtählernen Ringen. Eine farbige Schärpe über dem Wappenrock machte ſie ſich unter einander kennbarer. Jeder Krieger trug eine Sturmhaube, je nachdem er reicher oder ärmer war, von edlerm Metalle; Fürſten hatten wohl ſilberne, die Edelleute ſtählerne; der gewöhnliche Krieger begnügte ſich mit einer eiſernen. Die Reiter waren mitunter mit viereckigen, die Fußgänger dagegen mit länglichen Schilden verſehen. Lanze, Schwert und ein Dolch, häufig noch eine eiſerne Keule, waren die Waffen der Ritter. Schleudern, um Steine oder Bleikugeln zu werfen, Bogen und Armbrüſte — ein bis dahin den Orientalen ganz unbekanntes Geſchoß — machten neben der Pike die Hauptwaffe des Fußgängers aus. — Zeichen und Bildniſſe wilder Thiere ſchmückten die Paniere der Fürſten und reichern Herren; ſelbſt die Schilde waren mit Löwen, Tigern, Sternen, oder auch mit Gegenſtänden, die ſie erſt auf ihrer Wanderung kennen gelernt, bemalt, und gaben, indem ſie auf dem Kampfplatze den Muth belebten, zu einer ſpätern politiſchen Inſtitution den Grund. Der Eifer, der die Kreuzfahrer ſelbſt belebte, war ſo groß, daß die vornehmſten Ritter die gemeinſten Reiterdienſte verſahen, und jede militairiſche Unterordnung für geringere Verhältniſſe

unnöthig machte. Das Betragen Aller aber war in den erſten Zeiten ein Muſter kriegeriſcher Tugend und ein Gegenſtand der Erbauung.

Der Geiſt der Heere jedoch, deren kriegeriſche Ausbildung und die Einſicht ihrer Führer wird ſich am beſten in einigen ihrer Schlachten, die ſie mit den Ungläubigen ſchlugen, darſtellen. Wir wollen hierzu die Schlacht im Thale Gorgoni oder Ozellis, gleich nach der Einnahme von Nicaea, und die Kämpfe von Askalon und Hittin, etwa durch ein Jahrhundert von einander geſchieden, wählen.

Neun Tage nach der Einnahme von Nicaea brach das chriſtliche Heer auf, um ſeinen Marſch durch die Gebirge Klein-Phrygiens, ſeiner fernern Beſtimmung gemäß, in zwei Abtheilungen fortzuſetzen. Namentlich ging der Haufe unter Bohemund, Tancred und dem Herzoge der Normandie durch das Thal von Gorgoni *), während der

*) Dieſes Thal wird gegen Norden durch den Berg In-Engni gebildet, und von einem Fluſſe, der von Abend gegen Morgen läuft, durchfloſſen (wahrſcheinlich der Bathis der Alten); gegen Morgen hat es die Dörfer Taochenlu und Gurmen und Ben-Englu im Weſten; das letztere iſt nur eine halbe Stunde von Doryläum. Albert von Aachen nennt dies Thal Dogorganhi, welches der orientaliſche Name zu ſeyn ſcheint, woraus die lateiniſchen Geſchichtſchreiber Gorgoni machten, welcher maleriſcher für die Gräuel dieſes Tages iſt. Ozellis iſt wahrſcheinlich der Name, den die Griechen dem

andere unter Gottfried u. a. die Ebene von Doryläum durcheilte. Obwohl ein dunkles Gerücht von einem türkiſchen in der Nähe befindlichen Heere ging, ſo glaubten die Chriſten doch nichts von einem vielfach ſchon vor ihnen geflohenen Feinde zu befürchten zu haben. Am 31. Juli hatte die zweite Abtheilung ein Thal, das ihnen Waſſer und andere Lagerbedürfniſſe im reichlichſten Maaße gewährte, erreicht. Als jedoch am andern Morgen dieſe Abtheilung den Marſch fortſetzen will, verkünden die Vorläufer zugleich die Nähe eines furchtbaren türkiſchen Heeres. Bohemund, dem an dieſem Tage der Oberbefehl zuſtand, trifft ſogleich die zweckmäßigſten Anſtalten für die Schlacht. Seine Flügel an Rohrdickichte lehnend, die es dem Feinde unmöglich machen, ſie in der Nähe zu umgehen, bildet er aus allen bei der Abtheilung befindlichen Wagen eine Wagenburg, deren Zugänge er durch Zeltpfähle ſorgfältig verrammeln läßt. Dem Fußvolke wurde dieſe Burg zur Vertheidigung übergeben, und allen Kranken, Weibern und Kindern der Platz darin angewieſen. Die Reiterei ſelbſt theilt er in drei Schaaren, um damit den Uebergang über einen Fluß, der ſeine Front deckt, zu vertheidigen. Zwei davon unter Tancred und dem Herzoge der Normandie bilden das erſte Treffen derſelben, Bohemund ſelbſt befiehlt dem Reſervehaufen, den er

---

Ort gaben. Michaud Geſchichte der Kreuzzüge I. 2. Buch (1097).

rückwärts auf einer kleinen Anhöhe aufſtellt. Zugleich wird ein hinlänglich ſtarkes Detaſchement entſandt, um die Abtheilung, die getrennt von ihnen marſchirt, von ihrer Gefahr zu benachrichtigen. — Kaum iſt man mit dieſen Einrichtungen fertig, als auch die Türken mit großem Geſchrei, das in den Ohren der Kreuzfahrer ſchier als teufliſch erklinget, und unter einem Hagel von Pfeilen, von ihren Bergen gegen ſie anprallen. Zwar erleiden die Ritter ſelbſt keinen Schaden durch dieſe wiederholten Entladungen, aber eine Menge Pferde werden theils niedergeſtreckt, theils verwundet. Dieſe Schmach und dieſe Verluſte zu rächen, brechen jetzt die Tapferſten des Heeres muthig, aber unvorſichtig über den Fluß vor und ſtürzen ſich, ihrem Muthe und ihren Schwertern vertrauend, auf ihren Feind. Aber dieſer weicht durch geſchicktes Platzmachen und Weichen dieſem erſten Angriff, den ſie bereits als unwiderſtehlich kannten, aus, und aus hohnlächelnder Ferne überſchüttet er dann die Franken mit neuen Geſchoſſen, die um ſo ſicherer trafen, als ſie näher und dichter fielen. Sie wiederholen ſo lange dieſe Liſt, bis ſie die Ritter abgemattet und in Unordnung erblicken. Da giebt der ſchlaue Kilidge-Arslan (Löwenſchwert), der Heerführer des feindlichen Heeres, das man auf 200,000 Mann angiebt, plötzlich das Zeichen zum Angriff, und unter der Pauken Gewirbel und dem Schmettern der Trompeten bricht es gegen die Chriſten vor. Viele der tapferſten Ritter fallen unter ihren Streichen,

der kühne Robert von Paris einer der Erſten *). Bald iſt das ganze chriſtliche Heer in Unordnung, während ſich die Kraft, die Gewandtheit, Muth und Behändigkeit bei den Türken ſteigern. Während ein Theil ihres Heeres die Ritter beſchäftigt, wendet der andere alle ſeine Anſtrengungen gegen die Wagenburg. Im erſten Anlauf iſt dieſe erſtürmt; wie eine brauſende Fluth ergoſſen ſich jetzt der Sarazenen raubgierige Schaaren durch der Chriſten Lager; Alles erlag hier ihrem Haſſe, ihrer Wuth, als Bohemund durch einen beherzten Angriff den Feind zwang ſich wieder zurückzuziehen. Doch neue Schaaren ſtürmten jetzt zu wiederholten Angriffen vor. Obwohl die Chriſten mit jenem erhabenen Muthe fochten, den ihnen allein ihre Begeiſterung geben konnte, ſo ſchwankte dennoch der Sieg. — Schon ſchien er ſich nach großem Verluſte des chriſtlichen Heeres für die Ungläubigen zu erklären, als

*) Als Robert, der orientaliſchen Sitte unkundig, ſich beleidigt fand, daß während der Kaiſer Alexius ſäße, die Ritter alle ſtehen müßten, und hierüber den Kaiſer gewiſſermaßen herausforderte, hatte ihm dieſer geantwortet: „Solltet Ihr bis jetzt vergebens Feinde geſucht haben, ſo werdet Ihr deren nun bald ganz würdige finden. Vermeidet dabei, Euch an der Spitze oder in der Nachhut zu befinden — wählt Euch dagegen das Mitteltreffen. Ich habe es gelernt, wie man gegen die Türken kämpfen muß.“ Mit dieſer Lehre entließ der Kaiſer den Ritter.

ſich in der höchſten Noth die Heeresabtheilung unter Gottfrieds perſönlicher Anführung zur Rettung nahte. Zwar wenden ſich die Türken ſogleich, als ſie dieſe ihnen unerfreuliche und unvermuthete Hülfe von 50,000 wohlbewaffneten Rittern erblickten, zur Flucht, und beſetzten die früher inne gehabte günſtige Stellung; aber auch die Chriſten dachten nicht daran, auf dem halben Wege ſtehen zu bleiben. Nach einer kurzen Pauſe, in der ſie die Ordnung zurückgeführt und ihre Haufen aufs Neue geſchaart hatten, rückten ſie in Schlachtordnung gegen den Feind. Den linken Flügel führen Bohemund und Tancred, Gottfried und der Graf von Blois befehligen den rechten; Reimund aber iſt an der Spitze des Mitteltreffens, von dem geſammten Fußvolke unterſtützt, und der fromme Adhemar ſteht dem Rückhalt vor. Die Biſchöfe in ihren Amtskleidungen ſegnen das Heer ein, und mit der gewöhnlichen Loſung „Gott will es haben!“ das hunderttauſend Kehlen zugleich wiederholen, dringt das chriſtliche Heer gegen den Feind vor. Wie tapfer auch der Widerſtand der Ungläubigen ſeyn mochte, in weniger als einer Stunde ſind ſie geworfen. Während ſie der Graf von Toulouſe in der Front angreift, beſtürmen ſie Tancred und Gottfried in der Flanke. Adhemar gar umgeht ſie mit dem Rückhalt, und wirft ſich von hinten auf ſie. Vergebens ſind jetzt der Sarazenen Anſtrengungen; vergebens ihre Künſte; ihre Pfeile waren verbraucht, und von allen Sei-

ten ſtarrt ihnen ein Wald von Lanzen entgegen. Da wenden ſie ſich mit derſelben blinden Wuth, die ſie zum Angriff getrieben, auch zur Flucht; bald iſt ihre Stellung in der Chriſten Gewalt, und ſo weit, als dieſe die ermüdeten Roſſe zu tragen vermochten, verfolgen ſie nun die entmuthigten Sarazenen. Das Lager derſelben, etwa zwei Stunden vom Schlachtfelde, iſt der erſte Preis der Sieger, das ſicherſte Unterpfand des Sieges. Was der Feind an Koſtbarkeiten und Schätzen beſaß, war hier aufgehäuft. Mit der Ausbeute deſſelben bereichert kehrten die ſiegende Chriſten in ihr eigenes Lager zurück. Der nächſte Tag gehörte noch der Plünderung des Feindes und der Beerdigung der chriſtlichen Brüder, deren man über 4000 erſchlagen fand.

Dies die erſte große Schlacht, die die Kreuzfahrer gegen die Türken ſchlugen, in ihren Hauptzügen. Eine gewiſſe Ordnung läßt ſich darin nicht verkennen. Bohemund ſcheint bei Anordnung derſelben höher zu ſtehen, als die meiſten Heerführer ſeines Jahrhunderts in dergleichen Unternehmungen. Die wenige Zuverläſſigkeit des Fußvolks kennend, wies er ihm den Platz in der Wagenburg an, die er noch durch künſtliche Mittel verſtärkte; hinter einem Terrainhinderniß, das der Feind in ſeiner Gegenwart überſchreiten mußte, erwartet er ihn mit der Elite des Heeres; er ſelbſt führt den Nachtrab, von einer Anhöhe den Gang des Gefechtes überſchauend; die Anordnungen zu der Schlacht

ſelbſt ſind in kurzer Zeit getroffen. Die Schlacht ſelbſt dagegen trägt das Gepräge der Zeit, und ſcheint allein eine unendliche Kette einzelner Kämpfe gebildet zu haben. Ueberall aber, wo die Gefahr drohend war, gewahrt man Bohemund. Da endlich der Untergang des chriſtlichen Heeres entſchieden ſcheint, naht plötzlich Gottfried. In kurzer Zeit ordnet ſich das Heer und geht dann zur Offenſive über. Geſchickt wird die Lokalität benutzt, und, den Feind umklammernd, bleibt dieſem nichts übrig, als in der ſchleunigſten Flucht Rettung zu ſuchen. Der Sieg ſelbſt wird vortrefflich benutzt. Ein großer Theil der Ritter beſteigt Beutepferde und bis zur ſinkenden Nacht wird der fliehende Feind verfolgt. — Die Art ſelbſt, wie geſtritten wurde, abgerechnet, iſt an der Schlacht nichts auszuſetzen. Sie ſcheint durchaus einem andern Zeitraum anzugehören, und erſt lange nachher ſehen wir auf dem vaterländiſchen Boden der occidentaliſchen Völker ſich die Feldherren ſo geſchickt benehmen, wie Gottfried, Bohemund und andere in dieſem erſten Kampfe mit den Ungläubigen.

Wohin wir auch die chriſtlichen Streiter begleiten mögen, vor Antiochien, nach Syrien und Paläſtina, nach Askalon, Edeſſa u. ſ. f., überall finden wir, wenn es zur Schlacht kömmt, dieſelben künſtlichen Vorbereitungen, dieſelbe Einſicht bei Einleitung der Schlachten, und namentlich Gottfrieds Klugheit gleichen Schritt mit ſeinem kriege-

riſchen und religiöſen Enthuſiasmus haltend. — Die Schlacht von Askalon, die wir die ſchönſte, wenn dieſer Ausdruck erlaubt iſt, in dieſem heiligen Kampfe nennen möchten, wird dieſes zur Genüge bekunden. Vierhunderttauſend Ungläubige, der Mehrzahl nach zu Roſſe, hatten ſich bei Askalon, zwei Tagereiſen von Jeruſalem, aufgeſtellt *). Alles, was an Chriſten zuſammengebracht werden konnte, belief ſich auf zwanzigtauſend. Aber die Drohungen Afdals, der das Heer des Kaliphen von Aegypten befehligte, die heilige Stadt mit ihren Heiligthümern von Grundaus zerſtören und alle fränkiſchen Männer vertilgen zu wollen, mußte Allen jene Entſchloſſenheit geben, die zum unfehlbaren Siege führt. Nachdem die vornehmſten Anführer und deren nächſte Umgebung mit entblößten Füßen am heiligen Grabe gebetet und das heilige Sacrament empfangen, zogen die Schaaren aus Jeruſalem und gegen Askalon. Bei Ibelin vereinigten ſich die geſammten Kräfte der Chriſten. Mit Schlauheit ſpielten die Türken den Chriſten auf dem weitern Marſche ihre Viehheerden in die Hände, der ſichern Zuverſicht, daß Beuteluſt deren Heer bald zu noch andern Verſuchen, Raub zu erjagen, verleiten und ihnen zugleich Gelegenheit bieten werde, ſie in Hinterhalte zu locken. Doch unter den härteſten körperlichen Strafen, ja ſogar

---

*) Mit den Zahlen darf man es ſo genau nicht nehmen, dies ſind Angaben im Style der Orientalen.

unter Bedrohung des Kirchenbannes, ward den Kreuzbrüdern verboten Reih' und Glied zu verlaſſen, und wohlgeſchaart ſetzten ſie ihren Weg gen Askalon fort. Von den Hirten der eben erwähnten Heerden hatten ſie erfahren, daß der Feind nur fünf Stunden von ihnen ſtehe. Unter dem Kampfe mancher harten Entbehrungen lagerten endlich die Chriſten den Ungläubigen gegenüber. Es war am 14. Auguſt (1099), als die Trompeten das Zeichen zur Schlacht gaben. Eine herrliche, klarere als die gewöhnliche Sonne ſollte dem Mordfeſte ihre Pracht leihen. Nachdem man ſich durch heilige Uebungen zur Schlacht vorbereitet, marſchirten die Chriſten, auf den Beiſtand Gottes, welcher den Uebermuth der Ungläubigen und die Läſterungen ſeines Namens nicht ungerochen laſſen werde, dem furchtbaren Heere Afdals entgegen. Die Armee bildete neun Heerhaufen, von denen je drei ein Treffen ſcheinen formirt zu haben *). So wie ſie jedoch den Bach Sorek, der beide Heere trennte, überſchreitet, ordnet ſie ſich in fünf Schlachthaufen. Mit dem erſten derſelben, 3600 zu Fuß und 2000 zu Pferde, wendet ſich Gottfried ſelbſt gegen Askalon, um dem Feinde von dorther eine Unterſtützung unmöglich zu machen und zugleich deſ-

---

*) Armati in novem turmis incedebant. Erant autem tres a tergo, tres a fronte, tres in medio, ſagen die Geſchichtſchreiber jener Zeit. Wir folgen der Beſchreibung Hakes und Wilkens, die von Michaud abweichen.

ſen linken Flügel zu bedrohen; den zweiten Haufen legt Reimund, der ihn führt, in einen Hinterhalt, ſey es, den ſiegenden Türken in die Flanken zu fallen, oder aber den Chriſten ſonſt zur rechten Zeit unerwartet und plötzlich beizuſpringen, oder endlich eine Ueberflügelung von dieſer Seite her unmöglich zu machen. Die drei noch übrigen Haufen rücken, unter den Befehlen des Herzogs von der Normandie, des Grafen von Flandern und Tancreds, dem Feinde grade auf den Leib. Die Infanterie ſtand im erſten, die Kavallerie aber im zweiten Treffen. Keine Bewegung von Seiten des Feindes hinderte den Anmarſch der Chriſten. Das muthige Anrücken derſelben erregte bei ihm das lebhafteſte Erſtaunen. Man hatte nur geglaubt es mit Verfolgung der Flüchtigen zu thun zu bekommen; aber ein Angriff lag ganz außer allen Berechnungen der übermüthigen Ungläubigen, die ſo zahlreich waren, daß deren Speichel, wie ein chriſtlicher Geſchichtſchreiber in einem eckelhaften Bilde ſich ausdrückt, hingereicht hätte, das kleine Chriſtenheer wegzuſchwemmen. Man fand den Feind in zwei Treffen geordnet, das zweite aber unter einem andern Führer, in beträchtlicher Entfernung vom erſten, unweit der Mauern von Askalon ſelbſt. Das Erſtaunen über den plötzlichen Angriff der Chriſten ward bei den Türken noch durch eine ihnen ganz unerklärbare Erſcheinung geſteigert. Auf dem Wege nämlich, auf dem die Chriſten herangerückt, wirbelten noch unabſehbare Staubwolken. Die Ungläubigen wähnten die Truppen, die ſie vor ſich

ſahen, nur die Vorhut eines neuen unermeßlichen Heeres, das zu ihrer Bekämpfung heranrückte. Dieſe ſie ſo überraſchenden Staubwolken waren durch die Heerden, die ihnen am vergangenen Tage abgenommen worden, und die zufällig der Richtung des chriſtlichen Heeres folgten, verurſacht, und mußten ſo, ſonderbar genug, das Mittel werden, ſie auf das Vollkommenſte zu täuſchen.

Unter ſo ungleichen Erwartungen begann die Schlacht. Die leichtbewaffneten Mohren im ſarazeniſchen Heere, welche, niederknieend und von ihren Schilden geſchützt, einen Pfeilregen auf die anrückenden Chriſten abſandten, eröffneten die Tagesfahrt. Das Getöſe der Pauken und Trompeten feuerte ſie zum Kampfe an. Mittelſt ihrer Pfeile und einer Art eiſerner Peitſchen, die ſogar eiſerne Panzer zerſchmetterten, Schilde zerſprengten *) und Pferde tödteten, verurſachten ſie den Chriſten einen nicht unbedeutenden Verluſt. Es entſtand ſelbſt ein Zögern im Vorrücken. Aber da bricht Robert, der Normanne, mit einer auserleſenen Schaar kühn gegen den dickſten Haufen der Feinde, in deſſen Mitte er die Hauptfahne gewahrt, hervor, und ſtreckt den Fahnenträger zu Boden. Dies ſcheint den ſchon zaghaften Feind noch mehr zu beſtürzen. In der Stunde aber, in welcher der Erlöſer ans Kreuz geſchlagen ward, wendet ſich das erſte Tref-

---

*) Flagella ferrea et saevissima, quibus lorica et clypeos gravi ictu penetrabant etc.

fen des Feindes zur Flucht. Das zweite, ungewiß, ob verſtellte Flucht, ob Niederlage die Ihren heimwärts führe, blieb zu lange unentſchieden. Endlich verwickelte ſie die Niederlage des erſten Treffens mit in die Schlacht und in die allgemeine Flucht. Nur 5000 Aethiopier, mit eiſernen Keulen bewaffnet, leiſten allein noch Widerſtand. Nachdem ſie die Chriſten mit einem Pfeilhagel begrüßt, greifen ſie ſolche mit Keulen und Geißeln an. Gottfried jedoch trennte dieſen dichtgeſchloſſenen Haufen und vernichtete ihn faſt ganz. Als ſich nun die wogende Menge der Flüchtlinge nach Askalon zu drängt, verlegt ihnen Gottfried vollends den Weg. Nun ſcheint ihnen der Weg nach dem Meere allein noch offen. Doch als ſie dieſen einſchlagen wollen, tritt ihnen Reimund entgegen. Dreitauſend finden in den Wellen des Meeres ihr Grab; Tancred ſtürmt indeſſen das Lager, wo alles Heergeräthe, aller Reichthum und alle Vorräthe eine Beute des Siegers wurden. Zwar machten die Sarazenen noch einen Verſuch, die bei der Plünderung begriffenen Chriſten zu überfallen, aber er ſcheiterte an Gottfrieds Wachſamkeit. Die Chriſten rühmen ſich, ohne den Verluſt eines namhaften Mannes dieſen Sieg erfochten zu haben. Aber 30,000 Mann ſoll dieſer Tag den Feinden gekoſtet haben. Afdal, mit dem Beinamen Saaded-Dulet (Stütze des Volkes und des Landes), ſuchte in ſchmäliger Flucht ſein Heil, und ſo ſchnell war dieſe, daß er ſogar ſein Schwert auf dem Schlacht-

felde verlor. Die Standarte des Kaliphen aber ward als Trophäe in der Kirche des heiligen Grabes aufgehängt.

Unterſucht man dieſe Schlacht, ſo wird man ihr ſeine Bewunderung nicht verſagen können. Der Anmarſch zu derſelben iſt ohne Tadel. So wie das Heer den Bach Sorek überſchreitet, verändert es ſeine Schaarung. Während es die Front des Feindes feſthält, bedrohen zwei Haufen die feindlichen Flanken und ſichern das eigene Heer gegen Umgehung. Durch die geſchickte Aufſtellung derſelben iſt ſpäter ſogar der feindliche Rückzug bedroht. Durch die ſchärfſten Befehle aber war das Heer verbunden, ſich durch keine Ausſicht auf Plünderung zur Vereinzelung bewegen zu laſſen. Vergleichen wir dieſe Schlacht mit denen, die in den erſten Jahrhunderten vor und nach derſelben geſchlagen wurden, ſo werden wir keine finden, in der ſo viel Einklang und Zuſammenhang herrſcht, der zugleich in ihrer Anlage eine ſo große Idee, die gänzliche Vernichtung des Feindes, zu Grunde lag. — Ganz anders aber ſteht es mit den Sachen etwa ein Jahrhundert ſpäter. Abgeſehen davon, daß nicht mehr derſelbe Geiſt die Kreuzfahrer belebte, daß Haß, Hader und Zwietracht deren Kräfte ſchwächten, ſo finden wir ſie auch ſelbſt in Betreff der Kunſt auf einem Rückwege. Wir führen den Leſer, um ſelbſt urtheilen zu können, ſogleich in das Lager von Saphoria (1187), wo ſich eines der ſtattlichſten Heere, das je gegen die Sarazenen

gekämpft, geſammelt hatte. Man zählte dort 2000 Ritter, 18,000 Fußknechte und unzählige Turkopolen oder Leichtbewaffnete und Bogenſchützen. Unter Erſtern finden wir die vorzüglichſten Ritter aus Tripolis und Galilea, von Sidon, Caeſarea und Antiochien, ſo wie alle Templer und Hospitaliter mit ihren Burgleuten. An Aller Spitze ſteht König Veit von Jeruſalem. Ihnen entgegen zog Saladin, an der Spitze eines faſt ſtets ſiegreichen Heeres. Er lagerte bereits auf der Nordſeite von Tiberias. Durch Verwüſtungen jeglicher Art ſuchte er ſo ſchnell wie möglich eine Schlacht herbeizuführen. Aber die Einſichtsvollen in dem chriſtlichen Heere hatten bereits die Erfahrung gemacht, daß Saladin nie nachdrücklicher bekämpft werde, als wenn man ihm die Gelegenheit zum Kampfe entzöge. Sie riethen daher, jede Schlacht zu vermeiden, namentlich das ihren Streitern ſo nachtheilige Terrain zwiſchen Saphoria und Tiberias, durch häufige Gebirgsſchluchten zu Hinterhalten ſehr geeignet, nicht zu betreten, ſondern in der Stellung, wo ſie ſich befänden, die ihnen neben manchen andern Vortheilen reichliches Waſſer, beſonders hinreichende Zufuhr von Lebensmitteln, und, im Falle ungünſtiger Ereigniſſe, noch einen ſichern Rückzug gewährte, zu beharren. Alle dieſe Gründe erhielten durch Hinweiſe auf der Türken Streitart, deren Art, das Gefecht nur durch Ermüdung zu entſcheiden, gewiſſermaßen nur auf der Flucht zu kämpfen, mehr wie genügende Stärke. Aber der Groß-

meiſter der Templer, der eine früher erlittene Niederlage — am Bache Kiſchon — zu rächen, ſich den oben erwähnten weiſen und einſichtsvollen Rathſchlägen aus allen Kräften widerſetzte, brachte es durch ungeſtüme und heftige Vorſtellungen dahin, daß der König endlich den Befehl gab, ſich zur Schlacht zu rüſten, ein Schritt, der Alle mit Unmuth und traurigen Ahnungen erfüllte. Der Graf Reimund von Tripolis erhielt, dem Herkommen gemäß, die Vorhut, weil der Zug ſelbſt in ſeinem Lande geſchah. Die beiden Schaaren des Königs und die des heiligen Kreuzes bildeten die Mitte, die Templer aber und Balian von Ibelim hatten die Nachhut. Die ſonſtigen Truppen bildeten die Seitendeckung, ſo gut dies Land und Wege möglich machten.

Saladin, der mit Freude vernommen, daß die Chriſten im Anmarſch gegen ihn begriffen, war ihnen ſogleich entgegen gegangen. Schon auf dem halben Wege von Saphoria und Tiberias, bei Marescallia, hatte er ſie von allen Seiten ſo umgarnt und durch nicht endende Angriffe ſo erſchöpft, daß ſie den ſteten Angriffen derſelben kaum noch zu widerſtehen vermochten. Furcht und Zaghaftigkeit verbreiteten ſich im ganzen Heere und ſchien Allen ein bevorſtehendes Strafgericht über das chriſtliche Volk zu verkünden. Aberglaube mancher Art und dunkle Gerüchte und Prophezeihungen großer bevorſtehender Unglücksfälle untergruben vollends die Moralität des Heeres. Ein Kriegsrath, der unter die-

ſen Umſtänden gehalten wurde, und der, wie dies gewöhnlich der Fall iſt, die Unſchlüſſigkeit und Zaghaftigkeit noch vermehrte, beſtimmte den König dahin, die Schlacht noch einen Tag aufzuſchieben, und auf einem dürren und unwegſamen Berge, wo man, entblößt von allen Lagerbedürfniſſen, lagerte, dem Anbruch des neuen Tages entgegen zu harren. Beide Theile, ſagt ein Augenzeuge von dieſer Nacht, brachten ſolche in Waffen zu, und jeder Theil erwartete ſtündlich den Angriff des Feindes; aber beide, durch die Mühen des Tages ermattet, waren weit entfernt daran zu denken, denn Ermattung machte es ihnen unmöglich zu kriechen, viel weniger noch zu fechten. Die Heiden aber hatten das Chriſtenlager ſo dicht umſtellt, daß es dieſen unmöglich war, ſich auch nur auf eine kleine Strecke daraus zu entfernen. Ueberdies hatten ſie alles Geſträuch und Kraut, welches deren Lager umſtand, angezündet, daß ſowohl die Hitze des Feuers als der Rauch die Chriſten auf das Gewaltigſte quälten. Das erſte Licht des Tages ſollte ihnen ihre troſtloſe Lage in ihrer ganzen Größe zeigen. Auf einem trockenen, ziemlich iſolirt liegenden Berge, von allen Seiten umringt, bleibt ihnen nichts übrig als ſchmälige Gefangenſchaft oder ein rühmlicher Tod. Auch blieben ſie in der Wahl dieſes Ausweges keinen Augenblick zweifelhaft. In dichten Schaaren geordnet verließen ſie ihr Lager, um ſich durch einen verzweifelten Anlauf einen Ausweg zu bahnen. Aber Saladin, wohl wiſſend, daß ihm

jede Verzögerung ſeinen Sieg erleichtere, vermied ernſtlichen Kampf; mit Geſchicklichkeit wich er den Angriffen der Ritter aus, und zog es vor, ſie durch Anprellen ſeiner leichten Reiterei, durch ſeine Bogenſchützen zu Pferde und andere Künſte ſeiner Taktik erſt bis zur Erſchöpfung zu ermüden und dann in einem entſcheidenden Angriff die Vernichtung des ganzen Heeres zu verſuchen. So waren die Chriſten bis in die Gegend von Tiberias — heute die Ebene von Batuf — gelangt. Schon ſchienen ihnen die Wellen des ſchönen Sees von Genneſareth Labungen eines friſchen Trunkes, deſſen ſie ſeit mehreren Tagen entbehrt, zuzuſichern, ſchon glaubten ſie in Tiberias ſelbſt Ruhe und Erholung zu finden; aber plötzlich fingen die Türken an ſie heftiger zu bedrängen; ihre Angriffe wiederholten ſich und waren um ſo glücklicher, als ſie der felſige und ſchwierige Boden dabei begünſtigte. Zwar kämpften Templer und Hospitaliter mit ausgezeichnetem Muthe, zwar thaten auch die Turkopolen ihre Schuldigkeit, aber das Fußvolk, an deſſen Spitze ſich der König ſelbſt befand, verläugnete allen Muth. Den Mühen des Tages, der Hitze und dem Durſte erliegend, verſagte es gradezu dem Könige, der es zur Unterſtützung der bedrängten Theile der Schlachtordnung heranführen wollte, zu folgen. Der größere Theil deſſelben warf die Waffen weg, und ſetzte ſich inſtinktartig auf einem Berge feſt, dort in einen unordentlichen Haufen zuſammenlaufend. Die wiederholten Aufforderungen des Königs, aufs Neue

herabzuſteigen und den bedrängten Rittern beizu- ſpringen und das heilige Kreuz zu ſchützen, blieben durchaus fruchtlos.

Der König glaubte in dieſer verzweifelten Lage nichts beſſeres thun zu können, als ein Lager zu beziehen; hier hoffte er Zeit zu gewinnen, den muth- loſen Haufen aufs Neue zu ordnen. Aber hierbei ſchon offenbarte ſich die Auflöſung des Heeres in ſeiner ganzen Furchtbarkeit. Ordnungslos lagerte es um das heilige Kreuz. Sogar Verrath wurde offenbar, denn von der Schaar des Grafen von Tripolis gingen ſelbſt fünf Ritter über zu den Türken. Dieſe jedoch ſetzten ihre Angriffe fort. Die Chriſten mit einem dichten Pfeilregen über- ſchüttend, ſie aus hohnlächelnder Ferne ungeſtraft darniederſtreckend, blieb jenen endlich nichts übrig, als den Kampf aufs Neue gegen die Heiden zu beginnen. Der König befahl daher den einzelnen Haufen, nach den Ordnungen des Landes zu fech- ten. Der Graf von Tripolis ſollte beginnen — devoit avoir la première pointe. — Aber als ſeine Ritter ſahen, daß die Sarazenen deswegen nicht minder die andern Theile der Schlachtord- nung, den König, die Hospitaliter und Templer, umgarnten, ſo brachen ſie, freilich mehr zur Flucht als zum Siege ſich anſchickend, wüthend gegen die Türken vor; dieſe öffneten ſich, als die Chriſten anſprengten — von Vielen mehr für ein Werk des Verraths als ihrer Taktik gehalten — und Letztere ſuch- ten dann in einer ſchimpflichen Flucht, ſich weiter

um das Heer nicht kümmernd, ihre Rettung nach Tyrus. Die Türken aber ſchloſſen ihre Geſchwader aufs Neue, und fuhren fort die Chriſten, wie ſie es früher getrieben, zu beſtürmen. Durch die ſchimpfliche Flucht des Grafen Reimund von Tripolis und ſeiner Ritter war die Schlacht entſchieden. Das Fußvolk, welches, wie wir bereits geſagt, auf die Höhe des Berges von Hittin geflohen, ward, da es faſt wehrlos war, entweder niedergemacht oder gefangen. Daſſelbe Schickſal hatten die Ritter, die größtentheils zu kraftlos waren, um den Kampf fortzuſetzen. Der König Veit von Jeruſalem, der Markgraf Bonifaz v. Montferrat, und was ſonſt an ausgezeichneten Männern im Heere war, mußten ſich Saladin gefangen geben. Das heilige Marterholz ſelbſt ging an dieſem Tage verloren und wurde niemals wiedergefunden. Mit dieſer Schlacht (4. Juli) war jeder Muth von den Chriſten gewichen. Niemand dachte daran, Widerſtand zu leiſten, wie dies bei ſolchen Gelegenheiten gewöhnlich der Fall iſt. Wie groß aber die Muthloſigkeit geweſen, geht wohl daraus am beſten hervor, daß in Havrau ein Muſelmann angetroffen wurde, welcher an ſeinem Zeltſtricke dreißig Chriſten angebunden hatte, die er allein gefangen genommen. Mit Gewandtheit und Schnelle benutzte Saladin ſeinen Sieg. Tiberias und Askalon fielen zuerſt, und nach drei Monaten war Syrien ihm ganz unterworfen. Jeruſalem und Tyrus allein leiſteten noch Widerſtand.

Nach einer dreiunddreißigtägigen, nicht ganz unblutigen Belagerung jedoch ward auch Jeruſalem unterworfen. Neunzig Jahre nachdem, als die fromme Tapferkeit des Herzogs Gottfried und ſeiner Genoſſen dieſe heilige Stadt von dem Joche der Ungläubigen befreit, ſahen die Nationen die Gräuel des Heidenthums wiederkehren. Türkiſche Prieſter weiheten den Tempel Salomonis wieder ein, und wuſchen ihn mit Roſenwaſſer, welches in fünf Kameellaſten vom Sultan von Damascus hierzu überſandt worden; auf der heiligen Stätte der Darbringung Chriſti im Tempel, wo ſeit neunzig Jahren nur der fromme Geſang der Chriſten erklungen, erſcholl jetzt der Muſelmänner lärmendes Allah Akbar! Auch wurde in dieſer Kirche der Predigtſtuhl aufgerichtet, den ſchon Nureddin hatte anfertigen laſſen, um an dieſer Stelle das Lob Allahs zu verkünden; von ihm pries ein Scheich am erſten Freitage nach der Uebergabe die Herrlichkeit und Hoheit des Propheten Muhameds, und ermahnte die Muſelmänner zur Dankbarkeit gegen Gott, und zur Beſtändigkeit in der Tugend.

Wir können hiermit füglich unſere Beſchreibung der Hauptereigniſſe, die den Maßſtab zur Beurtheilung der kriegeriſchen Inſtitution dieſer Zeit bei den benannten Völkern geben ſollen, ſchließen, denn was noch in ſpätern Zeiten hier geſchah, iſt in den meiſten Beziehungen nur als eine Wiederholung der Dinge, wie wir ſie hier darſtellten, theils im kleineren, theils größeren Maßſtabe zu betrachten.

Werfen wir aber einen prüfenden Blick auf die kriegeriſchen Ereigniſſe, die wir hier nur flüchtig berühren konnten, ſo werden wir darin leicht eine gewiſſe Aehnlichkeit wieder finden, die ſich überhaupt in allen Kämpfen der Orientalen mit den Occidentalen offenbart, d. h. ein Mißtrauen gegen den Muth des Einzelnen, und daher das Beſtreben in der Ueberzahl der Streitmaſſen, die ihm ſeine weiten Ebenen darbieten, den Erfolg ſeiner Waffen zu ſuchen. Was daher bei dem erſten Kampfe Aſiens gegen Europa, was ſich vor zwei und zwanzig Jahrhunderten dem Auge des Forſchers darbietet, was er in den Kreuzzügen wiederfindet, das ſieht er ſich in unſern Tagen erneuen; immer und überall noch das Beſtreben, den Feind durch Uebermacht zu zerdrücken, eine Art Erdrückungs-Syſtem, wenn wir uns dieſes Ausdrucks bedienen können. Dem größern Theil nach Kinder der Wüſte brachten die Aſiaten auch die Streitart derſelben mit in den Kampf gegen die Chriſten. Heftiges Anprellen, noch ſchnelleres Weichen, Meiſter im Kriege aus der Ferne, in der Kunſt zu ermüden und zu erſchöpfen, den Feind auf die Spanne Boden, die er unmittelbar inne hatte, zu beſchränken, die Lebensmittel abzuſchneiden, und unerreichbar, wenn ſie ſich einmal zur Flucht gewandt, verbanden ſie mit dieſer Behendigkeit im einzelnen Gefechte alle die Ausdauer und jene Ergebung, welche den Orientalen charakteriſiren. So lange wir ſie den kleinen Krieg führend finden, erſcheinen ſie überall als

Herren und Meiſter. In geordneten Haufen aber, den Chriſten gegenüber, um durch ihre tiefe Maſſen das phyſiſche Gewicht derſelben erhöhend, ſehen wir ſie gewöhnlich ihrer Stärke beraubt, und ſich ſelbſt zu einer Unbehülflichkeit verdammen, die ihnen alle Vorzüge ihrer Heimath und Taktik nimmt. Gewöhnlich ſind Verwirrung und Muthloſigkeit in ihren Reihen, ſobald ſich einmal der eiſerne Keil der Franken eine Lücke in das bunte Gewimmel derſelben gebohrt hat, und an ein Herſtellen einer einmal gebrochenen Ordnung iſt dann nimmer zu denken. Erſt auf der regelloſen Flucht erhalten ſie ihre Ordnung wieder, und ein Heer, das heute wie ſpurlos vom Schlachtfelde verſchwand, erſcheint morgen wieder in derſelben Haltung, mit derſelben Hoffnung und Zuverſicht.

Einer Kriegskunſt dieſer Art, die den Franken ganz etwas Neues, die für ſie eben ſo überraſchend war, als Aſien ſelbſt mit allen ſeinen Wundern, konnten ſie nichts als die aus der Heimath gebrachte Taktik entgegenſetzen. Das feſte Zuſammenhalten im Gefecht war es allein, wodurch ſie den Sieg zu feſſeln hoffen durften. Ihre dichtgeſchloſſenen Glieder, ihre rieſenartigen Geſtalten, die hohen Schlachtroſſe, beide von Eiſen umpanzert, bildeten eine eherne Mauer, von der jeder Angriff abprallte, vor der Alles, worauf ſie ſtürzte, wie Halme knickte. Eben ſo des Durchbrechens der feindlichen Geſchwader, als des Niedermetzelns derſelben, wenn es darauf ankam, ſich wieder heraus

zu mähen *), verſichert, war ihnen nichts unangenehmer als das ſtete Ausweichen des Feindes, um ſo mehr unangenehm, als es ihnen mit den Grundſätzen von ritterlicher Ehre unvereinbar ſchien. — Griechiſche Geſchichtſchreiber, die Zeugen der Thaten der Kreuzfahrer, ſchildern ſie uns als einen Sturmwind, der, ſich ſelbſt vernichtend, Alles auf ſeinem Wege niederwirft, deren erſter Angriff unwiderſtehlich iſt, und ſchöpfen zugleich einen Troſt aus der hinzugefügten Bemerkung, daß das unbehülfliche Gewicht ihrer Waffen und ihre Unbeſonnenheit ſie nicht ſelten in die Enge treibe, und daß Liſt und Hinterhalt nur zu leicht die Mittel bieten, ſie nach und nach aufzureiben. Bei dieſem anerkannten Uebergewicht der fränkiſchen Waffen blieb natürlich den Moslimis nichts übrig, als ihre unerſchöpfliche Geduld und Liſt dem Ungeſtüm und dem Muthe ihrer Feinde entgegenzuſetzen. Sie bildeten das Gegengewicht in einem Kampfe, in dem ſonſt Alles für die Chriſten geweſen wäre.

Ob die Kriegskunſt durch die Kreuzzüge gewonnen, iſt noch ein Gegenſtand des Streites. Wenn man ſolche als ein Produkt des in einem Volke vorhandenen Ziviliſationsgrades betrachtet — und dies dürfte nicht zu bezweifeln ſeyn — ſo kann man ſich wohl nur für die Bejahung obiger Frage erklären.

Zwar

*) Herausmähen iſt der eigentliche Ausdruck. Eos tanquam segetem in transverso gladiis secabant, heißt es bei mehreren Chronikern dieſer Zeit.

Zwar zeigen ſich die Spuren davon nicht unmittelbar darauf, aber die Wirkungen waren um ſo ſicherer, je langſamer ſie waren. Doch was uns noch lange unerklärbar bleiben dürfte, iſt die Verpflegung jener großen Heere in dieſem an ſich unfruchtbaren und ſpäterhin noch verwüſteten Lande, und die Schnelligkeit, mit der wir die chriſtlichen Ritter auf den entgegengeſetzteſten Endpunkten des Kriegsſchauplatzes ſich tummeln ſehen. Dieſelben Heere, die heute am Rande der ägyptiſchen Wüſte kämpften, erſcheinen bald darauf wieder bei Edeſſa, am Euphrat und vor Damaskus, und geben ſelbſt ſpäteren Zeiten ein ſchönes Bild einer hohen Beweglichkeit. —

Was die Poliorcetik dieſer Periode anbetrifft, ſo gleicht ſie der der Abendländer vollkommen, nur daß ſie mit etwas mehr Fanatismus von beiden Seiten verſetzt erſcheint. Ein Paar Belagerungen, die wir ſo kurz als möglich geben wollen, werden darüber am beſten orientiren. Wir wählen ſie aus der erſten und letzten Zeit der Kreuzzüge: Antiochien und Damiette.

Antiochien, die alte Hauptſtadt des römiſchen Orients, bevor Konſtantinopel dieſen Platz einnahm, liegt unfern des ſüdlichen Ausganges der ciliziſchen Engpäſſe, und iſt, von der Seite, von welcher her die Kreuzfahrer heranzogen, als der Schlüſſel zu Syrien und Paläſtina anzuſehen. Artaſia, das die Sarazenen als die Vormauer Antiochiens betrachteten, war ſchon vorher in chriſtliche Hände gefallen. Edeſſa und einige andere kleine Oerter wur-

den zu gleicher Zeit genommen. Die eiſerne Brücke (Geſar-Hadid), ein Paß über den Fluß Orontes, der den Weg dahin ſperrte, wurde, obwohl gut befeſtigt, durch Umgehung gewonnen, und am 21. Oktober 1097 erſchien Balduin mit dem Frankenheere vor den Thoren Antiochiens. Ein weites, quellenreiches Land, das die Stadt umzieht, gewährte den Kreuzfahrern eine fröhliche Ausſicht nach einem beſchwerlichen, ermüdenden Marſche. Die Stadt, die eigentlich aus vier verſchiedenen Städten, die Mauern von einander ſcheiden, beſteht, bildet ein längliches Parallelogram, von Weſten nach Oſten ſich ziehend, von vier Stunden im Umfange. Die erſte jener Städte, das Schloß von Antiochien, lag gegen Abend auf einem ſteilen Felſen; ihm gegenüber nach Morgen auf einer kleinen Anhöhe lag eine zweite Feſte, und zwiſchen beiden eine dritte. Eine vierte, mehr gegen Morgen und in der Ebene, ſchloß ſich an die vorigen, und wurde im Süden durch unzugängliche Sümpfe geſchützt. Gegen Abend bildete der Orontes einen natürlichen naſſen unüberſchreitbaren Graben.

Die Stadtmauern waren zum Theil in Felſen gehauen, oder mit einer Feſtigkeit aufgeführt, die ſie durch alle Stürme der Zeiten bis auf unſere Tage erhielten. Sie ſollen die Breite zweier Wagen gehabt haben. Vierhundert Thürme aber von mehreren Etagen, ſiebenzig Fuß ins Gevierte breit und mit tiefen Gräben umzogen, erhöheten noch deren Stärke. Eine Beſatzung von 30,000 Mann, zu

einem Viertel aus Kavallerie beſtehend, war zur tapferſten Gegenwehr entſchloſſen.

Die Nähe des Winters ſowohl als die Schwäche des Heeres ſtimmten einen großen Theil der chriſtlichen Ritter, ſich einer Belagerung der Stadt abgeneigt zu beweiſen. Der feſte Muth Gottfrieds, Reimunds und Adhemars aber riß ſpäter Alle mit ſich, und mit einem „Gott will es!“ begann man fröhlich die ſchwierige Unternehmung. Die Art jedoch, wie man ſich gleich Anfangs benahm, war wenig dazu geeignet, das Unternehmen zu fördern. Statt die Stadt gehörig einzuſchließen, was die Zahl der Truppen wohl erlaubt hätte, begnügte man ſich, nur drei ihrer Thore zu blockiren, wodurch den Belagerten jede Freiheit blieb, friſche Truppen und Lebensmittel in die Stadt zu ziehen. Hierzu kamen noch große Unordnungen in dem chriſtlichen Heere, das weit und breit raubte und plünderte, und ſich, durch den Feind täglich getäuſcht, einer ſträflichen Fahrläſſigkeit überließ. Schlau benutzten dies die Sarazenen, die in einem raſchen Anfalle in das Lager ſprengten, und mit vieler Beute und vielen Gefangenen in die Stadt zurückkehrten. Eben ſo machten ſie es mit den ſorglos fouragirenden Chriſten jenſeits des Orontes. Zwar ſchlug Gottfried ſpäter eine Schiffbrücke über den Orontes, und ſuchte auch ein Thor, das den Belagerten die meiſten Vortheile gewährte, zu ſperren. Aber erſt nach namhaftem Verluſte, und nachdem einer ſeiner zu dieſem Behufe errichteten Thürme von den Bela-

gerten in Aſche gelegt worden war, gelang es ihm, durch eine ungeheuere Menge Steine, die er davor aufthürmen ließ, ſolches ungangbar zu machen. Zu dieſen ſelbſt verſchuldeten Leiden geſellten das Klima und die Elemente bald noch größere. Die tapferſten Streiter erlagen Haufenweiſe anſteckenden Krankheiten, und Mangel und Hungersnoth rächten die frühere Vergeudung der Lebensmittel und der Fütterung. So ſchleppte die Belagerung ſchon in den dritten Monat, und noch war kein Vortheil erkämpft. Die Reiterei, die mit 60,000 Pferden vor Antiochien angekommen war, war bis auf 2000 ſchlechte Pferde geſchmolzen. Nicht viel beſſer ſtand es mit denen, die zu Fuß fechten ſollten. Häufige Kämpfe und Ausfälle vermehrten noch das Traurige ihrer Lage. So groß war die Noth und Verzweiflung im Heere, daß die Beſten an Heeresflucht dachten, und nur durch die entehrendſten Strafen davon abgehalten werden konnten. Verrath ſelbſt ward von ihren Feinden aufgeboten, die verhaßten Gegner zu vertilgen. Aber Gottfrieds Energie wehrte dem Einbruch ſchnöder Geſinnungen, und der feſte Adhemar, der große Strecken Feldes bearbeiten und beſäen ließ, zeigte Freunden und Feinden, daß die Probe der Ausdauer erſt begonnen. Kleine glückliche Gefechte ſtärkten allmälig wieder den geſunkenen Muth der Chriſten, bis endlich ein Zufall ihre Angelegenheiten ganz wieder herſtellte. Im Hafen von St. Simeon (Suadia), am Ausfluſſe des Orontes nämlich waren im fünften Mo-

nate der Belagerung eine Flotte der Piſaner und Genueſer gelandet, und hatte nicht nur Lebensmittel, ſondern auch Kriegsbaumeiſter mitgebracht. Die Nachricht hiervon erregte eine ſo allgemeine Freude, daß ganze Schaaren dahin aus dem Lager aufbrachen, um dieſen Anblick recht zu genießen. Die Türken, hiervon unterrichtet, legen geſchickt einen Hinterhalt, um die Chriſten anzugreifen; Gottfried aber Unglück ahnend, bricht zu deren Schutz mit einem ſtarken Haufen auf. Während die Türken das Lager anfallen, kommen jene beiden Parteien ebenfalls zum Handgemenge. Anfangs zwar geſchlagen, erficht Gottfried endlich dennoch durch Reimunds und Tancreds Unterſtützung einen vollkommenen Sieg. Mit ihm kehren Ueberfluß und Zuverſicht zum Heere zurück. Die neuangekommenen Kriegsbaumeiſter geben ebenfalls heilſame Rathſchläge, und auf ihren Rath wird zuerſt die türkiſche Brücke über den Orontes durch ein Werk geſperrt; das St. Georgsthor, den Türken ebenfalls ſehr günſtig gelegen, ward etwas ſpäter durch eine ſtarke Schanze geſchloſſen. Somit iſt endlich die völlige Einſchließung des Platzes gewonnen. — Jetzt konnten die Chriſten ungeſtraft nach Lebensmitteln entſenden, und ſomit ward jeder Mangel aus dem Lager verbannt. Die Sarazenen jedoch verdoppeln ihre Anſtrengungen; derſelbe Eifer aber findet im chriſtlichen Lager Statt. Er erklärt es, wie es kommen konnte, daß ſogar die Kinder beider Parteien gegen einander ausrückten

und in blutigem Kampfe ſich erwürgen konnten. — Selbſt der Troß des Heeres und die Taugenichtſe, die Armeen ſtets folgen, konſtituirten ſich in regelmäßige Haufen, und hier zum erſten- und letztenmal ſehen wir eine kleine militairiſche Republik aus ſolchen ſich bilden, an deren Spitze ſie ſich unter dem Spottnamen eines Königs Landſtürzer (roi truant ou roi des queux) einen Gewalthaber ſetzten. Obwohl die Noth der Belagerten jetzt nach und nach aufs Höchſte ſteigt, ſo macht ein ſtarkes muhamedaniſches Heer, das zum Entſatze heranrückt, den Ausgang der Belagerung dennoch problematiſch. Da öffnet Verrath den Chriſten die Stadt, die beim Eindringen ohne Unterſchied Alles ſchlachten, was vor den Mordſtahl kommt. Nicht geſättigt vom Blute, aber ermüdet müſſen die Barbaren endlich von ihrem Morden abſtehen. Sie laſſen erſt von ihrem Taumel, als ſie ein feindliches Heer zwingt, die Rolle der Vertheidiger Antiochiens zu übernehmen. — Die Belagerung ſelbſt hatte vom Oktober bis zum 2. Juni (1098) gedauert. Der Leſer ſelbſt mag urtheilen, wie viel dabei den Dingen, wie wenig aber der Kunſt gehört. Sie ſetzt uns unwillkührlich in die Zeiten der Belagerungen von Troja und Theben zurück.

Anziehender in vieler Beziehung iſt die Belagerung von Damiette (Thamietis), die um circa zweihundert Jahre ſpäter unter der Anführung des Königs von Jeruſalem, Leopolds von Oeſtreich und Wilhelms von Holland Statt fand. Etwa

eine Meile vom Meere am Nil gelegen, ward ſie zugleich durch dieſen Fluß und eine dreifache Mauer vertheidigt. Ein Thurm im Nil ſelbſt ſperrte die Schiffahrt. Eine ſtarke Garniſon aber, mit allem verſehen, was eine lange Vertheidigung heiſcht, ſollte den Chriſten die Einnahme ſtreitig machen. Sie waren in den erſten Tagen des Aprils (1217) vor der Stadt angelangt. Die Chronikenſchreiber jener Zeit ſind voll von den Schilderungen der reizenden Umgebungen des Ortes. Eine Mondfinſterniß, die ſich bald nach Ankunft der Chriſten ereignete, ſchien ihnen Verheißung eines baldigen zuverläſſigen Sieges. Ihre erſten Anſtrengungen waren gegen den Thurm im Nil gerichtet. Aber die Ungeſchicklichkeit und der Leichtſinn, mit welchem man dabei zu Werke ging, verurſachten nicht allein einen ſtarken Verluſt, ſondern zwangen auch noch, das Unternehmen aufzugeben. Und wie hätte dies auch anders ſeyn können? Jede Nation des Heeres, und es waren deren nicht wenige, folgte den Eingebungen ihres Gebieters; jedes Volk hatte ſeine eigenen Maſchinen, ſeine eigenen Angriffstage. Alles war, ſo zu ſagen, zum Mißlingen organiſirt. Aber das Unglück machte ſie vorſichtiger. Man dachte daher zuerſt daran, die Brücke, die vom Thurme in die Stadt führt, zu zerſtören, Etwas, das auch gelang. Ein armer Mönch aus Cöln unterzog ſich der Erbauung eines großen hölzernen Thurmes auf zwei Schiffen, um das Chateau im Nil anzugreifen. Als er ſein Werk zur großen Zufriedenheit Aller vollen-

det, ward Leopold von Oeſtreich der Angriff über- tragen. Mit dreihundert ſeiner tapferſten Lands- leute ſchiffte er ſich ein. Im Angeſicht beider Heere, die am Nil aufgeſtellt waren, beginnt der Kampf. Nach mannigfachem Wechſel deſſelben kann endlich die Sturmbrücke geſenkt werden — endlich können die Chriſten eindringen, und die Fahne Oeſtreichs, die bald darauf vom Thurme weht, verkündet den Zuſchauern auf beiden Seiten des Nils den Aus- gang des Kampfes.

Der Tod Malek-Adel's von Aegypten, der um dieſe Zeit erfolgte, verzögerte die Unterſtützung Damiette's. Die Chriſten, anſtatt von dieſem gün- ſtigen Ereigniß zu vortheilen, vernachläſſigen dar- über im Gegentheil ihre Unternehmung. Statt der frühern Thätigkeit tritt eine allgemeine Abſpannung ein. Ein großer Theil der Kreuzfahrer kehrt ſo- gar in die Heimath zurück. Namentlich verließen alle Holländer und Frieſen das Heer. Aber eine Menge tapferer Franzoſen und Engländer erſetzen dieſen Abgang. Doch Uneinigkeit im Lager hinter- treibt jede kraftvolle Unternehmung. Der Sultan von Cairo erſcheint dagegen bei Damiette mit einem Heere, und unterſtützt es mit Lebensmitteln u. ſ. f. Da endlich erwacht der Kreuzfahrer Muth aufs Neue. Selbſt im Kampfe mit den Elementen und dem Ungemach des herannahenden Winters bewäh- ren ſie den frühern ſchönen Muth. Sie beſchlie- ßen ſogar, im Angeſichte des Sultans von Cairo über den Nil zu gehen, und Damiette von der an-

dern Seite anzugreifen. Ein Zufall, der ſie bei dieſer Gelegenheit unterſtützt, erſcheint ihnen als Wunder und erhöht ihren Muth; ſie überſchreiten den Fluß und greifen nun Damiette von der Landſeite an. Aber hier werden ſie bald in heftige Kämpfe mit einem neuen Erſatzheere verwickelt. Am 29. Auguſt (1218), von allen Seiten angegriffen, wüthete unentſchieden einen ganzen Tag der Kampf. Selbſt zu Waſſer tobt die Schlacht, und das griechiſche Feuer verzehrt mehrere genueſiſche Fahrzeuge. Ermüdet kehrten die Chriſten endlich in ihr Lager zurück, aber ein heftiger Streit, der ſich zwiſchen der Infanterie und Kavallerie über ihr Verhalten im Treffen erhebt, bringt das Heer faſt dem Untergange nahe *). Selbſt der heilige Franciscus von Aſſiſi, der Adhemar dieſes Kreuzzuges, vermochte nicht den Zwietracht und Hader zu ſtillen. — Siebzehn Monate ſchon dauerte die Belagerung, noch war kein Tag ohne Kampf dahingeſchwunden und doch war man der Einnahme des Ortes um nichts näher gerückt. Der Kommandant des Ortes, deſſen Name die Geſchichte nicht aufbewahrt hat, that Alles, den Widerſtand zu verlängern. Er ließ, als einzeln ſeine Leute übergingen, ſogar die Thore vermauern. Aber mit dem Rückzuge des Entſatzheeres, bald nach jenem Kampf am 29. Auguſt, war auch das Schick-

*) Es iſt das erſtemal in der Kriegsgeſchichte dieſer Zeit, daß der Infanterie, als eines eigenen Korps, das der Beachtung werth iſt, gedacht wird.

ſal des Ortes entſchieden. Die Chriſten rückten bis an die Mauer vor; ihre Anſtalten ſind gegen einen ſtarken Thurm gerichtet. Doch kein Menſch vertheidigt ihn, eine Grabesſtille ſcheint ihn zu umgeben. Von der dunkeln Nacht unterſtützt, dringt der päpſtliche Legat an der Spitze einiger Leute in die Stadt. Als das ganze Heer folgt, und theils auf Leitern, theils von den Thürmen herab ſich in die Stadt, des Kampfes gewärtig, herabſenkt, ſtellt ſich ihnen kein Feind entgegen — man dringt, eine Liſt vermuthend, vorſichtig weiter. Aber hier erſt wird ihnen offenbar, daß ſie eine Todtenſtätte, daß ſie ein Leichenfeld betreten. Ein tödtlicher Hauch wirft die Erſten darnieder, Entſetzen trifft die Andern. Die öffentlichen Plätze, die Moſcheen, Straßen und Häuſer ſind mit Todten und Sterbenden erfüllt. Von 70,000 Einwohnern, die Damiette bei Ankunft der Chriſten zählte, erlebten die Einnahme der Stadt nur 3000, und auch dieſe waren in einem Zuſtande der Ermattung, die noch Viele dahin raffte *).

Viele der Chroniker dieſer Zeit haben dieſer Belagerung gedacht, aber nicht genügend genug, um darnach ein Bild von dem Zuſtande der Kunſt ſelbſt entwerfen zu können. Es ſind mehr Umriſſe, die den Geiſt bekunden, in welchem beide Theile ſtritten.

Wir ſcheiden hiermit von dieſer Periode für

---

*) Die Belagerung ſelbſt hatte vom 29. Mai 1218 bis zum 5. November 1219 gedauert.

immer. Zuvor nur noch ſey uns ein Blick auf das Kriegswesen der Araber in Spanien, und zwar zur Zeit der Ommaijaden, erlaubt. Dieſe ſtehen höher wie ihre Glaubensgenoſſen in Aſien und Afrika, und ſomit dürfte dieſe Digreſſion nicht uninteressant ſeyn.

Zu Abderrahmann I. Zeiten war noch jeder Muſelmann verpflichtet die Waffen zu tragen; doch mußte er förmlich gekleidet und gerüſtet erſcheinen, wenn ihn das Gebot ſeines Walis (militairiſcher Gouverneur einer Provinz) oder des Sahib al Scharta (Kommandanten einer Stadt) zum Kampfe rief. Dafür jedoch erhielt er von aller Beute ſeinen Antheil, nachdem zuvor ein Fünftel derſelben für den Herrſcher ſelbſt in Abrechnung gebracht und dem Oberführer das ihm gebührende Vorzugsrecht in der Auswahl der erbeuteten Heerden und Gefangenen (die Eſtafa) zugeſtanden worden war. Doch gab es ſchon unter ihm eine Art Leibwache, die er, wenn gleich nicht zahlreich, aus den Zeneten, die er mit ſich aus Afrika gebracht, und deren Treue er beſonders den Thron verdankte, geſtiftet hatte. Unter ſeinem Enkel Hakem I., Abulaſſi († 822), jedoch finden wir ſchon ein förmliches Heer. Die innern Unruhen nämlich, mit denen er ſtets zu kämpfen hatte, zwangen ihn, in der Treue der Ausländer Zuflucht zu ſuchen. Er hatte daher aus Afrikanern, Slavoniern und Illyriern, die er auf dem damaligen Sklavenmarkt der Welt, in Alexandrien, ankaufen ließ, eine ſtarke Garde,

die man füglich als eine ſtehende Armee betrachten kann, geſtiftet. Regelmäßig gekleidet, verpflegt und bezahlt, wohnten ſie in Kaſernen in der Nähe des Alcazars, während ein anderer Theil ſtets die Wache dort hatte. In einer Menge öffentlicher Magazine und Arſenäle wurden nicht ſowohl Getreide, als auch Waffen und andere Kriegselemente aufbewahrt. Dreitauſend der Leibwache waren beritten; es waren lauter geweſene Chriſten, Benicazzi von den Sarazenen genannt; zweitauſend aber, größtentheils Slavonier, dienten zu Fuß, und Alle wurden, wegen ihrer Unkenntniß der Sprache, die Stummen geheißen. Die Anführer dieſer Leibwache (die Wadi's) waren gewöhnlich die nächſten Verwandte des königlichen Hauſes. Als jedoch die Schwäche der Ommaijaden einzelne Ehrſüchtige berechtigen durfte, ihre Augen ſelbſt auf den Thron zu richten, ſo verſuchten ſie auch dieſe, ihren Fürſten ergebenen Garden aus dem Wege zu räumen. Hadſchib Almanzor (der Vertheidiger, † 1002), der ſich auf ſeines Herrn Thron ſchwang, zog den einen Theil derſelben auf ſeine Seite und machte ſie zu Verräthern; die Slavonier, die ihrem Herrn ergeben blieben, ließ er überfallen und niederhauen. Aus Afrikanern ſtiftete er ſich darauf eine neue Leibwache, die unter dem Namen der Alameris bekannt ſind. Eine andere Wache organiſirte er aus neu angekauften Slavoniern. Bei den ſpäterhin ſich raſch folgenden Thronveränderungen huldigten dieſe Garden öfter den verſchiedenen Prätendenten,

und kämpften, ihrem Intereſſe gemäß, bald für den Einen, bald für den Andern, und trugen nicht wenig zum Sturz der Ommaijaden bei. Die verſchiedenen Anführer dieſer Heerhaufen aber errichteten ſich in den einzelnen Provinzen unabhängige Herrſchaften.

Außer dieſem ſtehenden Heere ſtanden den ommaijadiſchen Fürſten zu ihren Kämpfen für den Islam noch alle waffenfähige Unterthanen zu Gebote. Das Land war daher in Militair-Gouvernements eingetheilt, an deren Spitze die Wali's ſtanden. Dieſen lag die Aushebung der Mannſchaft ſowohl als deren Anführung im Kriege ſelbſt ob. Die Kadi's waren die Unteranführer. Als Oberhaupt aber beim Heer erſchien entweder der Kaliph ſelbſt, oder er gab den Befehl einem ſeiner Verwandten. Am häufigſten jedoch erhielt ihn der Hadſchib (erſter Kriegs- und Friedensminiſter). Das Heer war gewöhnlich, ſowohl auf dem Marſche als in der Schlacht, in fünf Abtheilungen geſchaart: in Vorhut, Mittelheer, zwei Flügel und Reſerve. Dürfen wir den arabiſchen Geſchichtſchreibern glauben, ſo belief ſich die Stärke ihrer Heere auf viele Hunderttauſende. Von Almanſor leſen wir, daß er 600,000 Mann Infanterie und 200,000 Mann Kavallerie auf den Beinen gehabt. Die Kavallerie ſcheint die Blüthe des Heeres geweſen zu ſeyn, und zeichnete ſich beſonders durch ihren ungeſtümen Angriff aus. Die leichte Kavallerie war größtentheils auf Mauleſeln beritten. Die

Bewaffnung der Reiterei beſtand aus einem Panzerhemde, einem leichten ſtählernen Helme, einem mit Leder überzogenen Schild, einem kurzen Speer und krummen leichten Säbel. Das Fußvolk, faſt ohne Schutzwaffen, war nur mit Speeren verſehen. Die Chriſten dagegen, beſonders die Ritter, waren ganz in Stahl gepanzert, wie wir die Ritter dieſer Periode bei allen andern Völkern finden.

Sonſt ſchienen die militairiſchen Anordnungen zur Sicherheit des Reiches, beſonders an den Grenzen, berückſichtigt worden zu ſeyn. Die Wali's und Kadi's mußten fortwährend auf ihrer Hut und ſtets bereit ſeyn, gegen den Feind ausrücken zu können. Unter Almanſors Regierung mußten ſie ſogar jährlich zweimal gegen die Chriſten, einmal im Frühjahr und einmal im Herbſt, zu Felde ziehen. Sie hatten zu dieſem Behufe die Rabiten (Grenzritter), die ein ſehr ſtrenges kriegeriſches Leben führten, ſich freiwillig ſtets in Waffen befanden, und die das Gelübde abgelegt hatten, die Grenzen gegen die chriſtlichen leichten Truppen (Almogawaren) zu vertheidigen, zu ihrer Dispoſition. Unverdroſſen in allen kriegeriſchen Uebungen, gewandt, geſchickt und unermüdlich durften ſie nicht fliehen, ſollten den Tod der Flucht vorziehen.

Die Schlachten der ſpaniſchen Araber tragen ein ganz anderes Gepräge als der ihrer afrikaniſchen Landsleute. Vor denſelben häufige Zweikämpfe, bei denen ſich die ganze Zartheit des Benehmens der chriſtlichen Ritter auch bei den Mauren

offenbart. Doch waren in dergleichen Kämpfen die Chriſten den Heiden gewöhnlich überlegen. In der Schlacht an der Osma, einer der blutigſten, die je auf ſpaniſchem Boden gefochten, vermochte Mus- hafa, der Unterfeldherr Almanſors, ſeinem Herrn nur drei Ritter im ganzen Heere zu nennen, die es im Zweikampfe mit einem kaſtilianiſchen Ritter aufnehmen konnten. Seine Behauptung fand ſich auch durch folgende Begebenheit beſtätigt. Ein junger Spanier nämlich erſchien wohlbewaffnet vor dem feindlichen Heere und forderte einen Moslimim zum Zweikampf heraus. Zwei Sarazenen-Ritter, die die Ausforderung annahmen, werden nach ein- ander vom Chriſten unter dem größten Beifalls- geſchrei ſeiner Landsleute getödtet. Höhnend frägt er darauf, ob nicht ein Dritter da ſey, der mit ihm kämpfen wolle, und als ſich dieſer findet, erliegt auch jener nach einem kurzen Kampfe dem Degen des tapfern hispaniſchen Ritters. Triumphirend kehrt dieſer zu den Seinen zurück, doch nur um das Pferd zu wechſeln und von Neuem das vorige Spiel zu wiederholen. Sein Roß war mit dem Felle eines wilden Thieres bedeckt, deſſen Tatzen an der Bruſt des Pferdes in einem Knoten ver- ſchlungen herabhingen, und die wie Gold glänzten. Almanſor jedoch hatte den Seinen verboten, einen neuen Kampf anzunehmen. Als ſich aber Mus- hafa, der tapfere Unteranführer, ſelbſt hierzu erbot, erhielt er von Almanſor die Genehmigung dazu. Indem er nun gegen den Kaſtilianer anſprengt,

fragt ihn dieſer, wer er unter den Moslims ſey? Da ſchwingt der Sarazene die Lanze und entgegnet: Hassa Ginsi, Hassa Nasbi (das iſt mein Geſchlecht, das mein Stammbaum). Beide Ritter kämpfen dann mit großer Geſchicklichkeit, bis endlich der Kaſtilianer bei einer Wendung ſeines Pferdes durch ſeinen Gegner vom Pferde geſtochen wird. Der Kopf des Kaſtilianers, den er vom Rumpfe trennt, verbürgt den Moslimims den Sieg ihres tapfern Feldherrn.

Was die Anlage zu Schlachten anbelangt, ſo finden wir darin nicht ſelten viel Geſchicklichkeit und Plan. Als Almanſor (995) an den Ufern des Duero, zwiſchen Alcocer und Longa, gegen Garcias in Waffen ſtand, durfte er der Stärke der feindlichen Stellung wegen nicht ſonderliche Vortheile hoffen. Er gab daher ſeinem Vordertreffen den Befehl, nach einigen lebhaften Angriffen, gleichſam den Anſtrengungen des Feindes zu weichen. Das Mitteltreffen erhielt ebenfalls denſelben Befehl. Als nun, wie ſich die arabiſchen Schriftſteller ausdrücken, die chriſtlichen Schaaren wie losbrechende Bergſtröme unter fürchterlichem Geſchrei von den Bergen herabſtürzen, die Sarazenen zu verfolgen, da ſtürzt ſich die Reiterei der Reſerve und der beiden Flügel auf die Chriſten, und obwohl ſie verzweifelt fechten, ſo brachte ſie doch dieſer unvermuthete Angriff in Verwirrung, und verurſachte eine große Niederlage. Garcias ward ſchwer verwundet gefangen. Merkwürdig bleibt es übrigens, daß

Almanſor durch einen ſeiner Dichter die Reſultate der Schlacht, grade ſo, wie ſie ihm der Sieg gewährte, vor derſelben hatte beſingen laſſen; ein herrliches Mittel, um die Phantaſie ſeiner Sarazenen recht aufzuregen.

Uebrigens hatte ſich bei dieſem heidniſchen Heere Spaniens noch manche Sitte ihrer Väter erhalten: vor der Schlacht allgemeines und inbrünſtiges Gebet zum Propheten. Auch finden wir noch die alte Sitte, nach einem erfochtenen Siege das ganze Heer zu ſpeiſen, vor. Almanſor pflegte dabei von Zelt zu Zelt zu gehen, und da er ein ſo außerordentliches Gedächtniß hatte, daß die Namen faſt aller ſeiner Soldaten ihm bekannt waren, ſo nannte er die, die ſich am meiſten ausgezeichnet hatten, mit Namen, und lud ſie zu ſeiner Tafel, wo er ſie mit Auszeichnung behandelte.

Uebrigens hatte das Kriegsweſen der Araber in Spanien zur Zeit des Hadſchibs Almanzor ſeinen Kulminationspunkt erreicht. Funfzig Siege, die er erfochten, bekunden hinlänglich ſeinen perſönlichen Ruhm und ſeine Einſicht. Aber was die Araber höher als alle andere gleichzeitigen Völker ſtellt, iſt, daß die Kriegskunſt von ihnen ſchon damals als eine Wiſſenſchaft, die ein Feldherr erlernen müſſe, betrachtet wurde.

V.

Die Kriege Eduards III. und Heinrichs V. von England gegen die Könige von Frankreich aus dem Hauſe Valois. Die Kämpfe der Oeſtreicher und Burgunder gegen die Schweizer.

Unter den Kriegen, die am meiſten zur Entwikkelung der Kriegsverfaſſung im Allgemeinen beigetragen, und die wir gewiſſermaßen als die Vorläufer einer beſſern Zeit für die Kunſt ſelbſt betrachten können, ſtehen die der Engländer gegen die Franzoſen, die Frankreich faſt ein Jahrhundert lang der Willkühr der Engländer Preis gaben, oben an. Drei ausgezeichnete Krieger, wie wir ſie in dieſer Zeit faſt nirgend wieder finden, brachten Frankreich ſeiner Auflöſung nahe, und noch lange nach deren Abtritt von der Bühne hielten die durch ſie geförderten Inſtitutionen und die in ihrer Schule gebildeten Männer den Ruhm der Waffen Albions

aufrecht. Es bedurfte der ganzen Anſtrengung des mächtigen Frankreichs und des Zuſammentreffens glücklicher Umſtände, um ſich dem Joche Englands wieder zu entziehen.

In beiden Staaten beſtand zu dieſer Zeit noch das Lehnſyſtem in ſeiner vollen Blüthe, mit den Modifikationen jedoch, die das Soldweſen darin hervorgebracht. Ein für jene Zeiten ziemlich wohl-organiſirtes Steuerſyſtem machte es England möglich, hinlängliche Summen bereit zu haben, um ſie zu kriegeriſchen Zwecken zu verwenden, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß die zweckmäßige Verwendung derſelben ihnen die Möglichkeit erleichtert hat, jenes Uebergewicht über Frankreich zu erlangen, das ſie ſo lange Zeit hindurch behaupteten. Das Lehnſyſtem in ſeiner Form, wie es durch Wilhelm I. in England organiſirt worden war, konnte nur dazu dienen, einen Feind, der vielleicht einen Einfall wagte, abzutreiben. Für Kriege außerhalb Englands bedurfte es einer ganz andern Kriegsverfaſſung. — Dem Lehnrechte gemäß war jeder Vaſall gezwungen auf den Ruf ſeines Lehnsherrn in Waffen zu erſcheinen; aber daſſelbe Recht heiſchte dies nur auf vierzig Tage von ihm. Den aus dieſer Beſchränkung hervorgehenden Inkonvenienzen zu begegnen, hatten die Könige von England ſchon früh eine Ablöſung dieſer Rechte für Geld nicht allein gern geſehen, ſondern auch unterſtützt. Die allmälige Verarmung der Krone unter Richard, Johann und Heinrich förderte eine

Entwickelung dieſer Maßregeln noch mehr, und dies um ſo dringender, als das Parlament nach und nach anfing ſich ſelbſt bei Leiſtungen über rein kriegeriſche Anſtalten eine Stimme anzumaßen. Von der Individualität der Kriege und der Zuſammenſetzung des Parlaments ſcheint daher bei Zuſammenberufung eines Heeres, bei Formirung der Truppen viel abgehangen zu haben, denn ſo allein können wir es uns vielleicht erklären, daß die Könige hierbei bald bittend, bald befehlend auftraten. In gewöhnlichen Fällen wohl befahlen die Könige ihren Vaſallen, ſich an einem beſtimmten Tage, unter Androhung der gewöhnlichen Strafe, zur Heeresfolge zu ſtellen. Die Befehle dazu ergingen durch den Sheriff an alle Lehnsträger, und wurden nebenbei auf allen Marktplätzen und Jahrmärkten ausgerufen. Von der Verpflichtung, perſönlich zu erſcheinen, waren nur Geiſtliche und Frauen ausgenommen, wenn ſie es nämlich vorzogen, die ganze Strafe zu entrichten. Der Konnetable und Marſchall hatten den Auftrag, für Bewaffnung der Aufgebote zu ſorgen, und darüber zu wachen, daß nicht Unterſchleife geſchähen. So weit ſich durch Lehnbriefe ermitteln ließ, in wie fern Kronvaſallen zur Heeresfolge verpflichtet ſeyen, hatte die Sache keine Schwierigkeit. Da indeſſen bei dem unſichern Zuſtande der geſellſchaftlichen Intereſſen überhaupt hierüber Zweifel nicht ausbleiben konnten, ſo entſtand auch über die Schuldigkeit der kriegspflichtigen Vaſallen, beſonders der größern, nur zu bald

Unſicherheit, die ſich nach und nach zu faſt gänzlicher oder theilweiſer Befreiung davon erweiterte; wie dies denn auch in faſt allen germaniſchen Staaten denſelben Gang genommen. Die große Macht derſelben verhinderte es nur zu ſehr, unſicheren, oder dunkel gebliebenen, oder nur auf Tradition beruhenden Verbindlichkeiten die volle Geſetzeskraft wieder zu geben. Dafür jedoch waren die Gerechtſame der niedern Stände um ſo dunkler definirt, und gaben den Königen ſomit Gelegenheit, ſolche nach Gutdünken zu deuten. Daher finden wir denn auch, daß in dieſer Periode es der Mittelſtand faſt allein iſt, der alle Kriegslaſten trägt. Nach Maßgabe ſeines Vermögens war er in Klaſſen getheilt, die jährlich zweimal, bei Vermeidung ewiger Leibeigenſchaft — Culvertage — vollſtändig gerüſtet vor dem, einem jeden Hundert derſelben geſetzten Konſtable zur Muſterung erſcheinen mußten. Zwar ſagten ihre Gerechtſame, daß ſie nicht außerhalb der Grenzen ihrer Grafſchaft zu dienen gehalten ſeyn ſollten, allein es fehlte niemals ein Vorwand, dergleichen Privilegien zu umgehen. Gewöhnlich wurden den Leuten bevorſtehende Invaſionskriege der Feinde Englands vorgeſpiegelt, und da konnte es denn nicht fehlen, daß man es von allen Seiten lieber vorzog, dem Feinde zuvorzukommen und ihn zu plündern, ſtatt ſich dem Letztern von ihm auszuſetzen. Die ſo gehandhabte Menge verſtand ſich dann zu Allem, und ließ ſich es gern gefallen, theilweiſe oder in Maſſe dem Winke des Königs zu folgen.

Sehr häufig, namentlich wenn die Kriege Frankreich galten, veranſtalteten dann die Könige eine ſorgfältige Auswahl der Streitfähigen, und hierbei ward kein Mittel verſchmäht, die Anzahl der Waffenfähigen einer Grafſchaft auszumitteln. Durch ſtrenge Befehle ſuchten die Könige ferner jedem Unterſchleife hierbei vorzubeugen, und ſowohl den, der ſich durch Beſtechung der königlichen zur Auswahl ernannten Kommiſſarien dem Dienſte zu entziehen ſuchte, als auch den Kommiſſarius, der ſich vielleicht dazu hergegeben, traf die ſtrengſte Strafe. Daß es hierbei jedoch nicht an Willkührlichkeiten fehlte, dafür ſprechen eine Menge Fakta aus jener Zeit. Gewöhnlich wurden dergleichen Machtſtreiche mit der Nothwendigkeit entſchuldigt, und die Menge begnügte ſich auch gern mit der Angelobung, daß dergleichen künftig nicht wieder vorkommen ſollten.

Was der engliſchen Kriegsverfaſſung dieſer Periode einen beſondern Vorzug vor denen anderer Staaten gab, war die Beſtimmung, daß Alle, die fünf Pfund jährliches Einkommen von liegenden Gründen beſäßen, nach Verhältniß deſſelben Geharniſchte, leichte Reiter und Bogenſchützen ſtellen ſollten, und daß endlich ein Geſetz jeden Beſitzer eines Ritterlehns oder eines Grundſtücks von reſpektive 40 und 50 Pfund jährlichem Ertrage zwang, den Ritterſchlag zu empfangen. Durch die konſequente Befolgung dieſes Geſetzes, das die königlichen Kommiſſarien ſehr ſtrenge beobachteten, war gewiſſer-

maßen ein ſtehendes Heer geſchaffen, das auf den erſten Wink ins Feld rücken konnte, und das von dem Vaſallenheer, das die Baronen und reichen Gutsbeſitzer etwa aufbringen mochten, ganz unabhängig war. Wir werden ſpäter ſehen, daß ein ſo formirtes Heer große Vorzüge vor Vaſallenheeren hatte, und daß die glänzenden Reſultate der engliſch-franzöſiſchen Kriege größtentheils mit dadurch herbeigeführt wurden.

Bei den engliſchen Heeren der in Rede ſtehenden Periode finden wir vier Waffengattungen, die unſere Aufmerkſamkeit vorzugsweiſe verdienen. Die Geharniſchten oder Schwerbewaffneten (men at arms), gewöhnlich aus der Blüthe des Adels beſtehend, die eben ſowohl den königlichen Aufforderungen, als eigenem Antriebe, einem innern Durſt nach Thaten genügten, wenn ſie in Waffen erſchienen, waren gewöhnlich von Kopf bis zum Fuß geharniſcht, oder vielmehr mit einer eiſernen Rüſtung belaſtet. Ein ſtarker Schild vermehrte noch dieſe ſchon an ſich bedeutenden Schutzwaffen. Lanze, Schwert und Streitkolben, die ſie meiſterhaft zu ſchwingen verſtanden, waren ihre Angriffswaffen. Gewöhnlich waren ſie darauf eingerichtet, zu Pferde zu fechten; aber wir werden bei Erörterung einzelner Schlachten aus dieſem Zeitraume ſehen, daß ſie auch eben ſo gut zu Fuß zu fechten verſtanden. Sie waren eben ſowohl, wie die franzöſiſchen Ritter, in Bannerherren und einfache Ritter (Knight, Bachelor) getheilt, die ſich, wie bei jenen, durch

die Form ihrer Fahnen unterſchieden *). Ihre Art zu fechten war die der Ritter dieſer Zeit überhaupt, wie deren ganzes Weſen denn auch durch dieſelben Prinzipien der Chevallerie bedingt ward. Gewöhnlich waren die Ritter und Knappen, die ſich in ihrem Gefolge befanden und unter ihrem Banner fochten, gleich ihnen bewaffnet, mit dem Unterſchiede jedoch, daß die größern Mittel bei Ausrüſtung und Bewaffnung ſich in koſtbareren Waffen und einer ſorgfältiger gearbeiteten Rüſtung des Vornehmern ausſprachen. Auch war es unerläßlich, den Ritterſchlag empfangen zu haben, um in den men at arms fechten zu können; eine Ehre, die Viele von geringerem Vermögen oder friedfertigerem Charakter gern abgelehnt hätten.

Eine Art leichter Reiterei (Hoblers) bildeten die zweite Art der in Rede ſtehenden Truppengattungen. Sie ritten kleinere Pferde, trugen leichtere Rüſtungen, häufig nur ein Bruſtſtück, und bedienten ſich nicht ſelten des Bogens zu Pferde. Sie kommen dann in den engliſchen Geſchichtsbüchern unter dem Namen der mounted bow-men (called hoblers) vor. Sie fochten eben ſo gern zu Fuß als zu Pferde. In den Kriegen mit Schottland ſpielten ſie gewöhnlich eine große Rolle, was weniger in den Kämpfen mit Frankreich der Fall war. Sie vertraten die Stelle der Rennpferde, die

---

*) Die Engländer theilten ſich gewöhnlich kurzweg in Lords, Knights und Bachelors.

die wir ſpäter in den deutſchen Heeren finden. Die Verwüſtungen, die des ſchwarzen Prinzen Unternehmungen charakteriſiren, waren größtentheils ihr Werk; wenigſtens waren ſie es, die ihnen jenen abſcheulichen Charakter gaben. Sie ſollten aus der Klaſſe der Bewohner gewählt werden, die funfzehn Pfund und darüber geſchätzt worden waren.

Die vorzüglichſte Truppenart dieſer Periode und der wir beſonders die großen Siege der Engländer zuſchreiben können, waren die Bogenſchützen (archers). Armbruſt und Bogen waren von jeher eine Lieblingswaffe der Engländer geweſen. Letztere namentlich waren ſowohl ſchon zur Zeit der Römer als der normänniſchen Invaſion im Gange *). Unter den Eduards ward der Bogen (bow, long-bow) eine Nationalwaffe der Engländer. Er war gewöhnlich 6, der Pfeil aber 3 Schuh lang. Der engliſche Schütze hielt ihn lothrecht, ſpannte ihn am Ohr, und traf auf eine Entfernung von 240 Yards. Sogar die Diſtanz beim Uebungsſchießen war auf 220 Yards feſtgeſetzt. Die Bogenſchützen ſelbſt erſchienen mit einem Bruſtharniſch und einer Pickelhaube. Gewöhnlich hatten ſie noch ein Schuppenkleid — coat of mail — das ſie gegen leichte Schüſſe oder Stöße ganz unverwundlich machte,

*) Wir haben zwei Werke von T. Roberts und Moſeley, welche über die Anwendung der Bogen für kriegeriſche Zwecke, beſonders in England, ganz vortreffliche Notizen geben.

ohne ſehr ihre Beweglichkeit zu hemmen. Ein kurzes Schwert, an deſſen Gefäß ein kleiner Schild hing, wurden an der linken Seite getragen. Auf dem Rücken oder an der rechten Seite trugen ſie einen Köcher mit 24 Pfeilen. Die aber, die ſie zunächſt zu gebrauchen glaubten, ſteckten unter der Degenkuppel. Acht dieſer Pfeile waren etwas leichter wie die andern, und dazu beſtimmt, den Feind aus großen Entfernungen zu beunruhigen — to annoy, ſagt Moſeley — und wenn es wahr iſt, was Groß und andere darüber ſagen, ſo konnten ſie ihre Schüſſe bis auf vierhundert Yards treiben. Häufig noch waren die Schützen mit einer oder zwei langen Stangen verſehen, die an beiden Enden zugeſpitzt waren. Dieſe ſteckten ſie vor ſich in die Erde, verbanden ſolche durch Leinen mit einander, um ſo mehr gegen die Kavallerie bei einem raſchen Angriff derſelben geſichert zu ſeyn. Ihre vorzüglichen Obliegenheiten waren, das Gefecht aus der Ferne einzuleiten; ſie ſollten den Feind durch dieſen Fernkampf beunruhigen und ermüden, ihn erſchöpfen und ihm Abbruch thun, die Pferde verwunden und ſcheu machen und überall Unordnung erregen; dann ſollten ſie die Angriffe ſeiner leichten Truppen paralyſiren, das Terrain überall durchſuchen, Hinterhalte legen, und in Schlachten endlich ſelbſt ſollten ſie zu raſchen und plötzlichen Attaken — speedy and sudden attempts — verwandt werden.

Gewöhnlich finden wir die Bogenſchützen rangez en herse, wie der Franzoſe, oder in to hear-

ses, wie die Engländer ſagen, und was die Deutſchen in Form eines Fallgitters überſetzt haben. — Roberts erklärt in ſeinem english Bowmann or tractats on Archers dieſe Stellung durch eine breite Front und ſchmale Flanke, und fügt hinzu, daß wenn z. B. die Front 25 bis 30 Mann enthielte, die Flanke höchſtens 7 bis 8 Mann bieten ſolle. Als Grund davon giebt er an, daß wenn man ihnen mehr als 7 bis 8 Mann Tiefe gäbe, die Hinterſten derſelben zu viel von der Flugbahn ihrer Pfeile nutzlos verlören, beſonders wenn man die Diſtanzen der Glieder genau beobachtet. Die Bogenſchützen-Korps (hearses of archeri) ſtanden eben ſowohl vor der Front des Fußvolks als auf den Flanken deſſelben. Bei Crecy ſtanden ſie in der Form of an heerse, 200 Mann in der Front und 40 Mann tief, was, fügt der engliſche Autor hinzu, unbedingt die beſte Aufſtellung ſeyn dürfte, beſonders wenn der Feind, wie es ſich hier zutrug, ſehr überlegen war. —

Wie unendlich furchtbar dieſe Waffe, und was ſie in den Händen der Engländer geweſen, geht aus allen Schriftſtellern hervor. Comines nennt ſie die Blüthe der Schützen der Welt — la fleur des archiers du monde — und noch Daniel verſichert uns, daß es eine furchtbare Miliz geweſen, die in dieſer Art nicht ihres Gleichen bei andern Völkern gehabt — redoutable milice qui n'avoit point d'egale en son espèce, dans les autres nation — Paul Jovius in ſeiner Beſchreibung Britan-

niens ſchreibt dieſen Bogenſchützen ebenfalls die ſteten Siege der Engländer jener Periode zu, und redet von ihren Thaten als von wunderähnlichen Ereigniſſen. Uebrigens war dieſe Waffe bei den Engländern ſo beliebt und von der Regierung ſelbſt ſo beſchützt, daß die Feiertage mit deren Uebungen begangen werden mußten. — Die Könige ſuchten ihre Achtung für dieſe Truppe dadurch an den Tag zu legen, daß ſie ſich eine Leibwache aus denſelben bildeten, die ſie in der Zahl von 120 aus den ſtärkſten Leuten im Königreiche erwählen ließen.

Die vierte Ordnung der Truppen der engliſchen Armee war das Fußvolk (foot men). Wenn es die Zeit erlaubte, ſo ward es wohl regelmäßig bewaffnet, wofür die Marſchälle zu ſorgen hatten. Gewöhnlich jedoch, beſonders bei heimiſchen Kriegen und wenn die Grafſchaften nur ihre Mannſchaften ſtellten, erhielten ſie nur eine Pickelhaube, ein geſtepptes Wamms und eiſerne Handſchuhe. Sie trugen nebenbei Schilde, deren Form und Größe öfters wechſelte. Ihre Hauptwaffe war die Lanze; das Schwert, was einige von ihnen trugen, war mehr zum Tödten des bereits überwundenen Feindes, als zum Angriff ſelbſt beſtimmt. Sie bildeten das corps de bataille in den Kriegen dieſer Periode, und ſtanden nach Verhältniß öfters 4 bis 8 Mann tief. Sie bildeten Haufen zu 1000, 100 und 20 Mann, die durch Hauptleute (leaders), Hundertmänner (centenors) und Anführer von zwanzig Mann (vintenors) befehligt wurden.

Unter der Infanterie behaupteten die Walliſer den beſten Ruf. — Die Offiziere bei der Reiterei hatten den Namen Konſtables.

War ein Heer durch das Aufgebot kriegspflichtiger Vaſallen aufgebracht, ſo hatte der Lord Konnetable und Lord Marſchall unmittelbar nach dem Könige den Oberbefehl darüber. Bei Soldheeren jedoch blieb es dem Könige überlaſſen, über den Befehl derſelben zu verfügen. Er ernannte dann wohl mehrere Marſchälle, von denen er dann Einem den Oberbefehl übertrug. Die Muſterrollen, die wir aus Eduards III. und Heinrichs V. Zeiten haben, geben uns die engliſchen Heere als ein Gemiſch von Vaſallen- und Soldtruppen. Doch ſtanden alle im Solde des Königs, vom Prinzen von Wallis ab bis auf die walliſer Fußknechte. Der Sold war hoch, und ſollte der Regel nach 3 Monate voraus bezahlt werden *). Abgeſehen von den Kombattanten in dem Heere, ſo folgten ihnen auch noch Maurer, Zimmerleute, Schmiede, Zeltſchneider und Waffenſchmiede. Auch finden wir kleiner lederner Böte gedacht, womit die größten Seen

*) Lingard giebt im IV. Bande S. 164. ſeiner Geſchichte von England (deutſche Ueberſ. von Salis) eine Muſterrolle des Heeres, womit Eduard III. Calais belagert. — Die Muſterrolle des Heeres, womit Heinrich V. ſeine merkwürdige Expedition begonnen, angeblich in Ellis, original lettres illustrative of english history etc. habe ich vergebens darin geſucht.

ungefährdet befahren werden konnten. In Heinrichs V. Heer hat die Geſchichte nebenbei einen Ober-Arzt, zwanzig Unterärzte, zwölf Wappenherolde, drei Wappenkönige, und auch ſonſt noch eine zahlloſe Menge Kapläne, Handwerker und Bänkelſänger bemerkt. Im Laufe der innern Unruhen, die England bald darauf zerfleiſchten, ging unbedingt Vieles von dem unter, was die Zeit und die Umſicht einiger kriegeriſchen Könige geſchaffen. Es bedurfte einer langen Zeit, um ähnliche Inſtitutionen hervorzurufen, aber nie mehr iſt England ſeinen Nachbarn ſo furchtbar geworden, als unter jenen Königen.

Die franzöſiſche Kriegsverfaſſung war in vieler Hinſicht der der Engländer gleich, nur daß dort die mächtigern und größern Vaſallen dem Könige noch eine geraume Zeit im Wege ſtanden, den kriegeriſchen Inſtitutionen jenen Grad von Zuverläſſigkeit zu geben, die ſie in England hatten. Namentlich erlaubten das weniger geregelte Finanzweſen und die Verſchwendungsſucht einzelner Könige nur ſelten Geld genug aufzubringen, um mit Thätigkeit und ohne Unterbrechung einen einmal gefaßten Entſchluß zu verfolgen.

Die franzöſiſchen Heere beſtanden meiſtens nur aus den Aufgeboten der Vaſallen und aus den Kommunaltruppen. Philipp der Schöne wird von den franzöſiſchen Schriftſtellern als der erſte genannt, der ſich fremder Soldtruppen bedient habe.

Die Könige aus dem Hauſe Valois folgten deſſen Beiſpiel, und wir ſehen, daß Philipp VI. bei Crecy ſchon gegen 15,000 genueſiſche Armbruſtſchützen in Sold hatte. Dieſer Gebrauch erhielt ſich auch ferner durch alle folgenden Regierungen. Sonſt beſtand ein franzöſiſches Heer aus der Gendarmerie und der Infanterie. Die Gendarmerie hatte in der leichten Reiterei der Kommunen eine Art Unterabtheilung, wodurch ſie gewiſſermaßen flankirt wurde. Die erſtere beſtand, wie früher, aus den Bannerherren (chevaliers bannerets), den Rittern (chevaliers bacheliers) und den Knappen (écuyers). Die erſtern hatten gewöhnlich eine Menge Reiſiger (hommes d'armes) in ihrem Gefolge, die die Gendarmerie manchmal bis zu einer großen Zahl ſteigerten. Die Gendarmerie glich der der Vorzeit und war von oben bis unten in Eiſen gehüllt. Sie focht vorzugsweiſe allein zu Pferde, aber wir finden ſie, wenn es die Noth erheiſchte, auch ſtets bereit, zu Fuß ihrem Feinde entgegen zu treten.

Die Kommunaltruppen (les communes) zerfielen in Kavallerie und Infanterie. Gewöhnlich war dieſe Kavallerie leichter bewaffnet als die Gendarmerie, doch finden wir auch Beiſpiele, daß ſich Gendarmerie, d. h. Schwerbewaffnete, darunter befanden. Die Infanterie derſelben jedoch war, mit Ausnahme einiger Haufen Armbruſt- und Bogenſchützen, eine Maſſe unordentlichen, lüderlichen Ge-

ſindels, das dem Lande mehr zur Laſt als Sicherheit diente *). Die Anarchie der bürgerlichen Unruhen und die Kriege gegen England, die es den Königen unmöglich machten, dieſe Banden zu bezahlen und zu zügeln, waren Urſache, daß ſich aus ihnen jene verrufenen Banden bildeten, die unter der Benennung der grandes Compagnies (guernatores de variis nationibus non habentes titulum) lange der Schrecken Frankreichs waren, und die unter Jean de Gouga's, des Freundes Gottes und aller Menſchen Feind (l'ami de dieu l'ennemi de tout le monde), Befehl das Land nach allen Richtungen durchzogen und plünderten. Erſt du Guesclins Zug nach Spanien befreiete Frankreich von dieſer Peſt. Während der engliſch-franzöſiſchen Kriege ſelbſt finden wir hin und wieder einzelne Momente, die von Frankreichs Miliz Alles hoffen ließen. Unter Karl VI. ward zu einer Umformung derſelben dadurch der erſte Schritt gethan, daß man befahl, die Bogenſchützen ſollten durch das ganze Land ähnlichen Uebungen wie in England unterworfen ſeyn; ein Befehl, der jedoch durch den Adel, der dadurch das Emporkommen des dritten Standes zu befürchten ſchien, hintertrieben wurde. Karls VI. beabſichtigte Unterneh-

---

*) Brantome nennt ſie in ſeinem discours des colonels an de marauts, bellistres, mal armez, mal complixonnez, faineans, pilleurs et mangeurs de peuples.

mung gegen England (1387), und ſein Zug darauf gegen den Herzog von Geldern, bekunden ſehr deutlich, daß alle Elemente zu einer dauerhaften und zweckmäßigen Ausbildung des Kriegsweſens vorhanden waren, wenn ſonſt von oben herab darauf gewirkt wurde. Alles, was wir in Froiſſart über die Anſtalten und Vorbereitungen dazu finden, beweiſt deutlich, daß Frankreich den Nachbarn in England nur darum nachſtand, weil es an Männern gebrach, die oberſte Leitung der Angelegenheiten zu übernehmen.

Ohne eigentlich ein Heer zu haben, allein dem guten Willen der Vaſallen Preis gegeben, kämpften fünf Könige Frankreichs nach einander ſowohl gegen äußere als innere Feinde, und Europa ſah dieſes Reich zu ſeinem Erſtaunen aus einem zerſtörenden Kampfe, in dem mehr als ein Drittel des Reiches faſt funfzig Jahre lang vom Feinde beſetzt geblieben, gleichſam verjüngt und geſtärkt hervorgehen. Erſt nachdem dieſe Kriege ausgekämpft und eine neue Ordnung der Dinge begonnen, entſtand hier ein neues Militairſyſtem, das nach und nach modifizirt, verbeſſert und erweitert noch heute beſteht, und von Frankreich aus ſich nach allen Theilen Europa's verbreitet hat. Wir dürfen Karl VII. als den Stifter deſſelben betrachten. Was auch Karl V. und VI. verſucht haben mochten, durch eine Umänderung ihrer Kriegsverfaſſung den Engländern das Gleichgewicht halten zu können, ſo verhinderte ſie doch der Drang

der Umſtände hier tief eingreifen und einwirken zu können. Es bedurfte hierzu beſonders erſt der Wiederkehr des Sieges.

Die routes oder compagnies, ganz ähnliche Korps wie wir ſie in Zeiten Karls V. geſehen, bildeten auch noch unter Karl VII. einen Theil des franzöſiſchen Heeres, hatten noch das Heft in Händen, hätten ſich wahrſcheinlich ihrer Auflöſung widerſetzt, und dann die Gräuelſcenen früherer Jahre leicht wieder erneuern können; eine andere faſt noch größere Schwierigkeit war es, Geld genug herbeizuſchaffen, um etwa neu zu formirende Truppen gehörig verpflegen, bekleiden und beſolden zu können. Nach langen Konferenzen darüber, zu Schloß Serre bei Chalons, glaubte man endlich ein Auskunftsmittel für alle Fälle gefunden zu haben, und ſomit begann denn im Jahre 1445 die Stiftung der Ordonnanz-Kompagnien (compagnies d'ordonnance), die man gewöhnlich als den Beginn der erſten ſtehenden Truppen (Kavallerie) in Europa zu betrachten pflegt. Bevor die Organiſation der neuen Truppen ſelbſt ins Leben trat, veranlaßte der König, daß alle Zivil- und Militair-Behörden ſich bereit hielten, die etwa zu verabſchiedenden Milizen durch zweckmäßige Anſtalten im Zaum zu halten. Alle waffenfähige Mannſchaften waren auf den Beinen; ganz Frankreich glich einem großen Waffenplatz; alle Wege, alle öffentliche Plätze waren mit Wachen beſetzt. Das Werk aber ſelbſt begann Karl VII. damit, daß er funfzehn tüchtige kriegserfahrene Anführer

(capitaines) ausſuchte, denen er befahl, die zuverläſſigſten und tüchtigſten Leute aus den vorhandenen Truppen zu wählen und ſolche einer ſtrengen Disziplin zu unterwerfen. Als dies geſchehen und ihm die Muſterrolle der neuen Miliz überreicht worden war, proklamirte er die Verabſchiedung aller nicht in der neuen Organiſation begriffenen Soldaten, und gab ihnen zugleich den Befehl, ſich unverzüglich in ihre Heimath zu verfügen. Die früher eingeleiteten Maßregeln, dies von den Verabſchiedeten etwa zu erzwingen, bewirkten, daß dies auch ohne die mindeſte Unordnung vor ſich ging. Gleichzeitige Schriftſteller verſichern, daß man nach vierzehn Tagen keinen Soldaten mehr auf den Landſtraßen angetroffen.

Was nun die Organiſation dieſer neuen Kompagnien ſelbſt betrifft, ſo waren folgendes deren Grundzüge.

Sie bildeten ein Total von 15 Kompagnien. Jede derſelben zählte 100 Lanzen. Eine volle Lanze (lance garnie oder fournie) ſollte aus 3 Bogenſchützen (archers), einem Knappen (coutillier, écuyer) und einem Pagen (page) oder Knecht (valet) beſtehen. Eine Kompagnie alſo ſollte 600 Reiter, und alle funfzehn zuſammen 9000 Reiter betragen, ohne die Freiwilligen (volontaires) zu rechnen, die ſich, obwohl auf eigene Koſten und ohne Löhnung, ſehr zahlreich bei jener Kompagnie befanden. Oefters ſtieg dadurch die Stärke einer Kompagnie auf 1200 Köpfe, unter denen ſich, wie

es die Zeitgenoſſen bezeugen, häufig 150 bis 200 Leute fanden, die fähig waren, den Befehl über größere Abtheilungen zu übernehmen.

Dieſe Kompagnien nun vertheilte er ihrer Verpflegung wegen in Abtheilungen von 25 bis 30 Mann in die Dörfer und Städte. Inſpektoren und Kommiſſaren, die eigens hierzu ernannt waren, beſichtigten ſolche ſehr oft, unterſuchten Alles, was auf deren militairiſche Ausbildung, Kleidung, deren Pferde, Waffen ꝛc. Bezug haben konnte. Die geringſte Nachläſſigkeit ward mit Entlaſſung aus dem Korps beſtraft.

Jeder Gendarme hatte vier Pferde, eins für einen Knecht, ein anderes für ſeine Bagage, ein Dienſtpferd, das er, ſo oft er auf Urlaub ging, in der Garniſon laſſen mußte, und eine Art Klepper, der ihm zu ſeinen außerdienſtlichen Verrichtungen gelaſſen ward. Ein Bogenſchütze dagegen hatte nur zwei Pferde. Alle Märſche wurden von Etappe zu Etappe gemacht, und durch Beſtimmungen war genau vorgeſchrieben, was den Marſchirenden zu verabreichen. Der Anführer der Truppen blieb bei ſolchen Gelegenheiten für alle Unordnungen verantwortlich. Löhnung aber erhielten ſie aus einer Taxe, die von eigens hierzu beſtellten Einnehmern erhoben und auch wieder vertheilt wurde. Sie (la taille genannt) betrug für eine lance fournie 30 Franken auf einen Monat. Doch wurde ſie nur denen verabreicht, die die vier jährlichen Muſterungen, zwei en armes und zwei en robe (in der

bloßen Montirung) mitgemacht. Die Chefs ſolcher Kompagnien hießen capitaines ordonnés. Die Anordnungen, die dieſe Truppenformation ins Leben gerufen, erhielten ſich, mit wenigen Modifikationen, bis auf die Zeiten Ludwigs XII. — Was die Fechtart dieſer neuen Miliz, wodurch das Ritterthum, ſeiner Form nach, gewiſſermaßen zu Grabe getragen ward, betrifft, ſo focht ſie ebenfalls en haye, d. h. in einer Linie, 40 bis 50 Schritt etwa hinter ſich eine Linie écuyers, wenn dies Terrain- und andere Verhältniſſe vielleicht geſtatteten. Die archers fochten en débandade. Die Ritter chokirten, und die coutiliers und valets, meiſtens junge Leute aus guten Familien, folgten ihnen. Häufig jedoch deckten beide auch den Gendarmen die Flanken, oder wurden überhaupt nach Gutdünken des ſie befehligenden Offiziers verwandt.

Bis auf Ludwigs XII. Zeiten waren die Ordonnanz-Kompagnien ziemlich gleichmäßig gekleidet. Sie erſchienen in Hoquetons — Waffenrock — von der Farbe und mit den Deviſen ihrer Kapitains, eine Anordnung, die man beſonders auch deswegen getroffen, um an der Kleidung gleich die zu erkennen, die ſich vielleicht irgend eines Exzeſſes zu Schulden kommen ließen. Sehr häufig ſtrahlten dieſe Kleider von Gold und Silber.

Um zu der Kavallerie, die ſich Karl VII. geſtiftet, und die jeden Augenblick bereit war, ins Feld zu rücken, auch eine Infanterie zu haben, ſchuf er 1448 die ſogenannten franc-archers oder franc-

taupins. Zwar hatte ſchon Philipp V. durch ein Dekret (vom 12. März 1317) befohlen, daß die Baillis von 12 Diſtrikten (douze ressorts divers) jeder Provinz einen capitain général, und jede Stadt einen Kapitain haben ſollte, die er zu beſolden ſich verpflichtete; zwar hatte er Arſenäle anlegen laſſen, in denen ſie ihre Waffen, die ſie ſich ſelbſt anſchaffen mußten — qu'ils auroient achetées de leurs deniers — aufbewahrt werden ſollten, aber dieſe Anordnungen waren in ſpäteren Zeiten wieder zurückgenommen worden. Karl VII. befahl daher, daß Behufs ſeiner Anordnungen jedes Kirchſpiel einen tüchtigen Menſchen, mit Bogen und Pfeil bewaffnet, bereit halte, um ſogleich ins Feld rücken zu können. Weil er dieſe Leute von allen Steuern befreiete, ſo hießen ſie Frei-Schützen (franc-archers); eine Benennung der Soldaten-Witz ſpäter die der franc-taupins ſubſtituirte, den Grund dazu von den Maulwurfshügeln herleitend, die die Gehege der Landleute bedeckten (à cause les taupinières dont les clos des gens de campagne sont ordinairement remplis). Das Edikt, das ihre Formirung befahl, wollte zugleich, daß ſie aus den tüchtigſten Bogenſchützen, ohne Rückſicht auf äußere Verhältniſſe, gewählt würden. Sie ſollten ſich fleißig im Bogenſchießen üben; Sonntags in ihren Waffenröcken — jacque oder huque de brigandine, ſtark wattirte und mit dreißigfacher Leinwand unternähete Wämſer von Rindsleder, oder auch Schuppen-

panzer — erſcheinen, und ſich ſtets bereit halten, ſogleich ins Feld zu rücken. Für jeden Monat, den ſie ſich im Dienſte des Königs befanden, wurden 4 Fr. gut gethan. Eine leichte Pickelhaube (salade), ein Dolch (dague), Degen, Bogen und Pfeile waren ihre Waffen. Es ſcheint, als habe man 4 Arten francarchers nach ihrer Bewaffnung mit einer vouge oder voulge (eine Art Jagdſpieß), mit Lanzen, Bogen und Armbrüſten unterſchieden. Die mit Lanzen bewaffneten dürften beſtimmt geweſen ſeyn, das corps de bataille im Kampfe ſelbſt zu bilden.

Die Summe aller dieſer Schützen ſollte ſich auf 16,000 belaufen. — Sie ſtanden unter vier General-Kapitainen (capitain généraux), deren jeder 4000 derſelben befehligen ſollte. Jede Abtheilung von 4000 Mann zerfiel wieder in 7 Unterabtheilungen von 500 Mann; der Reſt derſelben ſtand unmittelbar unter des General-Kapitains Befehlen ſelbſt. Ihm war noch ein Lieutenant beigegeben, der jedoch allein mit Handhabung der Polizei ſcheint beauftragt geweſen zu ſeyn. Um bei Aushebung der Leute ſelbſt jede Kolliſion zu vermeiden, ward das ganze Reich in vier große Bezirke getheilt. Der Gehalt eines Kapitains über 500 Archers war auf 120 Livres jährlich, der eines General-Kapitains auf 800 Livres beſtimmt. Die Beſichtigungen, Muſterungen — montres — ſollten mit Zuziehung der Orts-Obrigkeiten immer über 1000 Mann gehalten werden. Ein commandant-

général ſtand an der Spitze aller franc-archers. Dies Inſtitut ſelbſt hat bis zur Regierung Ludwigs XI. beſtanden.

Die Kämpfe beider Heere gegen einander werden uns Gelegenheit geben, zu beurtheilen, welcher Macht wir die größere Kriegserfahrenheit zuſchreiben ſollen. Eduards erſte Feldzüge gegen Frankreich ließen, obwohl durch den entſcheidenden und kühnen See-Sieg auf der Höhe von Blankenburg eingeleitet (22. Juni 1340), wenig von ſeinen kriegeriſchen Talenten und Eigenſchaften hoffen. Vor Tournay ſcheiterten alle ſeine Anſtrengungen, und die Zurüſtungen, welche er gemacht, die des geſammten Europa's Aufmerkſamkeit erregt, liefen, nachdem er alle ſeine Schätze erſchöpft, darauf hinaus, einen Waffenſtillſtand zu ſchließen, der ſeinem Gegner Philipp wohl Vortheile, ihm jedoch weder dies noch ſeinen Waffen ſonſt Ehre verlieh. — Nicht viel beſſer lief eine Unternehmung ab, die er bald darauf zur Unterſtützung der Herzogin von Bretagne unternahm. Aber von einer weit vortheilhafteren Seite ſollen wir den König in dem Feldzuge von Crecy (1346) kennen lernen. Die glücklichen Fortſchritte, die ſein Bruder, der Graf Derby, an der Spitze eines engliſchen Heeres in Guienne gemacht, hatten Eduard bewogen, ſeinen Verſuchen ſich auf dem feſten Lande durch Wegwerfung ſeiner Schätze Bundesgenoſſen zu kaufen, zu entſagen, und ſeine Zuflucht zu der Tapferkeit ſeiner Unterthanen

zu nehmen. Von Southampton aus hatte er ſeine Rüſtungen, angeblich gegen die ſüdlichen Provinzen Frankreichs, betrieben, und war dann plötzlich an der Spitze eines nur aus Engländern beſtehenden Heeres auf der Küſte der Normandie, auf der Rhede von la Hogue, vor Anker gegangen*). Dem Geiſte der Kriegführung jener Zeit gemäß ward weit und breit Alles verwüſtet. Harfleur, Cherbourg, Careyton, St. Lo und ſogar Caen nebſt andern Orten wurden in kurzer Zeit eine Beute der Engländer und geplündert — beſonders Caen — wobei ſich der König ſelbſt nicht vergaß. Was Eduards Abſicht bei dieſem Einfall geweſen, möchte ſchwer ſeyn zu erweiſen. Gewöhnlich nimmt man an, er habe dadurch das franzöſiſche Heer, das ſich in bedeutender Stärke gegen Guienne gewandt, zur Rückkehr bewegen, dann aber für ſeine Perſon über die Seine gehen, ſich durch die Picardie nach Artois wenden, hier mit ſeinen flammländiſchen Bundesgenoſſen vereinen und dann die Belagerung von Calais unternehmen wollen, um ſich ſo für ſeine ferneren Unternehmungen einen ſichern Stützpunkt zu ſchaffen. War dies wirklich der Fall, ſo mußte ſich König Eduard ſchon bei ſeiner Ankunft an der Seine bitter getäuſcht finden. Bei Rouen näm-

---

*) Sein Heer ſoll aus 4000 Rittern und Waffenträgern (lords, knights und custrels), 10,000 Bogenſchützen (archers) und 16,000 Mann Fußvolk (footmen, bille) beſtanden haben.

lich, wohin er ſich gewandt, fand er die Brücke zerſtört, und auf der andern Seite König Philipp mit einem ſtarken Heer. Die verſchiedenen Verſuche Eduards, über den Fluß zu kommen, Philipps Anſtalten dagegen, dies zu verhindern, führten eine Menge einzelner Unternehmungen herbei, die mit eben ſo vieler Geſchicklichkeit angelegt, als ausgeführt wurden. Vergebens verſuchte Eduard durch Einäſcherung blühender Städte und durch Verheerungen ganzer Gegenden Philipp zu verleiten, ſeinen Plan aufzugeben und zu deren Schutz herbeizueilen. Aber Philipp ſah ruhig Vernon, Nanterre, Poiſſy ꝛc. plündern und in Flammen aufgehen; er begnügte ſich nur den Bewegungen ſeines Gegners auf dem andern Ufer zu folgen, und jedes Uebergangsmittel ſorgfältig zu zerſtören. Sogar die Vorſtädte von Paris, die die Engländer zu bedrohen ſchienen, gab Philipp ſeinem Gegner Preis, der St. Germain, St. Cloud und Bourg la Reine nach und nach verbrannte, und deſſen leichte Truppen ſich ſogar nach Neuilly und Boulogne wagten. Endlich jedoch trug Eduards Verſchlagenheit in dieſem Kampfe den Sieg davon. Indem er ſich nämlich ſtellte, als wolle er einen ernſtlichen Verſuch auf Paris ſelbſt machen, brach er eiligſt von Poiſſy auf und ſchlug den Marſch nach der Hauptſtadt ein. Philipp, überzeugt, daß es ſeinem Gegner damit wirklich Ernſt ſey, folgte ihm auf dem andern Ufer. Aber kaum wußte ihn Eduard auf dem Marſch, um ihm zuvor zu

kommen, als er plötzlich umkehrt, durch ſeine Bogenſchützen das jenſeitige Ufer ſäubern läßt und auf einer raſch zu Stande gebrachten Brücke ungeſtört übergeht. Philipp, voll Verdruß, ſich ſo getäuſcht zu ſehen, bekundete dadurch, daß er dem feindlichen Heere auf der Ebene von Vaugirard, zwiſchen Franconville und Pontoiſe, eine Schlacht anbieten ließ, am beſten, wie weit er unter Eduard ſtand. Dieſer ſetzte ungefährdet ſeinen Weg fort, plünderte im Vorbeigehen noch die Vorſtädte von Beauvais, die Stadt Pois, und ſetzte ſich darauf in Airaines feſt.

Doch noch ſtand ihm der ſchwierigſte Theil ſeines Unternehmens, der Uebergang über die Somme, bevor. Alle Uebergänge über dieſelbe nämlich waren zerſtört, ein feindliches Heer, dem ſeinen in numeriſcher Hinſicht ziemlich gleich, vertheidigte überdies deren Ufer, und Philipp ſelbſt, der mit 100,000 Mann in Amiens ſtand, langte den andern Tag zwei Stunden nach ſeinem Abmarſch in Airaines an. (Philippe trouva les tables de ses ennemis encore dressées et couvertes de provisions, ſagt Froiſſart.) Vergebens hatte der König bei Pont St. Remy, Lons und Pecquigny verſuchen laſſen Uebergänge zu bewirken; überall hatte er ſeine Feinde auf ihrer Hut und die Brükken zerſtört gefunden. Oiſemont, wo ſich Abends alle Abtheilungen ſeines Heeres vereinigten, ſchien das Ziel ſeines Unternehmens werden zu müſſen. Eduard jedoch, der überall ſelbſt war, der die Gefangenen in Perſon befragte, und unter Verheißun-

gen großer Belohnungen des Landes kundige Leute aufzuſpüren bemüht war, fand endlich in der Perſon eines franzöſiſchen Bauern — Gobin Agace iſt der Name dieſes franzöſiſchen Ephialtes — einen der Gegend höchſt kundigen Mann, der ihm die berühmt gewordene Furth von Blanchetache, die einen feſten Boden hatte und zur Zeit der Ebbe ſogar für Fußgänger praktikabel war, anzeigte. In größter Stille brachen die Engländer um Mitternacht dahin auf, ohne Zufall erreichen ſie glücklich den Fluß, aber man denke ſich des Königs Erſtaunen, als er am andern Ufer ein feindliches Heer von 12,000 Mann unter Godemar du Fay dort aufmarſchirt ſieht. Unter ängſtlichem Harren erwartet er die Ebbe. In der zehnten Stunde Morgens endlich wird ihm gemeldet, daß der Augenblick, die Furth zu benutzen, gekommen. Ohne ſich einen Augenblick zu beſinnen, giebt der König den Befehl, den Fluß zu paſſiren **). Die Bogenſchützen reinigen die Ufer. Er ſelbſt, mit dem Degen in der Hand, ſtürzt ſich im Namen Gottes und des heiligen Georgs einer der Erſten hinein ***). Die Franzoſen jedoch gehen ihnen mu-

---

*) Auf der Caſſiniſchen Karte heißt ſie Blanque-Taque.

**) Ses archers traine fortement aux francais qui estaient en l'au et sur le rivage. — Froiss.

***) Les plus bacheleureux et les mieux montés en avant. La eut en la rivière fait mainte jouste et

thig entgegen, und in der Mitte des Stroms ſelbſt kommt es — faſt das einzige Beiſpiel dieſer Art — zu einem lebhaften Gefecht. Die Engländer waren verloren, wenn in dieſem Augenblick Philipp angekommen wäre. Aber die Verzweiflung trieb die Engländer muthig in den Kampf; nach tapferem Widerſtande werden die Truppen Godemar du Fay's mit einem Verluſt von 1000 Mann geworfen, und die Engländer haben den Uebergang erſtritten. Nur noch einige Nachzügler ſeines Heeres ſind auf dem andern Ufer. Da erſcheint der König von Frankreich; aber die Fluth, die bald darauf hereinbricht, macht ihn zum müßigen Zuſchauer der Niederlage der Seinen und des Triumphs der Engländer. Ihm blieb nur übrig, ſein Heer nach Abbeville zu führen, um von hier aus auf Unternehmungen gegen ſeinen ſchlauen Gegner zu denken. Eduard dagegen, der ſich Crotois bemächtigte, fand hier Gelegenheit, ſeinem Heere friſchen Muth ſchöpfen zu laſſen und durch reichliche Vertheilung der dort vorgefundenen Lebensmittel die Anſtrengungen der letzten Tage zu vergelten.

Von hier ab ſehen wir Eduard die Rolle des Zurückziehens aufgeben. Wahrſcheinlich hatte ihm das Betragen ſeines Gegners Zutrauen zu ſich ſelbſt

---

maint homms renversé d'une part et d'autre. La commence un fort hutin, car Messire Godemar et les siens defendent vaillement le passage.
Froiss.

gegeben; vielleicht auch, daß der fernere Zug durch die Ebenen der Picardie in Gegenwart einer zahlreichen feindlichen Kavallerie ihm auch zu bedenklich ſchien. Wir dürfen nicht weiter zurück, ſagte er zu ſeiner Umgebung: ich bin hier auf meinem Grund und Boden, dem Erbe meiner Mutter; ich muß dies vertheidigen. Philipp hatte unterdeß ſeinen Gegner aus den Augen gelaſſen. Um noch einige tauſend Mann an ſich zu ziehen, hatte er ganz unnütz einen Tag in Abbeville verloren. Eduard benutzte dieſe kleine Friſt mit Geſchicklichkeit, denn abgeſehen davon, daß ſeine Leute Zeit gewannen, ſich zu erholen und ihre Waffen in Stand zu ſetzen, fand er ſelbſt Muße und Gelegenheit, ſeinen Plan zu entwerfen und ihn den Umſtänden gemäß zu modifiziren.

Der Ort, wo er beſchloſſen den Feind zu erwarten, war eine ſanft aufſteigende Anhöhe, die ſich hinter dem Dorfe Crecy erhob. Ohne im Mindeſten einige Aengſtlichkeit zu verrathen, traf er die Vorkehrungen zur Schlacht. In einem fröhlichen Mahle mit ſeinen Baronen beſchloß er den Tag und ſchied erſt ſpät von ihnen, unter dem Verſprechen, ſie des andern Tages zum Siege zu führen. Kaum jedoch allein, betete er lange in ſeinem Zelte und bat Gott, ſeine Ehre zu ſchützen. Erſt um Mitternacht begab er ſich zur Ruhe. Die erſten Strahlen des Tages jedoch ſollten ihn ſchon wieder bei den Vorkehrungen zur Schlacht treffen. Dann wohnten er und ſein Sohn, der ſpäter ſo berühmt

gewordene ſchwarze Prinz, der Meſſe bei und empfingen beide das heilige Abendmahl.

Nachdem die Truppen gefrühſtückt, wurden ſie zur Schlacht aufgeſtellt. Alle Lords und Marſchälle beſetzten unter ihren eigenen Banners, nachdem ſie zuvor abgeſeſſen, die Stellen, die ihnen den Tag vorher durch den König bezeichnet worden waren. Sie bildeten drei Treffen — batailles, battels. Das erſte unter dem ſchwarzen Prinzen, dem die Lords Warwick und Oxford zur Seite geſetzt worden waren, beſtand aus 800 Geharniſchten, 1000 walliſer Fußſoldaten und 2000 Bogenſchützen. Hinter ihm, oder etwas ſeitwärts, ſtand das aus 800 Geharniſchten und 1200 Bogenſchützen beſtehende zweite Treffen, das die Lords Northampton und Arundel befehligten. Siebenhundert Geharniſchte und 2000 Bogenſchützen, die oben auf der bereits erwähnten Anhöhe ſtanden, formirten eine Art Reſerve, und ſtanden unter des Königs unmittelbarem Befehle. So ſchildern die Engländer die Schlachtordnung. Den Franzoſen nach ſtanden, wenigſtens im erſten Treffen, die Gendarmen in der Mitte (dans le fond de la bataille) und die Schützen befanden ſich en manière d'une herse auf den Flügeln. Der König ſelbſt durchritt auf einem kleinen weißen Zelter die Glieder, ermuthigte alle zur Tapferkeit und verhieß ihnen den Sieg. Als um 10 Uhr noch kein Feind vor der Stellung erſchienen, befahl er ſeinen Leuten, ſich nochmals zu laben (qu'ils mangeassent à leurs

aise et bussent un coup). Sie ſetzten ſich darauf gliederweiſe nieder, Helm und Bogen vor ſich legend.

Die Franzoſen waren mit den erſten Strahlen der Sonne von Abbeville aufgebrochen, um die Engländer aufzuſuchen und ſich mit ihnen zu ſchlagen. Schon die Unordnung, in der das Heer einherzog, mußte dem geprüften Auge eine unausbleibliche Niederlage verkünden. Auch riethen erfahrene Offiziere dem Könige, den Kampf auszuſetzen und erſt das Heer zu ordnen. Der König, der einem Rath dieſer Art gern Gehör gab, entſandte auch ſogleich Offiziere mit dem Befehl zum Halten an den Vor- und Nachtrab. Halt, Banner, im Namen Gottes und des heiligen Dionys! ertönte es durch das ganze Heer. Aber dieſer Zuruf vergrößerte nur die Verwirrung. Während einige Banner hielten, ſetzten die andern ungeduldig ihren Weg fort — der König ſelbſt ließ ſich durch die Letztern mit fortreißen, und als er das engliſche Heer ihn gleichſam erwartend antraf, verlor er ſo ſehr alle Kaltblütigkeit (le sang lui mua car il les haissoit), daß er den Genueſern, die ſich bei der Nachhut befanden, befahl, vorzurücken, ſich durch das ganze Heer gleichſam durchzudrängen und die Schlacht zu beginnen. Dieſe, nach Einigen 15,000 Mann, nach Villani dagegen nur 6000 Mann ſtark, durchgängig mit ſtählernen Armbrüſten bewaffnet, ſtanden unter den Befehlen zweier erfahrener Offiziere, Antonio Doria und Carlo Grimaldi.

Sie

Sie ſollten gleichſam das erſte Treffen bilden. Viertauſend Gendarmen und ein zahlreicher Haufen Infanterie rückte ihnen als ein zweites Treffen nach. Der Bruder des Königs, Graf Alencon, aber befehligte beide Abtheilungen; den Oberbefehl über die dritte endlich hatte ſich der König, von dem ganzen Adel ſeines Reichs umgeben, ſelbſt vorbehalten, um nach Befinden der Umſtände die Schlacht entweder ſelbſt zu leiten, oder auch mitzufechten. Sonſt wohnten der Schlacht noch drei gekrönte Häupter im franzöſiſchen Heere bei, Johann, König von Böhmen, der römiſche König Karl, deſſen Sohn, und dann, was jedoch zweifelhaft geblieben, Jakob II., König von Majorka.

Nie vielleicht, ſagt Lingard von dieſem Tage, hatte man ſich unter ſo wahrhaft Grauſen erregenden Umſtänden zu einer Schlacht bereitet. Grade an dieſem Tage (26. Juli 1346) war eine theilweiſe Sonnenfinſterniß, ganze Wolken von Vögeln, die Vorläufer eines Sturmes, flogen ſchreiend über die Heere hin, und der Regen floß, von unaufhörlichem Donner und Blitz begleitet — man laſſe dieſen Umſtand nicht außer Acht — in Strömen herab *).

---

*) Villani, deſſen noch ſpäter ausführlicher gedacht werden ſoll, iſt hier weniger maleriſch. Inanzi che la battaglia si comminciasse apparono sopra le dette osti due grandi corbi, gridando et groc-

Gegen 3 Uhr — nach Andern um 5 Uhr — eben als die Sonne den dichten Wolkenſchleier wieder durchbrochen, ſollten die Genueſer die Schlacht eröffnen. Sie begannen nach dreimaligem Schlachtruf den Angriff. Aber ſey es, daß durch den ſtarken Regen die Sehnen ihrer Armbrüſte verdorben, ſey es, daß der Marſch und das ſchlechte Wetter ſie ermüdet (ſie hatten ſechs franzöſiſche Meilen an dieſem Tage gemacht), oder daß endlich die Ueberlegenheit der engliſchen Bogenſchützen ihren Muth niedergeſchlagen, ſie begannen ſchon beim erſten Angriff zu wanken. Alencon hierüber entrüſtet, befiehlt ſeinen Gendarmen, die Flüchtlinge niederzureiten (tuez toute cette ribaudaille car ils nous empechent la voie sans raison), und als auch dies nicht hilft, bahnt er ſich durch die in hellen Haufen ſich zurückziehenden Genueſen mit ſeiner Kavallerie einen Weg gegen den Feind. Doch noch ehe er ihn mit ſeinen Reitern erreichen kann, erliegt ein großer Theil derſelben den feindlichen Geſchoſſen. Erſt, als er ſich aus dem Gewirre der Fliehenden herausgearbeitet hat, iſt es ihm möglich, einen ordentlichen Angriff zu machen. Die Bogenſchützen werden jetzt umringt, und die Geharniſchten, die die Mitte des erſten Treffens bilden, zugleich angegriffen. Lange ſchwankt der Sieg. Da rückt das zweite Treffen der Engländer unter

---

chiando e poi piove una picciola aqua e ristata si commiucia la battaglia.

Arundel und Nordhampton zur Hülfe herbei. Der Kampf beginnt jetzt aufs Neue, er ſchwankt, ſcheint ſich für die Franzoſen zu erklären. Da wird von Warwik ein Ritter, Sir Thomas Norwich, entſandt, um Hülfe vom Könige zu erbitten. Aber Eduard, der von der Höhe des Berges die Schlacht verfolgt und die Nothwendigkeit dazu noch nicht erſehen, entläßt ihn mit den Worten: Sagt dem Warwik, daß er keine Hülfe bekommen wird. Der Knabe ſoll heute ſeine Sporen verdienen (que l'enfant gagne ses éperons), die ich ihm unlängſt geſchenkt. Der Ruhm des Tages ſoll ihm allein und Denen gehören, deren Obhut ich ihm anvertraut. Dieſe Botſchaft trieb die Engländer, ſich mit erneuertem Muthe den Franzoſen entgegenzuwerfen. Allmälig begannen auch dieſer Angriffe lauer zu werden. Da fällt Alencon, des Königs Bruder; auch der Graf von Flandern und die vornehmſten Ritter erliegen den feindlichen Geſchoſſen; in Unordnung weicht die Linie; die feindliche Infanterie folgt, und namentlich richteten die Walliſer mit ihren langen Meſſern ein großes Blutbad unter den Rittern an, die ihre Pferde verloren, und durch ihre ſchweren Rüſtungen jeglicher Beweglichkeit beraubt waren. Vergebens war indeſſen, daß der König ſelbſt zur Unterſtützung ſeines Bruders herbeigeeilt. Die Unordnung, die bereits überall eingeriſſen, erlaubte nirgend die Schlacht herzuſtellen. Zwar ſuchte er perſönlich das Seine zur Herſtellung der Ordnung

beizutragen; indeß erſt, nachdem er ſein Pferd verloren und ein friſches beſtiegen, gelang es dem Grafen von Hennegau, der den Zügel des Pferdes ſeines Herrn ergriff, ihn vom Schlachtfelde wegzuführen. Mit einer nur unbedeutenden Begleitung gelangte er am Abend wieder zu Amiens an.

Obwohl mit Philipps Entfernung die Hauptangriffe aufgehört, ſo hatten dennoch eine Menge vereinzelter Angriffe, jedoch ohne Zuſammenhang, Statt. Bei einem derſelben fand auch der blinde König von Böhmen ſeinen Tod. Als er nämlich hörte, daß die Franzoſen ſich ſchon matt zeigten, fragte er: Wo iſt mein Sohn Karl? Seine Leute antworteten: Wir wiſſen es nicht, wir glauben aber, daß er in der Nähe ſtreitet. Da bat ſie der König, ihn ſo weit vorwärts zu führen, daß er einen tüchtigen Schwertſtreich führen könne. Um ihn im Gedränge nicht aus den Augen zu verlieren, banden die Ritter, die ihn begleiteten, die Zügel ihrer Roſſe mit dem des Königs zuſammen, und brachten ihn nun in das Gedränge, um ſeinen Wunſch zu erfüllen. Der König ritt vorwärts, that mehr als ſechs Streiche und ſchlug ſich muthig. Eben ſo thaten es ſeine Gefährten, bis der König und ſie Alle erſchlagen wurden *).

---

*) Man fand ſie am andern Tage auf der Stelle, wo ſie gefallen, ihre Pferde an einander gekoppelt. Als aber Eduard die böhmiſchen Ritter auf dem Schlachtfelde liegen ſah, verwunderte er ſich, daß

Mit der anbrechenden Dunkelheit nahm das Kampfgewühl allmälig ab. Nur das Rufen einzelner Verſprengten, die ihre Banner ſuchten, unterbrach die Stille der Nacht. König Eduard ſelbſt, wohl überzeugt, daß er den Feind zurückgeſchlagen, von der Größe ſeines Sieges jedoch noch gar nicht unterrichtet, befahl ſeinen Leuten, ein Feuer anzumachen, aber ihren Platz durchaus nicht zu verlaſſen. Dann eilte er zum Vordertreffen, um ſeinen Sohn zu ſehen. Ihr habt Euch adelig benommen, redete er ihn an: Ihr habt Euch meiner und meiner Krone würdig bewieſen. Der Prinz aber beugte ſein Knie und maß die Schlacht allein dem Verdienſte des Vaters bei.

Ein dichter Nebel, der des andern Tages die ganze Landſchaft bedeckte, verhinderte beide Theile, zweckmäßige Maßregeln, ſey es zur Sicherheit des Beſiegten, oder zum Vortheil des Siegers, zu nehmen. Eduard aber entſandte noch während desſelben 3000 Mann auf Kundſchaft. Dieſen mußte durch die große Maſſe Verſprengter, welche ſie überall antrafen, und durch die einzelnen dem Schlachtfelde

---

ſie ſich um ſo geringen Sold erſchlagen laſſen, und brach, als endlich die Leiche des Königs hervorgezogen wurde, in die Worte aus: Der hätte auch ein anderes Sterbebett verdient! Der Helmſchmuck aber des unglücklichen Königs — drei Straußfedern — mit dem Wahlſpruche: „ich diene" ging in das Wappen des Prinzen von Walis über, die ihn noch jetzt führen.

noch zuziehenden Haufen, die von der Schlacht nichts wußten, die große Auflöſung des Heeres bald klar werden. Mehrere ſolcher Haufen wurden faſt ohne Widerſtand niedergehauen. Als endlich die Sonne die Nebel zertheilte, vollendete die engliſche Kavallerie den Sieg. Was ſich im Bereiche des Schlachtfeldes verlaufen, oder hier noch ſäumte, ward niedergehauen. Sogar der Liſt bediente man ſich, um die Verſprengten zu ſammeln. Man pflanzte nämlich die genommenen Paniere auf hohe Berge, um dadurch gewiſſermaßen den Sammelplatz für die dazu gehörigen Leute anzudeuten. Aber kaum nahete ſich dem trügeriſchen Zeichen Jemand, als er auch ſogleich ergriffen und getödtet wurde. Das Blutbad dieſes zweiten Tages ſoll noch größer geweſen ſeyn, als das der Schlacht ſelbſt. Am Abend dieſes Tages konnte der Verluſt des Feindes auf dem Schlachtfelde dem Könige von England mit Gewißheit angegeben werden. Er betrug 11 Fürſten, 80 Banner, 1200 Ritter, 4000 ſonſtige Berittene und gegen 30,000 Erſchlagene des Fußvolks. Der König von England aber geſtattete dem Feinde einen dreitägigen Waffenſtillſtand, um die Todten zu beerdigen, und wohnte in Trauerkleidern der Todtenmeſſe, die man ihnen auf dem Kirchhofe von Montenay hielt, bei.

Man hat häufig angenommen, daß die Engländer ſich bei dieſer Schlacht der Kanonen bedient hätten. Unter allen Zeitgenoſſen jedoch iſt Villani

der einzige, der dieſer Sache gedenkt *). Er ſagt, daß die Engländer auf und unter ihren Wagen mit Hohlkeſſeln geſtanden, welche kleine eiſerne Kugeln mit Feuer abblitzten. Die Schläge der Hohlkeſſel, fügt er hinzu, waren ſo ſtark, daß ſie Erderſchütterungen und Getöſe verurſachten, daß es ſchien, als wenn Gott donnere, mit ſtarker Vertilgung der Menſchen und beſonders der Pferde. Dieſe von Froiſſart unerwähnt gebliebene, von Gibbon bezweifelte und von Hume verfochtene Angabe könnte an und für ſich ſelbſt wohl wahr ſeyn, wie

---

*) Giovanni Villani († 1348) hat eine Istoria de suoi tempi, die er von 1286 bis 1348 chronikenartig durchführt, geſchrieben. Im XII. Buche cap. 65. erzählt er die Schlacht von Crecy. Da das Werk ſehr ſelten, ſo mag die darauf bezügliche Stelle hier Platz finden. Nachdem er von der Schlachtordnung und den Bogenſchützen beider Heere überhaupt geredet, ſchließt er alſo: che quando, i Genovesi balestravano uno quadrillo de balestro quelle saettavano 3 saette co loro archi che parea in aria uno nuvolo e non cadieno in fallo sanza fedire genti e cavalli, sanza i colui delle bombarde que faceno si grande timolto con romore che parea chi Iddio tonesse con grande occisione di gente e sfondamento di cavalli. Ma quelle, fährt er fort, che peggior fece alloste de franceschi si fu che essendo il luoco stretto da combattare etc.

wir es ſpäter darthun werden, aber bei ſeinem Heere hatte Eduard gewiß kein Geſchütz. Zuvörderſt würde er ſich deſſen bei ſeinem Seine-Uebergange bedient, dann würden die engliſchen Hiſtoriker davon geſprochen, und die franzöſiſchen nicht geſchwiegen haben. Endlich gedenken weder die engliſchen noch die franzöſiſchen Schriftſteller der Wagen (carri) und der auf und unter denſelben (su i carri i sotto i carri) verdeckt aufgeſtellt geweſenen Schützen (alla coverta di sargane i di drape) bei Detaillirung der Schlachtordnung ſelbſt. Froiſſart bemerkt ausdrücklich *), daß der König eine Wagenburg formirt, aber nur, um ſein Gepäck und die Pferde der abgeſeſſenen Ritter darin ſicher zu ſtellen. Wahrſcheinlich beſchönigten die genueſiſchen Armbruſtſchützen mit der damals gewiß ſchon hier und dort bekannten Wirkung der Geſchütze ihre Feigheit in jener Schlacht. Das Getöſe, welches das Rollen des Donners verurſachte, mit den Nachrichten jener großen Niederlagen verbunden, mußten dieſer Angabe viel Wahrſcheinlichkeit geben. — Wahrſcheinlich kam die Nachricht von dieſer Schlacht durch italieniſche Armbruſtſchützen Villani zu, und

---

*) Chap. 128. q. Que le Roi fit faire un grand parc près d'un bois derrière son Ost (Schlachtordnung), et la mettre tous chars et charettes fit entrer dedans ce parc tous ces chevaux et demeura chacun homme d'armes et archer à Pied.

da ſich zu jener Zeit die Gerüchte von der Anwendung jener neuen Erfindung von mehreren Seiten her zugleich kund thaten, ſo nahm der Geſchichtſchreiber gewiß auch keinen Anſtand, ſolchen Angaben Glauben beizumeſſen.

Der erſte große Sieg, den Eduard in Perſon erfocht, ſollte auch der letzte ſeyn. Die größern Thaten ſeines Volkes gehören fortan ſeinem Sohne. Nur bei Calais, von dem wir bei Erörterungen der poliorzetiſchen Verhältniſſe dieſer Periode reden werden, zeigt er ſich noch in dem Glanze, der des Siegers von Crecy würdig war. Eduard von Wales, des Königs Sohn, von ſeiner Rüſtung der ſchwarze Prinz genannt, den wir ſchon in den erſten Jahren ſeines Jünglingsalters ſo tapfer bei Crecy die Sporen ſich verdienen ſahen, kann ſeit dem Waffenſtillſtande, der nach der Einnahme von Calais zwiſchen Frankreich und England Statt fand, als oberſter Anführer der Engländer in Frankreich betrachtet werden. Als ſolchen finden wir ihn 1355 an der Spitze eines Heeres von 60,000 Mann, mit dem er von Bourdeaux aus einen Verheerungskrieg gegen Frankreich eröffnet. Er zog, in mehrere Heerhaufen — battles — getheilt, zunächſt durch die Grafſchaft Armagnac bis an den Fuß der Pyrenäen, wandte ſich dann gegen Norden und ſengte und brennte bis Toulouſe. Durch die Garonne ging er mittelſt einer Furth, und rückte gegen Carcaſſonne und Narbonne vor und legte beide in Aſche. Nachdem er vom Meer-

buſen von Biscaya bis zur mittelländiſchen See, und von den Pyrenäen bis zur Garonne Alles unter Feuer und Flamme geſetzt, und nachdem er in einem Zeitraum von ſieben Wochen über ſiebenhundert Städte und Dörfer in Aſche gelegt hatte, kehrte er mit Beute beladen in die Mauern Bourdeaux's zurück.

Zu gleicher Zeit war Eduard von Calais aufgebrochen, aber durch die kluge Anſtalten Johanns, der Philipp in der Regierung gefolgt war, hatte er ſich genöthigt geſehen, ſchon nach einer kurzen Zeit wieder den Rückmarſch nach Calais anzutreten, von wo aus ihn bald innere Unruhen nach England abriefen.

Das nächſte Jahr jedoch (1356) ſollte durch den größten Sieg, der Eduards Regierung verherrlichte, in der Kriegsgeſchichte bekannt werden. Während der Herzog von Lancaſter an der Spitze eines nicht zu ſtarken Heeres die Franzoſen in der Normandie beſchäftigte, war der ſchwarze Prinz mit etwa nur 12,000 Mann, worunter nicht ein Drittheil Engländer befindlich, zu einem ähnlichen Raubzuge, wie der vergangenen Jahres, aufgebrochen. Doch die Verheerungen, die ihn begleiteten, traten in einer weit ſchwärzeren Farbe vor. Wohin er ſich wandte, wurde Alles, wurden Weiler, Dörfer und Städte in Aſche gelegt. Engliſche Schriftſteller ſelbſt ſagen, daß die Erndte in den Boden geſtampft, das Vieh getödtet ward, die Lebensmittel, welche das Heer nicht aufzuzehren im Stande

geweſen, vernichtet, und daß endlich Alle, die nur einigermaßen vermocht einiges Löſegeld zu zahlen, nach Bourdeaux geführt worden. So wälzte ſich dieſer Verheerungszug von Stadt zu Stadt, von Provinz zu Provinz; Guercy, Limouſin, Auvergne, Berry glichen, mit Ausnahme von Bourges, Limoges und Jſſoudun, einer Wüſte. Bis gegen die Normandie zu dachte der ſchwarze Prinz ſeinen Raubzug ſo fortzuführen. Aber an der Loire angekommen, findet er alle Brücken abgebrochen, alle Päſſe beſetzt. Ein dunkles Gerücht ſagt ihm zugleich, daß König Johann in Perſon an der Spitze eines Heeres von 60,000 Mann im Anzuge ſey. Dieſer nämlich hatte Alles, was er an treuen und ergebenen Vaſallen noch beſaß, nach Chartres beſchieden. Von dort aus hatte er ſich gegen die Loire gewandt, dieſen Fluß bei Blois überſchritten und ſeinen Weg über Amboiſe, Loches und Chauvigny gegen Poitiers fortgeſetzt, in der Abſicht, ſeinem jungen kühnen Gegner den Rückzug abzuſchneiden, was ihm auch gelungen war. Dieſer, der einige Zeit unnütz mit der Einnahme von Romorentin, das er mit Hülfe der Bombarden und des griechiſchen Feuers (feu grégois) überwand, verloren, war von ſeines Gegners Heranzuge nur obenhin unterrichtet, und daher auch nicht wenig überraſcht, als er nach einem beſchwerlichen Marſche bei Maupertuis, zwei franzöſiſche Meilen nördlich von Poitiers, ganz unvermuthet auf des Königs Vorhut ſtieß. Der kurze Ausruf

des Prinzen: Gott ſteh' uns bei, uns bleibt nichts übrig, als tapfer zu fechten! bezeichnet wohl am beſten, was der junge Krieger von ſeiner Lage dachte.

Ohne uns auf eine Unterſuchung der Stärke der hier zuſammentreffenden Heere einzulaſſen und zu verſuchen, die verſchiedenen Angaben darüber in Einklang zu bringen, wollen wir nur bemerken, daß die Franzoſen den Engländern um das Siebenfache überlegen waren. Die Einſicht jedoch des ſchwarzen Prinzen, der die Lokalität beſonders zu benutzen wußte, hob jenes Mißverhältniß gewiſſermaßen auf, was ſtets der Fall iſt, wenn die Intelligenz gegen die blind anrennende Wuth in die Schranken tritt.

Auf einem ſanft anlaufenden, von Hecken, Gärten und Geſträuchen ſtark durchſchnittenen und ganz eingehegten Berge, Champ de Maupertuis genannt, unweit Beaumont, zu deſſen Gipfel nur eine ſchmale lange Gaſſe — chemin montant — führt, hatte der Prinz mit Einſicht ſeine Stellung genommen. Hierdurch paralyſirte er gewiſſermaßen den Angriff des Kerns des franzöſiſchen Heeres, der Reiterei. Während er die Geharniſchten und das Fußvolk jenem Debouche gegenüber in einiger Entfernung aufſtellt, rangirt er vor ihnen die Hälfte ſeiner Bogenſchützen, in der ſtets üblichen Form eines Fallgitters (en herse), die Breite deſſelben dem Feinde zugekehrt, ganz wie bei Crecy. Die andere Hälfte derſelben beſetzt alle Hecken und Geſträuche nach dem Feinde zu, beſonders längs des Weges, um den Feind bei ſeinem

etwanigen Vorrücken ſowohl in Front als Flanke beſchießen zu können. Der Prinz für ſeine Perſon ſelbſt wählte ſich ſeinen Platz bei den Geharniſchten, etwa in der Mitte des Schlachtfeldes. — Die Franzoſen alſo mußten, um die Engländer angreifen zu können, ein ſchmales ziemlich langes Defilee, das etwa nur drei Pferdebreiten betrug, unter den Pfeilen der gefürchteten Bogenſchützen durchlaufen, bevor ſie noch an die engliſche Schlachtordnung ſelbſt gelangten.

Unter den Angriffsarten, die ſich den Franzoſen darboten, wählten ſie in dem darüber gehaltenen Kriegsrath auf eines, wegen ſeiner Kriegserfahrenheit in großem Anſehen ſtehenden Mannes, des Herrn v. Ribenmont, Vorſchlag die ſchlechteſte. Sie beſchloſſen nämlich, die geſammte Ritterſchaft abſitzen zu laſſen, aus den Bravſten derſelben jedoch, die zu Pferde bleiben ſollten, eine Spitze zu bilden, um das Defilee zu forciren und den Hauptabtheilungen des Heeres den Weg durch daſſelbe zu bahnen. Der König gab dieſem Vorſchlage ſeine Zuſtimmung. Das ganze franzöſiſche Heer ward dem gemäß in drei Abtheilungen, angeblich jede zu 16,000 Mann, geſchaart und dem feindlichen Heere gegenüber aufgeſtellt, und zwar ſo, daß eine Abtheilung unter des Prinzen von Orleans Befehl dem Defilee gegenüber, die beiden andern aber, dieſer die Flanken deckend, mehr rückwärts — echellonartig in der Militair-Sprache unſerer Zeit — zu ſtehen kamen. Der König und ſein

Sohn Philipp übernahmen den Befehl des rechten Flügels; der Dauphin aber und ſeine Brüder Ludwig und Johann den des linken. Vom ganzen Heere blieben außer den 300 Gendarmen, die beſtimmt waren, die Tete zu bilden und das Defilee zu reinigen, nur noch einige Deutſche, um etwa unerwartet eintretenden Umſtänden zu begegnen, zu Pferde. Während Alles zur Schlacht geordnet war und man das Zeichen dazu gewärtigte, erſchien der Biſchof Talleyrand Perigord auf dem Schlachtfelde, um einen Frieden zu vermitteln. — Wie wenig der junge Prinz ſelbſt an den Sieg geglaubt, geht wohl aus den Bedingungen hervor, die er einzugehen ſich erbot. Sichert meine und meines Herrn Ehre, ſprach der Prinz, und gern will ich billigen Vorſchlägen Gehör geben. Holder Sohn! entgegnete ihm der Friedensbote, Ihr habt weiſe geantwortet, mein Geſchäft ſoll es ſeyn, Euch ſolche zu verſchaffen. Den billigen Anerbietungen des Prinzen, ſeine Eroberungen, Beute und die Gefangenen zurückzugeben und 7 Jahre nicht zu dienen, ſetzte König Johann die hohe Forderung entgegen, daß ſich der Prinz mit hundert ſeiner auserwählten Ritter zu Kriegsgefangenen ergeben ſollte. Da dieſer Antrag mit Unwillen verworfen ward, ſo durften beide Theile die Entſcheidung nur im Kampfe ſuchen. Die Engländer aber hatten dieſen Aufſchub ſehr geſchickt benutzt, ihre Stellung noch zu verſchanzen und eine Wagenburg zu bilden. Bei den Franzoſen hatte dagegen nur

die Veränderung in ihrem urſprünglichen Plane Statt gefunden, den Herzog von Orleans der gefährlichen Ehre, den Vortrab zu befehligen, zu entbinden. Sie ward den Marſchällen Arnold d'Andenham und Johann v. Clermont, und Orleans ſcheint nur der Befehl über die ihnen zur Unterſtützung dienen ſollende Reſerve geblieben zu ſeyn. —

Die erſten Strahlen des 19. Septembers (1356) riefen beide Heere zur Schlacht. Die franzöſiſchen Marſchälle ritten an der Spitze der ihnen vertrauten 300 Gendarmen muthig in das Defilee. Anfangs nirgend einen Widerſtand. Doch kaum darin verwickelt, empfängt ſie von allen Seiten ein Pfeilhagel, der die Luft verdunkelt*). Im bunten Gewirr ſtürzen Roß und Reiter zuſammen. Nur mit Mühe erreicht eine kleine Schaar den Ausgang des verderblichen Engpaſſes. Aber dieſe bleibt keinen Augenblick über ihre Pflicht in Zweifel. Sie wirft ſich mit Muth auf die gegenüberſtehenden Engländer. Doch keiner derſelben vermochte bis zur Schlachtlinie derſelben vorzudringen. Zuerſt wird Mar-

---

*) Being in so great numbers, do dim the light of the Sun, darken the Air, and cover the Earth with their vollies of arroows, ſagen die engliſchen Schriftſteller von den Wirkungen der Pfeile in der Schlacht. — Sonſt vergleichen die engliſchen Chroniker dieſen Pfeilregen wohl to the fall of hail and snow, and the motes in the Sun.

ſchall d'Andenham aus dem Sattel gehoben und gefangen; Clermont wird getödtet. Mit der Füh- rer Fall vermehrt ſich die Unordnung, und ein Ka- vallerie-Angriff, den die Engländer zur rechten Zeit gegen ſie unternehmen, vollendet die Niederlage der Tete der franzöſiſchen Armee. Was nicht gefal- len, ſtürzt denſelben Weg zurück und wirft ſich auf die zur Unterſtützung herbeieilende Gendarmerie zu Fuß. Furcht und Unordnung theilen ſich auch die- ſer mit. In der Front durch die Engländer an- gegriffen und von den eigenen Leuten niedergeritten, von hinten aber durch die nachrückenden Truppen vorgedrückt, entſteht bald ein allgemeines Schwan- ken, das ſich immer mehr dem ganzen Treffen mit- theilt und bald in Unordnung und Flucht ausartet. Der linke Flügel, unter Befehl des Dauphins, wird mit in dieſe Unordnung verwickelt. Da rücken plötz- lich 600 Engländer, unter des Captal v. Buche Anführung, über einen nahen Hügel vor, und grei- fen den linken Flügel der Franzoſen an. Die Rit- ter der hintern Glieder, um ihre Roſſe beſorgt, entziehen ſich zuerſt dem Gefechte, dieſe in Si- cherheit zu bringen. Die Herren von St. Ve- nans und Landas, deren Obhut die jungen Prin- zen anvertraut ſind, glauben dieſe dem Kampfge- wühl entziehen zu müſſen und ſchicken ſie unter einer Bedeckung von 800 Lanzen nach Chauvigny. Dies im Verein mit dem Vorrücken der Eng- länder in der Front wirkt ſo nachtheilig auf die Franzoſen, daß ſie die Schlacht für verloren halten.

Der Herzog von Orleans giebt ſeiner Abtheilung den Befehl zum Zurückzuge, der bald in Flucht ausartet. Der König allein noch weilt an der Spitze ſeines Haufens, der freilich noch immer zahlreicher war, als das ganze engliſche Heer auf dem Schlachtfelde. Da regt der tapfere Sir Johann Chandos den Prinzen Eduard an, mit dem Hauptkorps hervorzubrechen und den König von Frankreich ſelbſt anzugreifen. Ich kenne ihn als einen tapfern Ritter, fügte er hinzu: der nie vor einem Feinde fliehen wird. Es mag ein blutiges Unternehmen werden, endet er ſeine beherzigende Anrede, allein gefällt es Gott, ſo ſoll er unſer Gefangener ſeyn.

Dieſer Rath findet Beifall, und das engliſche Heer rückt auch ſogleich zum Streite nach dem Moor vor, auf dem die Franzoſen ſtanden. Der erſte Angriff trifft die deutſche Reiterei, die ſich den Engländern muthig entgegenwirft. Aber da der Zufall ſie gleich anfangs ihrer drei Anführer, der Grafen von Saarbruk, Naſſau und Nidau, beraubt, ſo weichen auch ſie vom Schlachtfelde. Gaultier von Brienne, Herzog von Athen und Connetable von Frankreich, der ſich nun der wogenden Schaar der Feinde mit dem Schlachtruf „Mountjoy St. Denis!" entgegenſtellt, ward von ihnen mit dem Nationalruf „St. Georg für Guienne!" empfangen, und er und ſeine Leute decken in kurzer Zeit das Schlachtfeld. Da rückt der König ſelbſt, von Verzweiflung getrieben, an der Spitze ſeines

Haufens, eine Streitaxt in der Hand und ſein Banner vorauf, gegen die Engländer vor. Durch ſeine perſönliche Tapferkeit unterhält er geraume Zeit das Gefecht. Selbſt zwei Wunden, die er im Geſicht empfängt, ſchwächen ſeine Kampfluſt nicht. Endlich wird er zu Boden geworfen und in dichten Reihen von ſeinen Feinden umſtanden. Da dringt ein junger Ritter durch den dichten Haufen, beugt das Knie und bittet den König, ſich zu ergeben, ſonſt werde es ihm das Leben koſten (rendez vous, rendez vous, ou vous êtes mort). Aber nur ſeinem Vetter, dem Prinzen Eduard ſelbſt, will ſich der König ergeben. Als ihm der Ritter ſagt, daß er entfernt ſey, aber daß er ſich erbiete, ihn zu ihm zu führen, ergeht an ihn die Frage, wer er ſey? Dionys von Morbec iſt die Antwort, ein Ritter aus Artois, der, aus Frankreich verbannt (et qui j'y ai tout forfait le mien), gezwungen iſt, dem Könige von England zu dienen. Der König willigt ein, ſein Gefangener zu werden (lui bailla son dextre gant). Doch die Engländer, eiferſüchtig, daß nicht Einer der Ihren den König gefangen genommen, wollen ihn dem Franzoſen entreißen; die Gascogner im Heere nehmen ſich ihres Landsmannes an. Beide Theile ſind im Begriff an einander zu gerathen; des Königs Leben ſelbſt iſt gefährdet (en disputant entre eux ils tirailloient le roi) *). Da erſcheint Warwik,

---

*) Là eut grand presse et grand tirées entour le

vom Prinzen entſandt, über des Königs Schickſal Erkundigungen einzuziehen, macht dem Streit ein Ende und übernimmt es, den König zum Prinzen zu geleiten. — Die Art, wie Eduard den gefangenen König empfangen und behandelt, iſt bis auf unſere Tage ein Beweis des Edelmuthes und ſchöner Geſinnungen geblieben.

Achttauſend auf dem Schlachtfelde und 3000 auf der Flucht erſchlagene Franzoſen bekundeten die Größe ihrer Niederlage; 16,000 aber wurden gefangen, der Mehrzahl nach unter den Mauern von Poitiers, wohin ſie ſich geflüchtet, wo ſie aber, aus Beſorgniß, der Feind könne mit ihnen zugleich eindringen, nicht aufgenommen wurden. Unter ihnen ſollen ſich 17 Grafen und 800 Ritter und Barone, größtentheils verwundet, befunden haben, was nicht unwahrſcheinlich iſt, da allein 26 Herzoge und Grafen ſich im Gefolge des Königs befanden. Die Engländer aber hatten ihren Sieg mit dem Verluſt von nur 900 hommes d'armes und 1500 Bogenſchützen erkauft. Die Schlacht ſelbſt hatte vom Morgen bis etwa gegen Mittag gedauert.

Aus der Vergleichung beider Schlachten geht hervor, daß die engliſchen Heerführer in der Kriegskunſt ohne Zweifel höher ſtanden, als die franzöſiſchen. Die große numeriſche Ueberlegenheit der

---

roi car chacun s'efforcoit de dire je l'ai pris, je l'ai pris et ne pouvant le roi aller avant, ni Messire Philippe son mains néfils. Froiss.

Franzoſen ſcheint dieſe nicht allein ſicher gemacht, ſondern auch verblendet zu haben *). Ohne Ordnung, nur von blindem Eifer getrieben, werden beide Schlachten begonnen; beide enden mit einem paniſchen Schrecken, der die Niederlage noch vermehrt. Crecy hätte wenigſtens Johann dazu dienen ſollen, ihn zu überzeugen, mit wem er es zu thun hatte. — Uebrigens ſpielen die Bogenſchützen in beiden Schlachten ſo bedeutende Rollen, daß man wohl ihnen mit Recht den Sieg allein zuſchreiben darf, eine Meinung, die bereits in den erſten Jahrhunderten nach denſelben ausgeſprochen ward **). Die Sache war den Franzoſen etwas Neues, überraſchte alſo natürlich, und mußte in

---

*) Eine Stelle aus Froiſſart, S. 286., ſetzt dies außer allem Zweifel: ni aussi le roi, ni les marechaux ne purent adonc être maître de leurs gens, car il y avoit si grand gens et si grand nombre de grands seigneurs que chacun vouloit là montrer sa puissance. Si chevauchèrent en cet état sans arroi et sans ordonnance si avent qu'il s'approchèrent leurs ennemis et qu'ils les voyoient en leur présence.

**) Apud Anglos in sagittis unica spes et praecipua gloria crebris victoriarum proventibus, parta. Nachdem Jovius noch Manches zu deren Ruhm geſagt, fügt er noch hinzu, daß ſie es waren, die die franzöſiſchen Reiter, quo nihil acrius atque vehementius olim fuit, egregie sustinuerunt.
Paul. Jovii descript. Britanniae J. 16.

dem Maße überraſchender wirken, als ſie ſo gar nicht zu dem Kriegsſyſtem der franzöſiſchen Gendarmerie paßte. Es war das Tirailleurſyſtem jener Zeit, und die Wunder, die dadurch bewirkt wurden, ſind denen, die wir erlebten, in vielen Beziehungen nicht unähnlich.

Die Schlacht ſowohl als die Gefangennehmung des Königs hätten, wenn auch grade nicht einen Stillſtand, ſo doch Unſicherheit in Frankreichs Angelegenheiten bringen, und denen Englands einen neuen Schwung geben ſollen. Und doch finden wir faſt das Gegentheil davon. Mit einer Armee, wie ſie ſeit hundert Jahren nicht in England geſehen worden, war Eduard (Oktober 1359) aufs Neue von Sandwich aus in Frankreich gelandet*). Mit ihm zog er von Calais aus, nebenbei noch Alles, was es an Abenteurern, lüderlichen und vielleicht auch braven Leuten in Deutſchland, Brabant, Flamland und im Hennegau gab, und die mit dem guten Vorſatz (tant gagner que jamais ne seraient pauvres) nach Frankreich gekommen waren, unter ſeinen Fahnen, in drei Treffen (battles), die in großer Entfernung von einander marſchirten, zur Verwüſtung Frankreichs aus, und durch die Picardie, Artois und Cambreſis gegen Rheims. In den In-

*) Il entreroit au royaume de France si puissamment et il demeureroit tant qu'il auroit fin de guerre, ou bonne paix, à son honneur et plaisir, läßt Froiſſart Eduard von dieſem Zuge ſagen.

tervallen des Heeres fuhren Wagen mit Zelten, Mühlen und Schmieden, um das Korn zu mahlen, Hufeiſen für die Pferde und andere Dinge zu machen. Wir leſen, daß der König 6000 dergleichen Karren, jeden mit 4 guten ſtarken Pferden beſpannt, bei ſeinem Heere gehabt. Ueberdies waren auf den Wagen auch kleine Boote, aus geſottenem Leder gefertigt, die jedoch nur drei Mann trugen, und von denen ausdrücklich bemerkt wird, daß ſie bei der Fiſcherei während der Faſten den Lords und Baronen ſehr gute Dienſte geleiſtet. Noch gedenkt Froiſſart einer großen Menge Luxusartikel beim Heere ſelbſt.

Von Rheims, wo ſich der König von England gern zum König von Frankreich hätte ſalben laſſen, mußte er nach einer unrühmlichen Belagerung von ſieben Wochen wieder abziehen, und wir ſehen ihn darauf vor Paris erſcheinen. Aber auch hier lächelte ihm das Glück nicht, denn er mußte nach einem großen Verluſte ſich ſchimpflich zur Flucht verſtehen. Sind die Nachrichten, die uns darüber überkommen, gegründet, ſo verlor der König auf dem Rückzuge an einem Tage 6000 Pferde. Der Kampf der Elemente und das ſchreckliche Elend, das ihn von allen Seiten umgab, ſollen auf den König einen ſo lebhaften Eindruck gemacht haben, daß er vom Pferde geſprungen und, die Arme gegen die Kathedrale von Chartres ſtreckend, gelobt haben ſoll, jedem billigen Friedensgeſuch zu genügen.

Man ſoll dieſem Umſtande den Frieden von Bretigni (8. Mai 1360) verdanken.

Wir übergehen die Gräuel, die Eduards Truppen — die compagnies — noch eine Zeit lang gegen ſeine Befehle in Frankreich fortſetzten; wir ſchenken ſelbſt einzelnen kriegeriſchen Unternehmungen des ſchwarzen Prinzen keine weitere Aufmerkſamkeit. Alle Operationen deſſelben zweckten fortan nur darauf hin, Frankreich zu durchziehen und zu plündern. Obwohl die engliſchen Banner wiederholentlich vor Paris wehen, obwohl ſie plündernd die Picardie, Champagne und Brie durchziehen, und von der Normandie bis nach Guienne in ſtetem Hin- und Herziehen bleiben, ſo haben deren Unternehmungen doch durchaus kein Intereſſe für die Kunſt. Karl V. hatte ſeinen Truppen jedes entſcheidende Gefecht mit den Engländern unterſagt. Die Verheerungen derſelben nach faſt allen Richtungen geduldig ertragend, beharrten ſie mit großer Konſequenz bei dem Zauderungs-Syſtem, und ſelbſt Prinzen von Geblüt mußten ſich den ernſten Befehlen des Königs hierin fügen. Vielleicht, daß die Konſequenz bei Durchführung dieſes Syſtems das Meiſte zur Wiederherſtellung ihrer Angelegenheiten beitrug. Alle Städte glichen in dieſem Kampfe Feſtungen, und faſt überall ſehen wir die Kommunen hierbei mit herumziehenden Banden (compagnies) Kontrakte ſchließen und ſie zu ihrer Vertheidigung in Sold nehmen. Wenn wir ſehen, daß

der Sold für einen Ritter allein 6 Fr., und 1 Fr. täglich für eine Lanze von drei Pferden betrug, ſo werden wir dies natürlich ſehr hoch finden *).

Der Sieger von Crecy und Poitiers hatte 1374 nur noch Calais, Bourdeaux, Bayonne und einige Plätze an der Dordogne inne, und alle Siege, die die erſten Jahre ſeiner Regierung verherrlicht hatten, ſollten am Ende derſelben wenig mehr übrig laſſen als die Spuren eines langen erſchöpfenden und nutzloſen Krieges. — Ohne uns in die Beſchreibungen endloſer Kämpfe und Räubereien zu verlieren, wohin uns eine detaillirte Darſtellung der kriegeriſchen Ereigniſſe dieſer Periode führen würde, müſſen wir uns begnügen, ſie nach ihren Hauptzügen zu geben.

Wir

---

*) Als Philipp 1338 die Stände Frankreichs zuſammenrief, war der Sold folgendermaßen feſtgeſtellt. Le simple pieton 12 deniers tournois par jour, l'arbalêtrier 15 deniers; l'écuyer 6 sols 6 deniers; le simple chevalier 10 sous; le chevalier banneret 20 sous; le simple gentilhomme servant à pied 2 sous. Der Soldat aber mußte ſelbſt für Waffen und Pferd ſorgen. Nach unſerm Geldwerth betrug der Sold eines Fußknechts alſo täglich 24 Sous, der eines Ritters 12 Franken. — In Eduards Heer erhielt ein Graf täglich 6 Sch. 8 Penc., der Bannerherr 4 Sch., der Ritter 2 Sch., der Knappe, Centener und Hauptmann 1 Schilling, der Vintenar und der berittene Bogenſchütze täglich 6 Penc., der unberittene 3 Penc., und der walliſer Fußknecht 2 Pences.

Wir können daher, ohne dem Zuſammenhange zu ſchaden, ſehr füglich erſt wieder mit dem Könige Heinrich V. beginnen. An der Spitze eines Heeres von 16,000 Geharniſchten, 24,000 Bogenſchützen war er bei Havre de Grace gelandet. Nachdem er ſeine Armee ausgeſchifft, die Mundvorräthe und den Troß ans Land gebracht, wendet er ſich ſogleich zur Belagerung von Harfleur, das zu Lande und zu Waſſer eingeſchloſſen ward. Obwohl ſich die Garniſon tapfer wehrte, ſo unterlag ſie dennoch nach fünf Wochen den Angriffen, indem ſich die Engländer hier mit großer Geſchicklichkeit des Geſchützes bedienten. Aber der Angriff ſowohl, als auch eine verheerende Krankheit hatten einen großen Theil des engliſchen Heeres dahingerafft. Um daher nicht ſowohl die Koſten der Ausrüſtung, als beſonders auch ſeinen Ruf zu verlieren, dachte der König daran, ſich durch eine kühne Unternehmung das Glück wieder geneigt zu machen. Er nahm ſich demnach vor, durch die Normandie, Picardie und Artois grade nach Calais zu marſchiren. In der Normandie jedoch ſtand ein ſchönes franzöſiſches Heer von 40,000 Mann Fußvolk und 6000 Reitern, das der Dauphin unter des Connetable's d'Albret Leitung ſelbſt anführte. Obwohl die Einſichtsvollern in König Heinrichs Heer ſich gegen ein Unternehmen dieſer Art durchaus erklärten, ſo befahl der König dennoch, dahin aufzubrechen. In der ihnen gewöhnlichen Schlachtordnung, d. h. in drei großen Abtheilungen (battles)

und zwei Korps, die Vor- und Nachhut formirten und die zugleich zur Seitendeckung verwandt wurden, trat er den Marſch an. Aber mit der ihnen ſeit einiger Zeit gewöhnlichen Vorſicht begnügten ſich die Franzoſen mit kleinen Vortheilen, vermieden jedes ernſtliche größere Gefecht, umſchwärmten jedoch das engliſche Heer in dem Maße, daß Jeder gefangen ward, der nicht unmittelbar beim großen Haufen blieb. Dabei ſchnitten ſie ihnen alle Lebensmittel ab, und verurſachten dadurch bald den größten Mangel beim engliſchen Heere. An der Bresle von der Garniſon von Eu mit Wuth und Ungeſtüm angegriffen, erſtritt es hier zwar den Uebergang, aber nur, um unter neuen Mühſeligkeiten den Weg gegen die Somme fortſetzen zu müſſen. Endlich erreichte es das Ufer derſelben, und bei Blanchetaque glaubte Heinrich mit Eduards Muth und Glück den Uebergang erzwingen zu können. Die Franzoſen jedoch, durch den frühern Unfall belehrt, hatten die Furth durch Palliſaden geſperrt, und ein nicht unbedeutendes Korps Geharniſchter und Bogenſchützen ſtand zur Vertheidigung dieſer Verpfählung bereit. Der König ſah ſich dadurch genöthigt, einen andern Weg einzuſchlagen. Er ging nach Arrames zurück, und zog, Abbeville, wo der Connetable d'Albret ſtand, vermeidend, das linke Somme-Ufer hinauf nach Bailleul. Doch von der andern Seite folgte der Feind jeder ſeiner Bewegungen, und überall, wo er erſchien, fand er die Furthen beſetzt und die Brücken zerſtört. Bei Pont

St. Remy und Pont Audemer wurden ſeine Verſuche, überzugehen, ſogar blutig abgewieſen. Der Zufall jedoch, oder vielleicht auch Heinrichs Thätigkeit, ließen ihn endlich bei Bethancourt eine Furth entdecken, welche die Miliz von St. Quentin aus Unachtſamkeit verſäumt hatte zu beſetzen. Mit Gewandtheit benutzte Heinrich dieſen Umſtand, und ehe es die Franzoſe verhindern konnten, ging er bei Vayenne und Bethancourt über und faßte am rechten Ufer, in Monchy la Gauche, feſten Fuß. Der Connetable d'Albret verließ darauf ſeine Stellung und zog ſich auf der Straße von Calais bis Bapaume und St. Pol zurück, wohin er allen Verſtärkungen und Truppen, die er im Marſch begriffen wußte, Befehl gab, ihm zu folgen. Der Umſtand, daß Heinrich gegen alle Berechnungen der franzöſiſchen Heerführer ſeinem Untergange entſchlüpft war, ſcheint die Franzoſen in dem Maße erbittert zu haben, daß ſie ihr gut berechnetes Syſtem des kleinen Krieges plötzlich verließen, um in einer entſcheidenden Schlacht ihr Glück zu verſuchen. In Rouen nämlich, wohin König Karl VI. die Anführer des Heeres zu einem Kriegsrathe berufen, ward mit 35 Stimmen gegen fünf für eine große Schlacht entſchieden. Der Connetable theilte dieſen Entſchluß dem Könige von England mit, und drei Herolde entledigten ſich knieend. ihres Auftrages. Auf ihre Frage an ihn: welchen Weg er zu nehmen gedenke? antwortete er: den graden nach Calais. Ich werde, fügte er hinzu, um keinen

Schritt geſchwinder oder langſamer marſchiren, oder denen, die mir auf ihre Gefahr den Weg vertreten ſollten, ausweichen. Doch hätte ich gewünſcht, endete der König: daß man ſich zu etwas Anderm als zur Vergießung von Chriſtenblut entſchloſſen. Er entließ darauf die Herolde, die nur mit Furcht ihren Auftrag unternommen, reichlich beſchenkt.

Die Engländer traten des andern Tages auch wirklich ihren Marſch wie gewöhnlich und in guter Ordnung gegen Blangy an. Durch die ſchlechten Anſtalten der Franzoſen war es ihnen möglich geworden, ſich der Brücke über den reißenden Ternois zeitig genug zu bemächtigen, um ihren Marſch ungehindert fortſetzen zu können. Bald darauf entdeckten des Königs Vorläufer mehrere feindliche Haufen, die in der Richtung von Azincourt marſchirten. Von einer Anhöhe herab rekognoszirte der König den Feind, und befahl darauf ſeinen Leuten, zur Schlacht aufzumarſchiren. Als ſich jedoch kein Feind weiter zeigte, ging er bis gegen ein auf der Straße liegendes Dorf, Maiſoncelle, vor.

Die Franzoſen, angeblich 60,000 Mann ſtark, hatten nicht ſchlechte Luſt gehabt, das engliſche Heer ſogleich anzugreifen, und nur mit Mühe war es dem Connetable gelungen, dieſen Angriff zu hintertreiben. Der Schlacht von Crecy und Poitiers eingedenk, zog er es vor, ſich eine ſtarke Stellung auszuwählen, in der die Engländer, um ihren Marſch fortzuſetzen, ihn angreifen mußten. Er glaubte eine ſolche in der Nähe von Azincourt, drei Stunden nördlich von St. Pol und Hesdin, gefunden zu

haben. Den Truppen wurden durch ihre Anführer ihre Plätze angewieſen, und dort, wo ſie in der Schlacht fechten ſollten, wurden auch die Banner aufgepflanzt. Die kalte und naſſe Nacht (vom 24. zum 25. Oktober) verſtrich den Franzoſen unter Geſang und fröhlichen Gelagen, und Monſtrelet verſichert uns, daß man ſich ſogar damit die Zeit vertrieben, das Löſegeld des gefangenen Königs von England zu beſtimmen.

Ganz anders jedoch ſah es im Lager der Engländer aus. Seit dem 6. Oktober unaufhörlich den Angriffen der franzöſiſchen Streifpartheien ausgeſetzt, und im Kampfe ſowohl mit mancherlei Entbehrungen, als auch mit den Elementen, hatten die Beſchwerden des Marſches eine Menge Krankheiten erzeugt. Der Muth ihres jugendlichen Königs allein und das Andenken an die von ihren Voreltern unter ähnlichen Umſtänden einſt erfochtenen Siege hielten die Menge aufrecht. König Heinrich ſelbſt ging allen mit dem beſten Beiſpiel voran. Ohne ſich der Ruhe hinzugeben, ſah man ihn emſig das Lager durchreiten und die Anordnungen für den folgenden Tag treffen. Offiziere aus ſeiner Umgebung unterſuchten beim Schein des Mondes die Gegend. Kaum aber verſcheuchten die erſten Strahlen der Sonne die Dunkelheit, ſo ließ er das Heer zum Frühgebet und zur Meſſe ausrücken, und gleich darauf führte er es auf das auserſehene Schlachtfeld. Es ward, wie gewöhnlich, in drei Treffen und zwei Flügel geſtellt, aber dieſe ſo nahe an einander, daß ſie gleichſam nur einen Körper auszu-

machen ſchienen. Die geringe Anzahl der Engländer jedoch erlaubte nur, ſie vier Mann tief aufzuſtellen. Beide Flügel deckten kleine Wälder, und ſicherten ſie gegen Umgehungen. Die Bogenſchützen, welche die Stärke des Heeres ausmachten, und denen der König ſein größtes Vertrauen ſchenkte, ſtanden vor den Geharniſchten. Ihr wildes Anſehen erfüllte an dieſem Tage den Feind mit Schrecken. Viele nämlich ſah man ganz entkleidet, andere aber hatten Arme und Bruſt entblößt, um ſich freier bewegen zu können. — Die meiſten derſelben bedienten ſich auch einer Art an beiden Enden zugeſpitzter Stäbe, die ſie ſchief vor ſich in die Erde pflanzten, um ſo gegen den Anlauf der franzöſiſchen Reiterei geſichert zu ſeyn.

Der König aber mit einem Helme von polirtem Stahl, auf dem eine von Edelſteinen funkelnde Krone glänzte, und in einem Waffenrocke, auf dem die Wappen beider Völker geſtickt waren, ritt auf einem kleinen Grauſchimmel von Banner zu Banner und ermahnte ſeine Leute zur Tapferkeit. Hier hört er von ungefähr, wie ein Ritter zum andern den Wunſch äußert, daß es eine erſprießliche Sache ſeyn dürfte, wenn durch ein Wunder plötzlich mehrere jener tapfern Krieger, die müßig in England ſäßen, auf das Schlachtfeld, unter ſie, verſetzt würden. Bei Leibe nicht, ruft der König: ich möchte keinen Mann mehr haben! Verleiht uns Gott den Sieg, ſo haben wir ihn ſeiner Gnade zu danken. Erliegen wir dagegen dem Feinde, ſo iſt der Verluſt unſers Vaterlandes in dem Maße auch gerin-

ger, als unſerer weniger ſind. Kämpft nur wie ſonſt, mit Euerm alten Muth, und Gott wird uns ſchon ſchützen. Ehe die Nacht noch einbricht, hoffe ich unſere Feinde in den Staub hingeſtreckt, oder als Gefangene in unſern Händen zu ſehen.

Die Franzoſen hatten ſich zwiſchen Azincourt und Framecourt in drei Treffen, 20 oder gar 30 Mann tief aufgeſtellt. Ihre ganze Gendarmerie, mit wenigen Ausnahmen, war abgeſeſſen. Deren erſtes Treffen bildete die abgeſeſſene Gendarmerie unter Orleans und Bourbon. Achthundert Gendarmen zu Pferde auf jedem Flügel deſſelben hatten den Befehl, den feindlichen Bogenſchützen beim Vorrücken ſogleich in die Flanken zu fallen. Die Kommunal-Truppen und der Reſt der Ritter formirten unter Alençon ein zweites Treffen; eine Nachhut aber, an ſich ſelbſt noch ſtärker als das engliſche Heer, ſtand unter Dammartin de Marle Befehl. Die Kampfluſt der Franzoſen und deren Furcht, daß die Engländer ihnen entwiſchen könnten, war ſo groß, daß faſt alle Ritter ihre Plätze im zweiten und dritten Treffen verließen, um bei der Avantgarde zu fechten. Hierdurch natürlich befanden ſich dieſe Treffen faſt ganz ohne Offiziere; der Herzog von Berry allein, der vor 59 Jahren bei Poitiers gefochten, blieb auf ſeinem Platz. Beide Heere ſtanden etwa eine Viertelmeile aus einander. Aber der Regen, der während der Nacht gefallen, hatte den Boden zwiſchen ihnen ſo weich und ſchlüpfrig gemacht, daß die Kavallerie durchaus unbrauchbar wurde. Der Connetable, nach ſeinem

gefaßten Vorſatz, die Schlacht anzunehmen, aber nicht anzugreifen, hatte ſeinen Leuten befohlen, ſich bei den Banners niederzuſetzen und der Ankunft des Feindes ſo entgegen zu ſehen.

Obwohl dieſe Anordnung den König von England, der geglaubt hatte, angegriffen zu werden, verlegen machte, ſo benutzte er den durch die feindlichen Maßregeln entſtandenen Aufſchub ſehr gut. Er ließ ſeinen Truppen Erfriſchungen austheilen, und entſandte ſogar unbemerkt, was freilich der franzöſiſchen Aufmerkſamkeit wenig Ehre macht, zwei Detaſchements, das eine, um ſich auf deren linken Flügel in Hinterhalt zu legen, das andere, um ſie während der Schlacht im Rücken anzugreifen.

Eine unnütze Bravade der Franzoſen beſchleunigte vielleicht den Anfang der Schlacht. Auf ein Vorwärts, Banner! das der König mit ſtarker Stimme, ſelbſt vorſprengend, ausrief, ſetzte ſich das engliſche Heer in Bewegung und rannte mit Schlachtgeſchrei gegen die feindliche Schlachtlinie an*). Aber

---

*) Als dieſer Befehl erging, ſo knieten die Engländer nieder und nahmen Erde in den Mund. Dies ſehen wir auch die Flamländer vor der Schlacht von Courtray (1302) thun. Des prêtres, ſagt Sismondi von jener Schlacht: avoient celebré la messe devant eux; mais au lieu de s'approcher pour recevoir la communion, chaque soldat, sans sortir de son rang, s'était baissé, avoit pris un peu de terre à ses pieds, qu'il avoit porté à sa bouche, et s'étoit ainsi voué en silence, pour la

zwanzig Schritt von ihr macht es Halt, um Athem zu ſchöpfen, und gleich darauf, nach wiederholtem Schlachtruf, aufs Neue vorzudringen. Die 800 Geharniſchte, die der Connetable dazu ausgewählt hatte, das Korps der Bogenſchützen aus einander zu ſprengen, bevor es noch ſelbſt zum Angriffe käme, konnten, des aufgelockerten Bodens wegen, nicht einhauen, und wurden gleich anfangs ſo übel mitgenommen, daß ſie faſt gar nicht zum Kampfe kamen. Die Pferde derſelben namentlich wurden ſo ſcheu, daß die Reiter faſt jede Gewalt über dieſelben verloren. Außer ſich vor Schmerz, trugen ſie ihre Herren in die enggeſchloſſene Reihen des erſten Treffens, wodurch eine unendliche Unordnung entſtand. Die Bogenſchützen benutzten dieſe Verwirrung ſehr geſchickt, denn ſie drangen ſogleich mit Schwert und Streitaxt in die dadurch entſtandenen Lücken und richteten ein großes Blutbad an. Der Connetable ſelbſt und die vornehmſten Anführer dieſes Treffens erlagen bereits in dieſem erſten Anlauf.

Der König, der unterdeß mit den Geharniſchten herangekommen war, befahl den Bogenſchützen ſich wieder zu ſammeln, und griff ſogleich ſelbſt das zweite Treffen an. Aber dieſes wehrte ſich mit Muth und Entſchloſſenheit. Es bedurfte eines Anführers wie der König war und auch des Zufalls, um nach einem zweiſtündigen Gefecht hier den Sieg

défense de son pays, à une mort qui paroissoit presque certaine. —

zu erkämpfen. König Heinrich ſelbſt ſchwebte mehreremals in Gefahr. Eben als er durch eine ſeltene Tapferkeit ſeinen Bruder, den Herzog von Clarence, aus der Gefahr, niedergehauen zu werden, befreiet hatte, ſtürmten achtzehn franzöſiſche Ritter, die ſich eidlich verbunden hatten, ihn zu tödten oder zu fangen, gegen ihn an. Einer derſelben gab dem Könige einen Schlag mit dem Streitkolben, daß er faſt zuſammenſank. Nur durch die ſchnelle Ankunft ſeiner Leibwache ward er aus dieſer dringenden Gefahr befreit. Der Herzog von Alençon jedoch, der das zweite Treffen befehligte, ſchlug ſich dennoch bis zu ihm durch. Mit einem Streich warf er den Herzog von York zu Boden; ein anderer ſpaltete des Königs Helm. Aber Alençon, obwohl er ſpäter ſich ergeben wollte, erlag unter den Schwertern der Engländer. Mit dem Fall des Führers wandte ſich auch das Treffen ſelbſt zur Flucht.

Doch eine ſtarke Abtheilung ſtand noch zum Kampfe bereit. König Heinrich war eben im Begriff, ſie anzufallen, als plötzlich das Gerücht erſchallt, daß ein feindliches Korps im Anzuge ſey, um ihn im Rücken anzugreifen. Dieſe Nachricht, deren Beſtätigung unbedingt ſeine Niederlage entſchieden haben würde, zwingt ihm den Befehl ab, alle Gefangenen tödten zu laſſen. Als ſpäter jedoch die Botſchaft eintrifft, daß es nur ein Haufen Landvolk geweſen, der einen Angriff auf Maiſoncelle gemacht, um die Bagage zu plündern und die Pferde wegzuführen, waren mehrere tauſend Edelleute be-

reits niedergehauen. Das dritte Treffen aber, an und für ſich ſelbſt noch ſtärker, als König Heinrichs Heer, leiſtete nur ſchwachen Widerſtand, denn der Trupp, der den Franzoſen in den Rücken geſandt und der nicht entdeckt wurde, machte ſo einen üblen Eindruck, daß die frühere Kampfluſt ganz erloſch. Nur 1200, heißt es, wären kühn ihren Führern gefolgt, und hätten mit ihnen Tod oder Gefangenſchaft gefunden *). Mit ihrer Niederlage war die Schlacht völlig entſchieden. Achttauſend Ritter und Knappen deckten das Schlachtfeld, unter ihnen 100 Bannerherren, 7 Grafen, 3 Herzoge und der Connetable und Admiral von Frankreich. Die Engländer zählten nur 1600 Todte, unter ihnen den Herzog von York. Der König beging in einer gottesdienſtlichen Feier das Siegesfeſt auf dem Schlachtfelde ſelbſt. In Gegenwart des ganzen Heeres ward der 114. Pſalm von allen Geiſtlichen angeſtimmt, und als der Vers kam: „nicht uns, o Herr! nicht uns, nur deinem Namen gebührt die Ehre," kniete Alles voll Dankgefühl nieder. Ein feierliches Tedeum beſchloß das

*) Wenn wir ſich dergleichen Züge bei allen Gelegenheiten wiederholen ſehen, ſollten wir da nicht am Ende der Meinung Sismondi's von dem franzöſiſchen Adel dieſer Zeit beiſtimmen? une noblesse farouche, ignorante, avide de pillage, sans élévation d'ame, sans patriotisme et qui, dans plus d'une occasion, s'étoit montrée même sans courage, ſagt er im 11. Th. p. 435. ſeiner hist. des francais von ihm.

Dankgebet. Des andern Tages ſetzten die Engländer, jedoch mit einiger Eile, ihren Weg nach Calais fort, unterwegs noch alle Verwundete auf dem Schlachtfelde umbringend und plündernd, und ſie dann den beuteluſtigen Bewohnern der Umgegend zur völligen Entkleidung überlaſſend.

Livius und Elmham, Biographen Heinrichs V., verſichern, daß die Franzoſen Wurfmaſchinen oder Kanonen, um Steine unter die Engländer zu ſchleudern, bei dieſer Schlacht gehabt. Franzöſiſche Schriftſteller übergehen dieſen Umſtand. Sharon Turner, dem wir eine gute Geſchichte des Mittelalters in England verdanken, gedenkt dieſes Umſtandes ebenfalls. Die franzöſiſche Artillerie, ſagt er, wird umſonſt abgefeuert; aber dies ſchadete wenig *). Doch wenn wir ſehen, daß dieſe angeblichen Geſchütze nur 120 Yards vom Feinde — alſo eine halbe Bogenſchußweite — ſtanden, ſo drängt ſich uns mit Recht wohl die Frage auf, ob dies wirklich Geſchütze ſeyn konnten? Hiermit jedoch ſoll keineswegs beſtritten werden, daß nicht damals ſchon der Gebrauch der Feuerwaffen im Gange geweſen wäre. Dies ſetzen eine Menge Angaben gleichzeitiger Schriftſteller ganz außer Zweifel. Am beſtimmteſten jedoch ließe ſich dies aus den noch vorhandenen Muſterrollen der Heere Heinrichs V.

---

*) Invain French artillery was discharged with all the vigour of those who served it; it injured feu.
(The history of England during the middle ages by Sheron Turner, London 1825.)

ſelbſt darthun, in denen wir ausdrücklich Minirer, Feuerwerker und Kanonenknechte angeführt finden.

Durchgehen wir die fernern Feldzüge dieſes Königs, ſo dürfte ſich uns noch manche Schlacht darbieten, die vielleicht nicht ohne Intereſſe wäre. — Mit abwechſelndem Glück ſchlagen ſich beide Völker noch bis zu Heinrich VII. Zeiten (1492). Aber wo auch in offener Feldſchlacht geſchlagen wurde, welches Volk auch als Sieger daraus hervorging, immer waren es die Bogenſchützen, die den Sieg entſchieden. Im franzöſiſchen Heere hielten die ſchottiſchen Schützen den engliſchen ſpäter faſt ganz das Gleichgewicht. Die Schlachten von Crevant (1423), Verneuil (1424), Roverray (1429) und mehrere andere mehr oder minder erhebliche Gefechte ſtellen dieſe Angabe ganz außer Zweifel. — Aus der Darſtellung der rein taktiſchen Verhältniſſe dieſer Periode aber geht hervor, wie ſich die ſonſtigen militairiſchen Verhältniſſe dieſer Zeit überhaupt geſtaltet haben.

Den franzöſiſch-engliſchen Kriegen gleich an Intereſſe und eben ſo wichtig für die Ausbildung der Kunſt ſelbſt ſind die Kriege der Schweizer mit Oeſtreich und mit Karl von Burgund. Unter den Fürſten ſeiner Zeit hatte ſich keiner ſo viel mit der Bildung ſeines Heeres ſelbſt abgegeben, als Karl. In einer noch vorhandenen Verordnung hatte er beſtimmt, daß die Gendarmerie, ſowohl in ihren

Trutzwaffen, als auch ohne dieſelben, geübt werden ſollte, geſchloſſen und zerſtreut anzugreifen; ſie ſollte ſich nach jedem Angriff wieder zur wechſelſeitigen Unterſtützung ſammeln. Die Schützen — archers — werden unterwieſen, ſchnell auf- und abzuſitzen, ihre Pferde zu kuppeln, und zwar ſo, daß drei Schützenpferde immer von einem dazu gehörigen Knecht gehalten werden ſollten. Die Schützen ſelbſt rangirten ſich dann vor ihren Pferden; vor ſie aber ſtellten ſich die Piquenire, die ſich dann ſo auf ein Knie niederließen, daß die Archers über ſie wegſchießen konnten. Dann endlich ſollten ſie angewieſen werden, runde oder auch viereckige Haufen — batailles — zu bilden, die Schützen hinter ſich, die Pferde und Knechte in der Mitte, um ſo gewiſſermaßen den Widerſtand gegen einen etwa eindringenden Feind zu vergrößern. — Auch waren eine Menge ritterlicher Uebungen in der Armee ſelbſt eingeführt, die dazu dienen ſollten, ſowohl die Anführer, als auch die Untergebenen ſchlau, gewandt und kühn zu machen.

Die Zerwürfniſſe, in welchen das helvetiſche Volk nach dem Ausgange der Zähringer eine Reihe von Jahren gelebt, hatten auch bei ihm einen ganz eigenen kriegeriſchen Geiſt entſtehen laſſen. Neben dem Adel erblühten allmälig die Städte, und in ihnen ein reicher Bürgerſtand. Um ihre Mauern zu bewehren, wurden die Bürger in Zünfte getheilt, und erhielten hierdurch gewiſſermaßen eine Art militairiſcher Organiſation. Wo das Stadtbanner entfal-

tet wurde, mußten alle Bürger gewappnet erſchei-
nen, und deſſen Fehden fechten, deſſen Ehre ver-
theidigen. Das Landvolk blieb hierbei nicht zurück, und wir ſehen es in Freiheitsſinn ſehr bald mit den Städtern wetteifern. Der Adel, welcher, nachdem es ſein Vermögen erlaubte, entweder in den Städten, oder aber auf ſeinem ererbten Eigenthum auf dem Lande lebte, verſchmolz bald mit dem Volke und leuchtete ihm durch Tapferkeit und Aufopferung in den Tagen der Gefahren voran.

In einzelnen Kämpfen, ſowohl gegen einander, als auch im Auslande, hatten ſich die Bewohner der Schweiz zu trefflichen Soldaten ausgebildet. Faſt nackend ſehen wir die Schweizer ihren Kampf gegen Oeſtreich beginnen, aber bald ſollte ſie die ihren Feinden abgejagte Beute reichlich mit Allem verſehen, und ſpäter ſehen wir deren Heere beſſer, wie alle dieſer Zeit, mit Helm, Panzerhemd, Schild, Lanze, Schwert, Streitaxt, Kolbe und Dolch gegen ihre Feinde in die Schranken treten.

In Betreff der Kriegskunſt der Oeſtreicher, ſo ſtanden ſie hierin ſo ziemlich auf einer und derſelben Stufe mit allen Völkern dieſer Zeit. Die Reiterei machte die Hauptſtärke ihrer Heere aus, und nur ſelten, daß ein leidliches Fußvolk zu deren Unterſtützung bei der Hand war. Gewöhnlich ſaßen die Ritter ab, wenn es die Umſtände erheiſchten, einen Angriff zu Fuß zu machen, und da ſie eben ſo wenig wie die franzöſiſche Ritterſchaft von einer andern Waffe bei dergleichen Unternehmungen un-

terſtützt wurden, ſo ſehen wir ſich hier auch dieſelben Erſcheinungen wiederholen, deren wir ſchon in der franzöſiſchen Kriegsgeſchichte gedachten.

Die erſten Schweizer, die der geſammten Macht der Oeſtreicher entgegentraten, waren die von Unterwalden, Ury und Schwyz. „Die Noth ziehen wir einem nachtheiligen Frieden vor, und wollen den Herzog, wenn er uns mit Krieg überfällt, mit Gott erwarten,“ war die Antwort dieſer tapfern Gebirgsbewohner, als ſie zur Unterwerfung aufgefordert wurden, und alsbald griff die ganze Bevölkerung der drei Länder zu den Waffen.

Am weſtlichen Theile des Aegeryſee's, deſſen Gewäſſer weſtlich die ſteilen Abhänge des Kaiſerſtocks und ſeiner niedrigen Fortſetzung des Branders, öſtlich aber die grasreichen Ufer beſpülen, die am Fuße des Grindeleckes und der Stockberge, von ihrem moraſtigen Boden den Namen Moorgarten haben, ſollten die beiden Heere, wenn wir dieſen Ausdruck von den Schweizern ebenfalls gebrauchen dürfen, zuſammentreffen.

Am 15. Nov. 1315 hatte ſich das Heer Leopolds von Oeſtreich unter den Grafen von Habsburg, v. Kyburg, Montfort und Homburg in der Stärke von 4000 geharniſchten Rittern, 400 gekrönten Helmen und 8000 Fußknechten durch den Engpaß von Zug gegen Schörnen, wo er in den ſogenannten Moorgarten mündet und durch eine alte Mauer — Letztemauer — gleichſam geſperrt wird, in Bewegung geſetzt. Links durch das Vor-

gebirge des Ober-Schwende-Grindelecks und des Stockberges, rechts aber durch den Aegeryſee eingeengt, blieb dem öſtreichſchen Heer nur ein ſchmaler Weg, um nach dem Moorgarten zu kommen. Ohne Ordnung, im bunten Gewirr, wie es Einzelnen wohlgefiel, zog das Heer, als habe es in keiner Beziehung etwas zu fürchten, ſiegestrunken dieſen gefährlichen Engpaß einher. Die Mehrzahl der Reiſigen bildete den Vortrapp. Schon von weitem erſahen der Schweizer Vorpoſten den langen in Unordnung daherwogenden Zug. Nach frommer Sitte warfen ſie ſich beim Anblick deſſelben auf die Knie, erflehten Stärke und Schutz von Oben, und ſahen unerſchütterten Muthes der Gefahr entgegen.

Stolzer Hoffnungen voll trabten die Ritter auf dem gefrornen Boden in das Defilee, daß weithin der Hufſchall wiederhallte. Aber hier ſchon harrte ihrer die erſte Gefahr. Funfzig Verbannte, die umſonſt die Ehre nachgeſucht hatten, in ihrer Landsleute Reihen zu fechten, hatten den Auftrag erhalten, auf der Höhe der Mattliguitſch, die am meiſten gegen den See vorſpringt und den Weg verengt, Steine und Holz in Bereitſchaft zu halten, um das Defilee damit nöthigen Falles verſperren zu können. Am Ausgange des Engpaſſes aber ſelbſt harrte das Schweizer-Häuflein unter des wackern Landammanns Lothold Anführung des Augenblicks, um über den Feind herfallen zu können, ſobald er es verſuchen wolle, aus dem Engpaß, den See und

Berg hier bilden, hervorzubrechen. Da wird ihm plötzlich die Kunde, daß jene 50 Verbannte durch große Felsblöcke und Bäume den Engpaß im Rükken des feindlichen Heeres zu ſperren verſucht, daß die herabgerollten Maſſen eine große Menge getödtet, und überdies Schrecken und Verwirrung in Oeſtreichs Heer verbreitet hätten. Nun rückt der vorſichtige Landammann gegen das Debouche (den Moorgarten) des Engpaſſes ſelbſt vor, und nachdem er jenen funfzig Verbannten noch ein Detaſchement zur Hülfe geſendet, greift er die Tete jener in dem Defilee eingekeilten Reitermaſſe, die bereits in Unordnung gerathen war, an. Die Vorderſten, zurückgeworfen oder getödtet, vermehren nur die Unordnung der Folgenden. Unfähig den Berg zu erklimmen *) oder den See zu durchſchwimmen, von vorn her wüthend beſtürmt und von der linken Flanke her bedroht, durch Felsmaſſen ꝛc. zerſchmettert zu werden und ſich den Rückzug abgeſchnitten zu ſehen, bleibt ihnen nichts übrig, als ſich ſchleunigſt zur Flucht zu wenden. Dieſe vermehrt die Unordnung noch. Die wildgewordenen Pferde werfen ihre Herren herunter und ſtürzen ſich dann auf das Fußvolk. Dieſes aber konnte ſich

---

*) Was mehrere Chroniker und Schriftſteller, die ihnen gefolgt, daß nämlich die öſtreichſche Reiterei den Berg hinaufgeſtürmt und den Hinterhalt angegriffen, berichten, iſt hier übergangen. Dergleichen konnte eine Reiterei dieſer Zeit nicht unternehmen.

auf dem engen Raume nicht öffnen. Nur Trupp=weiſe vermochte es ſich dem Angriffe entgegen zu ſtellen. Unter ſolchen Umſtänden blieb der Sieg nicht zweifelhaft. Schmachvoll mußte ſich das Heer den Weg, den es gekommen, zur Rückkehr wählen. Aber auch dieſer ward von den Bergen her manches Hinderniß in den Weg gelegt. Funfzehnhundert aber, und unter ihnen viele Edle, deckten das Schlachtfeld, auf dem nur vierzehn Schweizer gezählt wurden. Unter ihnen befand ſich Rudolph Fürſt, des wackern Walthers Sohn. Während dieſer Kampf an den Ufern des Aegeryſee's gekämpft wurde, waren zugleich zwei andere Abtheilungen von Luzern und von Brienz aus entſandt worden, um den Kanton Unterwalden anzugreifen. Obwohl beide Heertheile zu der beſtimmten Zeit eintrafen, um ihre Angriffe zu beginnen, ſo waren doch die fehlerhaften Anſtalten derſelben ſo groß, und die Eile, mit der die Schweizer vom Schlachtfelde am Moorgarten ihren Landsleuten zu Hülfe kamen, ſo plötzlich, daß deren Waffen auch hier ein rühmlicher Sieg krönte.

So zweckmäßig der Angriffsplan des Herzogs, den Feind von drei Seiten her zugleich anzugreifen, auch geweſen ſeyn mag, ſo ſcheiterte er dennoch an der Ausführung. Der Uebermuth der Ritter, noch mehr aber die Unterlaſſung ſonſt auch wohl bei wilden Völkern ſchon üblicher Vorſichtsmaßregeln, und die Thorheit, ſich mit der Reiterei gleichſam durch ein Nadelöhr an den Feind heranzudrängen, konnten

natürlich nichts anders herbeiführen, als eine Niederlage dieſer Art. Welchen Eindruck aber dieſes ſo unerwartete Ereigniß auf die Ritter ſelbſt machte, geht wohl daraus am beſten hervor, daß, obwohl die Schweizer ihre Verfolgung nur bis Zug fortſetzten, ſogar der Herzog von Oeſtreich erſt ſiebzehn Stunden vom Schlachtfelde Halt machte.

Eine zweite Schlacht, in der wir das numeriſche Uebergewicht der Feinde der Schweizer allerdings von etwas mehr Umſicht geleitet finden, ohne jedoch der Führung der Schweizer das Gleichgewicht zu halten, iſt die von Laupen (21. Juni 1339). Die Belagerung Laupens, eines kleinen, am Abhange einer Hügelreihe auf dem rechten Ufer der Senſe, bei ihrem Zuſammenfluß mit der Saane, belegenen Städtchens, das die ganze Heeresmacht des gegen Bern verbundenen Adels auf Anſtiften des Herzogs von Oeſtreich, und zwar unter Anführung des Grafen Rudolph von Nidau, belagerte, führte die Schlacht ſelbſt herbei. Sechshundert Mann, die man zur Beſchleunigung des Entſatzes der Art gewählt, daß aus jedem Hauſe ein Individuum zur Beſatzung ausgezogen war, unter Anton von Blankenburg, bildete die Beſatzung gegen jenes, wahrſcheinlich 20 bis 25,000 Mann ſtarke Heer. Die Stadt ward bereits hart bedrängt, und wahrſcheinlich würde ſie den vereinten Anſtrengungen der Belagerer nicht lange widerſtanden haben, wenn ihr nicht das Berner Heer, unter Ritter Rudolph von Erlach,

zu Hülfe geeilt wäre. Unter ziemlich uneingeſchränkten Bedingungen hatte dieſer den Befehl über das angeblich nur aus 5600 Mann ſtarke Heer angenommen, und war dem einmüthigen Wunſche ſeiner Untergebenen gemäß, je eher, je lieber und bis auf den Tod ſich zu ſchlagen, von Bern ausgerückt.

Vom Bromberg aus, einer bewaldeten Höhe unweit Laupen, gewahrte der ſchweizeriſche Heerführer das ſorglos auf der Hochebene des rechten Senſeufers in Saus und Braus lagernde Heer der Adligen. Deren Reiterei, circa 3000 Pferde, bildete gleichſam ein erſtes Treffen, bei Oberwyl; rückwärts, bei Wyden, ſtanden die Fußknechte, etwa 15,000 Mann. Hinter dieſen war eine Wagenburg formirt. Wie es ſcheint, ſo hatte das adlige Heer durchaus keine Vorpoſten, denn eben ſo unbemerkt, wie die Schweizer ſich des Bromberges bemächtigt, eben ſo unbemerkt konnte ihr Anführer von deſſen Höhe herab die feindliche Stellung rekognosziren. Als ſie jedoch ſpäter deren herannahende Macht entdeckten, ſo ordneten ſie ihr Heer ſo, daß das ganze Fußvolk den linken, die Kavallerie aber den rechten Flügel bildete. Erſterer war an den Laupenwald gelehnt, und letzterer dehnte ſich bis an den Forſt. Das ſchmale Terrain, auf welchem das Heer aufmarſchirt war, läßt vorausſetzen, daß beide Waffen in ſehr tiefen Haufen geſtanden.

Die Belagerung von Laupen ſelbſt wurde deſ-

wegen nicht aufgegeben. Der feindlichen Reiterei gegenüber, ordneten ſich die Zuverläſſigſten des ſchweizeriſchen Fußvolks, die Waldſtätter, ebenfalls in dicken Haufen. Sie wollten den Kampf mit den Reitern beſtehen. Was an Reiterei in ihrem Heere vorhanden war, nur eine unbedeutende Anzahl, ward ihnen zugeſellt; die Berner, dem feindlichen Fußvolke gegenüber, bildeten in drei großen Kolonnen das Zentrum, und andere Hülfstruppen der Kantone den rechten Flügel. Zur Dekkung des Hauptbanners, das ſich im Zentrum befand, wurden die tapferſten Jünglinge ausgewählt. Sonſt aber wurde feſtes Zuſammenhalten und tüchtiges Draufgehen beſonders eingeſchärft und anempfohlen. — Zur Pflicht aber ward es allen Abtheilungen gemacht, ſogleich, wenn ſie den gegenüberſtehenden Feind geworfen, zur Unterſtützung der andern Theile der Schlachtlinie herbeizueilen, und nicht zu weit zu verfolgen. Das Heer der Schweizer hatte den Vortheil, am Abhange eines kleinen Hügels formirt zu ſeyn, wodurch ſein Angriff ſelbſt mehr Kraft erhalten mußte. Um 2 Uhr, nachdem man mehrere Stunden zum Ordnen beider Heere gebraucht und nebenbei auch parlementirt hatte, waren beide ſchlagfertig. — Die Schweizer begannen den Angriff. Die erſten Glieder ihres Fußvolks drangen unter Schlachtgeſchrei und mit ſchweren Steinen, die ſie geſchickt gegen die feindlichen Reihen ſchleuderten, hervor und brachten dieſe zum Weichen. Als dieſe

Plänker nun heimkehrten, um wieder ihre Plätze einzunehmen, ſo wandten ſich viele aus den hinterſten Gliedern der Schweizer, die dieſe Bewegung für eine Flucht hielten, rückwärts, und verbargen ſich in den nahen Wald. Aber als der Feind, vielleicht hierdurch ebenfalls getäuſcht, ſich nun anſchickte, die Schweizer mit ſeinem Fußvolke anzugreifen, ſo rückte ihm Ritter Erlach ſelbſt, mit dem Stadtbanner voran, muthig entgegen*). Nach einem harten Kampfe weichen die Truppen der Adligen, aber als ihr Banner fällt, wenden ſie ſich zur Flucht. Während deſſen waren auch die Waldſtädter mit der Reiterei handgemein geworden. In Front und Flanke zugleich angegriffen, ſchien ein nachtheiliger Ausgang des Gefechts für die Schweizer auf dieſem Punkt nicht mehr zweifelhaft. Aber da wandten ſich die Berner zur Unterſtützung ihrer bedrängten Landsleute gegen die Flanke der Ritter, und mit ſolcher Kraft fiel Erlach auf ſie, daß deren Phalanx nicht allein geſprengt, ſondern auch in Unordnung den felſigten Abhang der Senſe herunter geſtürzt wurde. Zur Vesperzeit war der

---

*) Mehrere Schriftſteller, ſelbſt Oberſt Wieland im ſchweizeriſchen Militairbuche, behaupten, daß die Schweizer ſich, dieſen Angriff abzuwehren, der Streitwagen bedient. Dieſe Anſicht jedoch wird von Andern, namentlich von Haller v. Königsfelden in ſeiner Darſtellung der Schweizerſchlachten, verworfen.

blutige Sieg vollkommen erkämpft. Ein Reſervehaufe der Adligen, der im Heranzuge begriffen war, ergriff ſchimpflich die Flucht, während eigene Leute noch die Wagenburg plünderten. Von Oberwyl bis Wyden war das Feld mit Waffen, Pferden und Leichnamen, deren man 4000, und unter ihnen 84 mit gekrönten Helmen, zählte, bedeckt. Siebenundzwanzig Paniere wurden nebenbei erbeutet. Die Eidgenoſſen aber ſollen dieſen Sieg mit nur 35 Todten und einigen Hundert Verwundeten erkauft haben.

Mit dieſer Schlacht beginnt die Blüthenzeit des ſchweizeriſchen Fußvolks, das bis tief in das ſechszehnte Jahrhundert ſich in Achtung erhielt. Es iſt die erſte Schlacht ſeit der Römer Zeit, in der Fußvolk die Reiterei angreift und ſchlägt. Die Niederlagen, welche die franzöſiſchen Heere in Flandern, wie z. B. bei Courtray (1302), erlebten, waren durch ein Uebermaß von Unordnung, Ungehorſam und Nachläſſigkeit herbeigeführt worden, und wurden durch die Lage des Schlachtfeldes ſelbſt mit bedingt — Etwas, das auch theilweiſe beim Moorgarten mit der Fall geweſen. Hier aber, wenn das Terrain gleich nicht ganz günſtig war, ſehen wir die Reiterei anfangs offenſiv verfahren und ſogar Vortheile erfechten; ein Flankenangriff des Fußvolks aber bringt ſie zur Flucht, der ſpäter eine entſcheidende Niederlage folgt. Wenn man übrigens dem Grafen von Nidau den Vorwurf machen muß, daß er bei Sicherung ſeines La

gers

gers ſelbſt nicht vorſichtig zu Werke gegangen, ſo kann man ihn wenigſtens während der Schlacht ſelbſt von ſo groben Fehlern, wie wir ſie die Franzoſen bei Courtray und die Oeſtreicher am Moorgarten begehen geſehen, völlig freiſprechen. — Der unmittelbare Entſatz von Laupen war die nächſte Folge dieſes Sieges.

Noch rühmlicher iſt die Schlacht von Sempach für die Schweizer. Herzog Leopold von Oeſtreich, der Ruhmreiche (Gloriosus) von ſeinen Zeitgenoſſen genannt, hatte Anfangs Juni 1386 ein Heer von etwa 25,000 Mann aufgebracht, um die Eidgenoſſen mit einem Schlage zu erdrücken. Mit drei verſchiedenen Korps zugleich wollte er in deren Land einrücken und ſie angreifen. Während zwei Korps aus dem Aargau gegen Luzern und von der Leith her gegen das Glarnerthal vorrückten, ſollte zugleich ein drittes die Limmat entlang gegen Zürich ſich in Bewegung ſetzen und ſolches angreifen. Sobald die Eidgenoſſen dieſe Maßregel erfuhren, ſetzten ſie ſich in Bereitſchaft, ihnen zu begegnen. Dem Hochmuthe einer wilden und fehdeluſtigen Ritterſchaft konnten ſie nur das Andenken der Tage von Moorgarten und Laupen entgegenſetzen; dem numeriſchen Uebergewicht ihrer Feinde aber mußten ſie hoffen durch Einſicht, Muth und Tapferkeit begegnen zu können. Sie trafen auch wirklich mit Einſicht ihre Maßregeln. Während die Züricher angewieſen wurden, gegen des Feindes Liſt und Ueberfall auf ihrer Hut zu ſeyn, wurden die

Zuger und Glarner aufgefordert, ſich zur Wahrung ihrer Heimath raſch zu ſammeln. Die übrigen ſollten wider den Herzog ſtehen, wenige wider die mehreren, mit Gott für das Land.

Mit 6000 Kriegsleuten, und unter dieſen 4000 geharniſchte Ritter, die Städter unter ihren Bannern, die Edelleute aber unter denen ihrer Lehnsherren geordnet, zog Herzog Leopold unterdeß von dem Stein zu Baden, über die Reuß nach Sürſee. Die Städter bildeten im Verein mit den Knappen und der Dienerſchaft der Ritter das Fußvolk. Dem Zuge folgten ſchwere Büchſen zur Belagerung von Sempach, und die ſchweizer Chroniker fügen dem Heere noch eine Menge Wagen mit Strikken und Feſſeln bei, ſey es, die Gefangenen zu binden oder aber aufzuhängen. Auf dem Zuge dahin eroberte und zerſtörte der Herzog das Städtchen Reichenſee, und ließ deſſen Bewohner als Rebellen hinrichten. Am 8. Juli erſchien ſein Vortrab vor Sempach, und am 9. war die Hauptkolonne des Heeres, 6000 Mann, vor dieſem Orte vereinigt. Oberhalb der Stadt, im Angeſicht der Eidgenoſſen, welche die Anhöhen von Adelwil beſetzt hielten, nahm Herzog Leopold ſein Lager. Die Eidgenoſſen zählten nur 1400 Mann. Jedes Thal und jeder Ort ſtand unter ſeinem Banner. Konrad von Attinghauſen, Landammann von Ury, Arnold von Winkelried, von Unterwalden, und Arnold von Reding, von Schwyz, wer-

den uns von der Geſchichte als deren Hauptleute bezeichnet. Morgenſterne, zweihändige Schwerter, Spieße und Streitäxte waren deren Waffen; einige von ihnen waren mit Bruſtharniſchen und Helmen, andere mit Schilden bewaffnet; viele hatten ſtatt deren kleine Bretter um den linken Arm und vor die Bruſt gebunden.

In einem Kriegsrath, wenn man ſo eine Verſammlung hitziger, kampfluſtiger und übermüthiger Ritter nennen kann, ward gegen den Rath vieler einſichtsvollerer Ritter in Leopolds Heer die Schlacht gegen die Schweizer beſchloſſen. Dieſem gemäß ſaßen die Ritter ab und formirten einen großen, gevierten Schlachthaufen von vielleicht dreißig und einigen Gliedern Tiefe. Die langen Piken der hinteren Glieder, welche noch mehrere Fuß über das erſte Glied dieſes Phalanx hinausragten, bildeten eine undurchdringliche Maſſe von Speeren. Vor der Front der Ritter lief ein ziemlich bedeutender Grund; links war die Schlachtordnung durch Hecken und Gebüſche, die unter eines erfahrenen Kriegsmannes Befehl — Wähling iſt ſein Name — die Bogenſchützen und anderes Fußvolk beſetzt hielten, gedeckt; die rechte Flanke ſicherte die bisherige Vorhut, die rückwärts zugleich als ein Obſervationskorps gegen Sempach aufgeſtellt war.

Während die Oeſtreicher in ihrer Schlachtordnung einer drückenden Hitze erlagen, die ſchon mehrere ſelbſt ohne Gefecht des Lebens beraubte, ordneten ſich die Schweizer in der Kühle des Schat-

tens, auf einem waldigen Berge, zur Schlacht. — Nachdem die Anführer derſelben jedem von den Ihrigen, der ſich nicht einzig an 10 Feinde zu wagen getraue, den Austritt geſtattet, bildeten ſie dann ihre Schlachtordnung, der ſie die Geſtalt eines Keils — cuneus — gegeben haben ſollen, und zwar ſo, daß 3 tapfere Männer im erſten, 5 im zweiten, 7 im dritten und ſo fort ſtanden, und daß von jedem Glied das vordere rechts und links von einem Gutbewaffneten im hintern Gliede debordirt wurde. Nach einem kurzen Gebet, das ſie ihrer Gewohnheit nach im Knieen verrichteten, und was die Oeſtreicher in ihrem Uebermuthe für ein Flehen um Gnade betrachtet haben ſollen, brachen ſie um Mittag zur Schlacht von ihren Bergen hervor. Aber an der eiſernen Mauer, die ſich ihnen entgegenſtellte, ſcheiterte der Muth und die Entſchloſſenheit der Luzerner, die in den erſten Reihen kämpften; übel zugerichtet mußten ſie ihren Platz der Hauptmannſchaft von Ury einräumen. Zwar war dieſe glücklicher, aber auch ſie mußte dem Kriegsharſte von Schwyz nur zu bald den Vortritt geſtatten. Als auch dieſer dem Widerſtande der Ritter unterlag und die feindlichen Bogenſchützen zugleich die Glieder ſtark lichteten, da glaubte ſich Oeſtreichs Herzog bereits Sieger Er gab daher den Befehl, den Schlachtkeil der Schweizer zu umringen, und mit großem Geraſſel ſchwenkten die Flügel ihres Schlachthaufens, dies zu vollführen, herum. Dieſe Bewegung erſchütterte

den Muth der Eidgenoſſen noch mehr, und es iſt mög= lich, daß dies wackere Volk hier unterlägen, wenn ſich nicht unerwartet und ſchnell in der höchſten Noth ein Retter gefunden. Arnold Struthan von Win= kelried, aus Unterwalden, ein Edler aus einem Geſchlecht, in dem Hingebung für das Vaterland nichts Außerordentliches war, brachte in dieſer Noth ſich freiwillig dem Vaterlande zum Opfer dar, und bahnte durch eine edle Aufopferung den Seinen den Weg. Wenn Ihr, meine Waffenbrüder! rief der Edle durch die Glieder ſeiner Landsleute, es meinem Weib und meinen Kindern wend (wollt) genießen lan (laſſen), ſo will ich für Euch ein Frevel (Wagſtück) beſtan. Als man ihm dies gelobt, warf ſich der tapfere Held mit Ungeſtüm, an der Spitze ſeiner Unterwaldner, die ſchon den vierten Angriff machten, auf den Feind. Mir nach, Brüder! herrſchte er ihnen zu, und ſobald Ihr die Oeffnung ſeht, brechet ein. Zugleich ſtürzt er ſich in den Wald von Piken, der ihm entgegenſtarrt, und ſolcher, ſo viel er ihrer mit beiden Armen faſſen kann, ſich in die Bruſt drük= kend, bahnt er den Seinen eine Gaſſe, die nun rachedürſtend unter Schlachtgeſchrei und unter dem Getön ihrer Harſthörner über des Helden entſeel= ten Leichnam in den gebrochenen Haufen eindrin= gen. Ihre kurzen Waffen geben ihnen jetzt ein Uebergewicht. Umſonſt preſſen ſich die Reihen der Gegner näher an einander, umſonſt entfalten dieſe allen Muth; die tapferſten Ritter erliegen ihren

kräftigen Schlägen; ein Banner nach dem andern fällt; immer dünner werden die Reihen. Herzog Leopold endlich ſelbſt, den Seinen mit mehr Muth als Umſicht beiſpringend, opfert ſich freiwillig dem Tode. So mancher Graf und Edle iſt für mich in den Tod gegangen, wohlan, ſo will ich mit ihnen ſterben! ſind ſeine Worte, und ein Winkelried in ſeiner Sache, ſucht und findet er im dickſten Schlachtgewühl den Tod. — Während hier die Schlacht wüthet, war es auch auf dem linken Flügel des Adels zur Entſcheidung gekommen. Auch dort fochten Oeſtreichs Scharen unglücklich, und ſeit Wähling, der tapfere und umſichtige Hauptmann des Fußvolks, hier gefallen, wich dieſer Theil den Schweizern, denen überdies von allen Seiten Hülfe zuzog. Eben ſo war es dem Haufen ergangen, der den rechten Flügel ſichern und Sempach beobachten ſollte.

Mit dem Sinken von Oeſtreichs Banner, das Leopold ſelbſt den Händen ſeines tapfern Trägers, Ulrich von Aarburg, der unter feindlichen Streichen gefallen, entnommen, und das er mit ritterlichem Muthe geführt und geſchirmt hatte, war die Schlacht zum Vortheil der Schweizer entſchieden. Zwar ward noch lange von den Rittern und deren Leuten, wenn gleich nicht um Sieg, ſo doch um Leben und Freiheit gekämpft, zwar ward noch manche ſchöne That von Oeſtreichs Rittern ſowohl als den Städtebannern vollführt, aber nichts konnte die entſcheidende Niederlage abwenden.

Nach mehrſtündigem Kampfe blieben die Schweizer Herren des Schlachtfeldes, das 2000 feindliche Leichen, und unter ihnen 676 vom Adel, 2 Fürſten, 28 Grafen und 350 ſonſtige gekrönte Helme deckten. Achtzehn Banner und das feindliche Lager gerieth ihnen damit zugleich in die Hände. Sie ſelbſt erkämpften den Sieg mit etwa 200 der Ihrigen, worunter ſich jedoch faſt alle ihre Anführer befanden.

So ausführlich nun auch die Beſchreibung dieſer Schlacht nicht allein bei J. Müller, ſondern auch bei militairiſchen Schriftſtellern, wie z. B. Wieland und Haller von Königsfelden, ſeyn mögen, ſo ungenügend dürfte ſie doch bei näherer Beleuchtung in mancher Beziehung erſcheinen. Wie z. B. war es möglich, daß die Truppen, welche in Form eines Keils (cuneus) aufgeſtellt waren, ſich ſo regelmäßig vor- und zurückziehen und ſich ablöſen konnten? Was waren das ferner für Truppen, die den rechten und linken Flügel angriffen, und wodurch, durch welche Waffen brachten ſie ſolche, die aus Infanterie und Bogenſchützen beſtanden, zum Weichen? Was ſetzten die Schweizer den Armbruſt- und Bogenſchützen der öſtreichſchen Truppen entgegen? Noch eine Menge anderer Fragen drängen ſich hier dem Beobachter auf, ohne daß er im Stande wäre, ſelbſt bei der ſorgfältigſten Vergleichung der verſchiedenen Schlachtbeſchreibungen, ſich dieſelben beantworten zu können. Ohne Zweifel waren die Schweizer weit ſtär-

ker, als es gewöhnlich angegeben ward, und wahrſcheinlich bildete der Keil, womit ſie den Angriff machten, nur den Kern ihrer Macht. Ihren Bogen- und Armbruſtſchützen, deren hier gar nicht gedacht wird, die jedoch zahlreich in dieſem Berglande ſeyn mußten, gehörte beſtimmt ein guter Theil des Sieges. — In jener Zeit überhaupt zählte man nur den für einen ordentlichen Krieger, der das Schwert führte, und ſomit gingen auch ſolche vielleicht nur in die Chroniken ihrer Zeit über. Ohne hierdurch den Ruhm der Sieger von Sempach im Mindeſten beeinträchtigen zu wollen, glaubt Verfaſſer allein auf dieſem Wege ſich die Wunder der ſchweizeriſchen Kriegsthaten erklären zu können. — Was aus den großen Büchſen geworden, deren die Chroniker bei dieſem Zuge zum erſtenmal mit Beſtimmtheit erwähnen, wird weiter nicht gemeldet.

Die Schlacht von Näfels (9. April 1388), die wir mehr als einen Akt der Rache als der Ueberlegung betrachten können, mag die letzte ſeyn, deren wir aus den Kriegen der Oeſtreicher, oder eigentlich des Adels, gegen die Schweizer erwähnen. — Erſtere hatten ſich durch Ueberfall der Stadt Weſen bemächtigt, und waren dann gegen die Letzinen (Landwehren, Verſchanzungen), die das offene Thal der Linth ſchloſſen, vorgerückt, wo ihnen die Glarner mit dem feſten Vorſatz: „für ihre Freiheit Gut und Blut aufzuopfern,“ entgegentraten.

Johann von Werdenberg, der das Heer

des Adels führte, hatte zur Eroberung der Letzinen, um durch ſie in das Glarner Land dringen zu können, folgenden Plan entworfen. Das Hauptheer, 6000 Mann zu Fuß und zu Roß, ſollte unter des öſtreichſchen Hauptmanns Peter von Thorberg Anführung bei Weſen über die Maag gehen und die Letzinen bei Näfels in der Front angreifen. Werdenberg ſelbſt wollte mit 1500 von Wallenſtadt aus über den Kirengerberg dem Feinde in den Rücken fallen, ein, den damaligen Lokalverhältniſſen ganz angemeſſener Plan.

Die Landwehren bei Ober-Urnen wurden von den Oeſtreichern ſo lebhaft angegriffen, daß ſie ſelbige durchbrachen und ſich zu Herren des Paſſes von Näfels machten. Nur ein Theil des ſchwachen, etwa 350 Mann ſtarken Schweizerkorps rettete ſich unter Hauptmann Ambuel (Am Buel) auf den Rautiberg, und nahm hier eine Aufſtellung, die die Oeſtreicher bei ihrem Vorrücken gegen Glarus flankirte *). Dieſe jedoch der Ueberzeugung, daß bereits Alles gethan, daß nichts mehr zu thun übrig ſey, hatten, ſtatt den geſchlagenen Feind zu verfolgen, ſich zum Rauben und Plündern bis Nettſtall und Näfels zerſtreut. Während dieſer Zeit jedoch hatte der Schall des Harſthorns, der durch alle Thäler erklungen, die nächſte Nachbarſchaft gemahnt, ihren bedrängten Nachbarsleuten zu Hülfe

*) Wer Vergleiche liebt, könnte hier die Grundidee zu dem bekannten Bülowſchen Syſteme finden.

zu eilen. Nach und nach waren ſo wieder 500 Mann beiſammen gekommen; da dachten nun die Anführer der Oeſtreicher auch daran, dieſe aus einander zu ſprengen. Aber die Anſtalten dazu waren ſo ungeſchickt, daß an Sieg wohl nicht zu denken war. Auf dem Rauti, einer nur an einer einzigen Stelle ohne Mühe zugänglichen Höhe, hatten, wie wir bereits geſagt, ſich die Schweizer aufs Neue geſammelt. Zu ihren Füßen befand ſich eine kleine Ebene, nur nothdürftig groß genug, um ein Heer von der feindlichen Stärke zum Angriff zu formiren. Dieſe kleine Ebene jedoch ward der Höhe gegenüber von einem ziemlich breiten Zufluß der Linth, dem Rautibach, welche nur eine ſchmale Brücke mit dem andern Ufer verband, begrenzt. Ein Heer alſo, das den Rauti angriff, hatte vor ſich einen ſteilen Berg, in der einen Flanke feindliche Ortſchaften, im Rücken den Fluß und mithin nur in der andern Flanke einen ſchmalen Weg zum Zurückzuge, wenn dieſer nöthig würde. Gegen dieſe Höhe nun wenden ſich die Oeſtreicher, aber obenein noch, nicht zu Fuß, ſondern zu Pferde den Angriff verſuchend. Die Schweizer jedoch empfangen ſie von oben herab mit einem ſo lebhaften Steinhagel, daß ſie ſich eiligſt zur Flucht wenden mußten. Ohne ſich durch dieſe nachdrückliche Lektion abhalten zu laſſen, ſollen die Oeſtreicher zehnmal ihren Angriff wiederholt haben. Eine gänzliche Niederlage mußte natürlich die Folge eines ſo ſchlecht angelegten, obwohl muthig durchgeführten Angriffs ſeyn. So wie nun die Schweizer ſahen, daß

die Unordnung unter den Oeſtreichern begann einzureißen, ſchritten ſie ſelbſt zum Angriff. Nachdem ſie ſich hierzu durch ein kurzes Gebet geſtärkt hatten, ſtürzten ſie wie die Bergſtröme ihres Landes von den Anhöhen auf den Feind. Nach einem lebhaften Gefecht mußten die Ritter das Feld verlaſſen; ein paniſcher Schrecken, wie dies bei ſolchen Gelegenheiten gewöhnlich zu ſeyn pflegt, vollendete die Niederlage. Was vielleicht noch dem Schwerte entrann, fand in den Wellen der Linth den Tod; 2500 Feinde, und unter dieſen 183 Adlige, fielen hier an dieſem Tage. Johann von Werdenberg aber, der gegen das Ende der Schlacht den Kirengerberg erſtiegen und mithin ſeine Umgehung vollendet hatte, glaubte ſich in kein Gefecht einlaſſen zu können, und trat ſogleich den Rückzug an. Iſt den ſchweizer Chroniken Glauben beizumeſſen, ſo erkauften ſie dieſen Sieg mit dem Verluſt von nur 55 Mann. Deſto größer war die Beute, die ihnen an Pferden, Waffen und ſonſtigem Kriegsgeräth in die Hände fiel. Unter den Waffen zählte man allein 1800 Stück Harniſche. Betrachtungen über die Schlacht ſelbſt anzuſtellen, ſcheint überflüſſig. Die Maßregeln der Adligen waren gut erſonnen, aber ſo ſchlecht ausgeführt, daß ſie dieſen Ausgang verdienten.

Abgeſehen davon, daß ſich die Schweiz in dieſen Kämpfen mit den Oeſtreichern — dem Adel — frei erhielt, ſo hatten ſolche auch einen nicht unbedeutenden Einfluß auf deren Kriegsverfaſſung über-

haupt. Die großen Thaten, die ſie verrichtet, gaben ihnen Zutrauen, gaben ihrem Weſen Haltung und Kraft. Die unbewaffneten Landleute erſchienen fortan nicht mehr nackend auf dem Kampfplatze. Wir gewahren ſie fortan nur in den Rüſtungen ihrer Feinde, regelmäßiger geſchart, und bei demſelben Muthe mit mehr Ordnung fechtend. Bis zum Beginn der burgundiſchen Kriege ſollte ſich der Muth und die Kriegserfahrenheit der Schweizer noch in manchen Kämpfen, theils mit dem benachbarten Adel, theils mit den Nachbarn bewähren. So intereſſant ſolche in mancher Beziehung ſeyn dürften, ſo wenig können wir uns hier auf deren Erzählung einlaſſen. Nur was durch große und folgenreiche Reſultate ſich darſtellt, darf hier einer nähern Erörterung unterworfen werden.

Karl von Burgund (le hardi, le téméraire) war zu groß und mächtig geworden, war zu ehrgeizig, um lange ein guter Nachbar zu bleiben. — Der kriegeriſche Sinn der Schweizer trug das Seinige dazu bei, dieſes Verhältniß nicht friedlicher zu machen, und ſo natürlich konnten Fehden und blutige Händel nicht ausbleiben, denen die Macht beider Theile mithin den großen Charakter geben mußten, den ſie tragen. Wir wollen den Leſer durch die kurze Erzählung der Hauptbegebenheiten in den Stand ſetzen, über die Thatſachen ſelbſt zu urtheilen.

Der Kampf hatte unter verſchiedenen Verhältniſſen ſchon eine Zeit lang gedauert, als Karl ſelbſt

in die Schranken trat. An der Spitze eines aus⸗erleſenen Heeres, mit dem er ſeinem Oberlehns⸗herrn Geſetze vorgeſchrieben, das noch ſtolz auf die eben vor Lüttich errungenen Lorbeern ſeyn konnte, mit dem er Lothringen erobert, war er von Nancy über Veſoul an den Doubs gelangt, und am 22. Januar 1476 in Beſancon eingetroffen. In ſeinem Heere befand ſich die Blüthe des nie⸗derländiſchen und burgundiſchen Adels, und Alles, was ſonſt von andern Nationen begierig nach Aus⸗zeichnung und Beute war, beſonders Engländer, Schotten, Bretagner, Picarden, Lombarden und Deutſche *). Vor allen waren die Wallonen, die Arkebuſirer und die Gendarmengarde zu Pferde der ausgezeichnetſte Theil des Heeres. Wenn es wahr iſt, was uns die Zeitgenoſſen ſonſt noch hierüber aufbewahrt, ſo befanden ſich im Zuge des Heeres noch 160 Geſchütze, die 48 Pfund geſchoſſen haben ſollen. Durch 15,000 Hülfstruppen die der neapo⸗litaniſche Königsſohn, Ferdinand von Tarent,

*) Alles, was wir von der Pracht dieſes Heeres leſen, könnte in den Berichten der Sieger als übertrie⸗ben erſcheinen, wenn die Wahrheit nicht auch aus andern gleichzeitigen Berichten erhellte. Wir dür⸗fen z. B. nur der Zuſammenkunft Kaiſer Frie⸗drich III. und Karls in Trier gedenken. Aber dem aufmerkſamen Leſer wird es nicht entgehen, daß dieſe Pracht ganz weibiſcher Art war und der einfachen Deutſchen in des Kaiſers Gefolge Un⸗willen erregte.

ihm noch zuführte, ſoll ſich das Heer des burgundiſchen Herzogs auf 70,000 Mann verſtärkt haben. Ueberdies ſtanden die Herzoge von Mailand und Savoyen noch mit bedeutenden Korps zur Hülfsleiſtung bereit.

Eine kleine Unternehmung auf Jfferten, womit Burgund den Feldzug eröffnete, war eben nicht geeignet, große Erwartungen von Karls Heer und den Talenten ſeiner Offiziere rege zu machen. Kurze Zeit jedoch darauf begann Karl ſelbſt den Feldzug. Am 4. Februar war Graf Château-Guyon, aus dem Hauſe Oranien, in Pontarlier mit der Vorhut eingerückt, um dem Hauptheer den Weg über das Juragebirge zu öffnen. Am Bayardsthurm jedoch, durch tapfern Widerſtand, den eine vortreffliche Lokalität noch unterſtützte, zurückgewieſen, mußte er ſich dazu verſtehen, umzukehren. Ueber St. Pierre indeß gewann er den Paß von Jougne, welcher kurz vorher durch die Zerſtörung des dort befindlichen Schloſſes frei geworden war, und marſchirte dann nach Orbe, und ſtellte ſich ſpäter bei Lignerolles auf, um das Herauswickeln des zahlreichen Heeres aus den Defileen des Jura's zu ſchützen. Die leichten Truppen des Vortrabes ſtreiften bis Peterlingen.

Karl war dem Heere über Jougne nach Orbe gefolgt, wo er für ſeine Perſon am 10. Februar eintraf. Sein Heer aber bedurfte zwölf Tage, um aus den Defileen zu debouchiren. So wie er es

vereint ſah, marſchirte er gegen Granſee, um mit deſſen Wegnahme den Feldzug zu beginnen.

Granſee, ein kleiner finſterer Ort, am weſtlichen Ufer des Neuenburger See's gelegen, ſperrte die Straßen, die Karl zu nehmen gedachte, vollkommen. Seine Hauptvertheidigung beſtand in einem Schloſſe mit vier Thürmen und einer äußern Twingmauer. Karl lagerte ſich in einem großen Halbmond um die Stadt, die Flügel an den Chamblonberg und an den Arnonbach lehnend. Der Neuenburger See und Granſee ſelbſt blieben ihm vor der Front. Den Arnonbach entlang wurden Verſchanzungen angelegt, die über eine halbe Meile Länge hatten, und welche 50 der größten Karthaunen vertheidigten; alle Furthen durch den Fluß wurden ſorgfältig bewacht oder ungangbar gemacht, und vor dem Arnon ſelbſt, auf dem Wege nach Neufchatel, wurde die Kavallerie aufgeſtellt, um beim etwaigen Anrücken des Feindes ſogleich bei der Hand zu ſeyn und das Heer gegen Ueberraſchung ſchützen zu können.

Mit dieſen Anſtalten fertig, ließ Karl durch drei Schlachthaufen den Ort angreifen, um ihn ſtürmend wegzunehmen. Aber der Widerſtand der Vertheidiger, etwa 1200 Mann, unter Brandolf v. Stein, dem Kommandanten, und Hanſen Tilliers, dem Geſchützmeiſter, war ſo gut, daß die Burgunder nur erſt nach namhaftem Verluſt in den Beſitz der Stadt gelangten. Die Beſatzung

zog ſich in das Schloß zurück. Eine Hülfe, die ihnen zu Waſſer zugeſandt wurde, konnte nicht landen. Die große Menge Geſchütz, welche die Mauern des Schloſſes ſtückweiſe niederſchmetterte, machte den bis jetzt ſo tapfern Vertheidigern eine Kapitulation, durch welche ihnen ein freier Abzug bedingt ward, wünſchenswerth (29. Februar 1476). Aber Karl dachte ſo wenig ritterlich, daß er gegen ſeine eingegangene Verpflichtung, den Vertheidigern einen freien Abzug zu geſtatten, ſolche beim Auszuge ergreifen und theils aufhängen, theils erſäufen ließ.

Doch nur wenige Tage darauf rückte das Schweizerheer, wenn gleich zum Entſatz, doch nicht zu ſpät zur Rache für dieſe grauſame Wortbrüchigkeit heran.

Das Heer der Verbündeten nämlich war am 2. März, etwa 20,000 Mann ſtark, bis in die Gegend von Boudri gekommen. Da es bereits Nachrichten von der guten Stellung, die der Feind genommen, erhalten, pflogen die Führer hier Kriegsrath über ihre ferner zu unternehmenden Operationen. Der Weg, den ſie zurückzulegen, lief fünf Stunden durch ziemlich unwegſame Defileen. Erſt eine halbe Meile von der feindlichen Stellung etwa treten die Berge mehr vom See zurück und bilden eine kleine Ebene, die, nach dem Feinde, zu durch ein Ravin durchſchnitten war, das die Vortheile ſeiner Stellung noch erhöhete. Es kam alſo darauf an, in Gegenwart eines überlegenen Feindes aus einem Defilee zu debouchiren, und einer ſtarken Kavallerie gegenüber ein ihr nicht ganz ungünſtiges Ter-

rain zu durchlaufen, um dann ein mit 50 Geſchützen beſetztes ſtarkes Retrenchement, vor dem ein nicht unbedeutendes Waſſer floß, anzugreifen. Und wahrlich, die Schweizer löſ'ten dieſe Aufgabe mit einer Umſicht, die ſie des Sieges werth machte, und ihren Anführern alle Anſprüche auf Bewunderung ſichert.

Sey es, daß Karl Nachricht von dem Anmarſche der Schweizer gehabt, ſey es, daß er ihren Anmarſch nicht gewußt, er hatte gleichfalls Befehl gegeben das Lager aufzuheben und den Marſch nach Neuburg anzutreten. An der Spitze ſeines Vortrabes, angeblich 20,000 Pferde ſtark, ſtand ein gewiegter Kriegsmann, der Baſtard von Burgund, unter ihm die erfahrenſten Krieger des Heeres — eine ſonderbare Anordnung, indem, wie wir wiſſen, der Zug durch ein fünf Stunden langes Defilee gehen mußte. Die Italiener des Heeres, denen er am meiſten vertraute, ſollten den eigentlichen Schlachthaufen unter ſeiner perſönlichen Anführung, der Reſt der Truppen aber, unter Cleve und Egmond, den Nachtrupp bilden. Das Geſchütz war den einzelnen Haufen nach Verhältniß zugewieſen.

Die Schweizer hatten ſich ebenfalls mit Anbruch des Tages in Marſch geſetzt. Doch hatten ſie, während das Hauptkorps die große Straße verfolgte, einen Haufen entſandt, um ſich rechts durch die Berge einen Weg zu bahnen, und ſo durch einen Seitenmarſch der Hauptkolonne das Debouchiren aus dem Defilee zu erleichtern. Es konnte daher nicht fehlen, daß die Vorläufer beider Armeen bald

auf einander ſtießen. Da die Schweizer jedoch durch den Seitenweg den Vortheil erlangt hatten, debouchiren zu können, ſo beſchleunigten ſie unter dem Schultheiß von Scharnathal ihren Marſch, ſo daß deren Tete den Ausgang des Defilee's gegen 11 Uhr Vormittags erreicht hatte und ſich zum Gefecht aufſtellen konnte. Während der Anführer daraus zwei Truppen-Korps, aus Freiknechten beſtehend, zur Sicherheit ſeiner Flanken formirte, bildete das Hauptkorps, etwa 10,000 Mann, das allmälig heranzog, ein längliches Viereck. — Die Zwiſchenräume der Korps wurden mit leichten Truppen gefüllt; auf einer Anhöhe aber, rechts der Stellung, ward das Geſchütz aufgepflanzt. Knieend betend ſtärkten ſich die frommen Schweizer zur Schlacht.

So wie Karl erfahren, daß die Schweizer im Anmarſch gegen ihn wären, hatte er ſich ebenfalls zur Schlacht aufgeſtellt. Die Kavallerie hatte er in zwei Haufen geſchart; den einen, näher am Fuße der Berge, den anderen unweit des See's. Sie bildete die erſten zwei Linien oder Treffen; zwiſchen beiden ſtand, gleichſam zur Unterſtützung, die Infanterie. Die engliſche und walloniſche Garde, noch mehr rückwärts, ſollte als eine Reſerve betrachtet werden. Die Artillerie war ziemlich auf der ganzen Linie vertheilt, mit Ausnahme einer größern Batterie, die hinter der Kavallerie ſeines rechten Flügels ſtand, um dieſe, im Fall der Noth, beim Rückzuge zu beſchützen. Karl ſelbſt, an der Spitze ſeiner Arquebuſiers, hielt ſich in der Nähe dieſer

Batterie auf. Der größere Theil ſeiner Armee war hierdurch ſo nahe auf einander geſchichtet, daß jede Unordnung in einem Theile derſelben die des andern verurſachen mußte.

Nachdem die Artillerie ſich eine Zeit lang beſchoſſen, befahl Karl ſeiner Reiterei das Schweizer-Fußvolk, das Zentrum, anzugreifen. Aber dieſer Angriff, obwohl muthvoll durchgeführt, lief unglücklich für Burgund ab. Die Schweizer gingen darauf ſogar angriffsweiſe zu Werke, und gewannen ſoviel Terrain, daß ihr Heer, das noch immer nicht ganz aus dem Defilee heraus war, jetzt debouchiren und ſich in Schlachtordnung aufſtellen konnte. Doch nun brechen die Burgunder unter des Baſtards Befehl aufs Neue gegen die Schweizer vor; aber nicht allein, daß deren Phalanx ſie muthvoll empfing, ſo wurden ſie auch in den Flanken von der leichten feindlichen Infanterie ſo lebhaft beſtürmt und beſchoſſen, daß ſie ſich zum zweitenmale zur Flucht wenden mußten. Ein dritter Angriff läuft noch ſchlechter ab. Bei dieſem bleibt auch Château-Huyon, ihr Anführer, und nun ſtürzte ſich die ganze Reiterſchar auf das hinter ihr ſtehende Fußvolk, wodurch dies in Unordnung gerieth und in die Flucht verwickelt wurde. — Die Schweizer jedoch, nicht zufrieden mit dem Vortheil, hatten zugleich ein Korps unter Hans Waldmann dem Fuß des Gebirges entlang abgeſchickt, um die linke Flanke der Burgunder anzugreifen. Als nun dieſe Kolonne durch ihre Harſthörner ſich

ſowohl den Burgundern als eigenen Truppen ver=kündet, wird das Geſchütz vor der Schweizer=Front nochmals abgebrennt, und gleich darauf rückte das Eidgenoſſen=Heer muthig gegen die in Unordnung ſich befindenden Burgunder vor. Durch ein Vor=biegen der Flügel, wodurch ſie die feindliche Macht zu umfaſſen dachten, gaben ſie dieſer Bewegung noch mehr Nachdruck. Dieſen Augenblick glaubte der Herzog benutzen zu müſſen, um den Angriff mit Erfolg zu wiederholen. Eine rückgängige Bewe=gung, die er zu dieſem Behuf ſeiner Reiterei ma=chen ließ, ward indeſſen von den Seinen als eine Flucht angeſehen. Während die Vorderſten dem Andrange der Schweizer wichen, flohen die Hin=terſten anfangs nur langſam, zuletzt im wildeſten Gewirr, ſogar die Anführer und den oberſten Feld=herrn mit ſich fortreißend. Der Herzog ſelbſt, der Zeuge war, wie die Seinen mit Hinwegwerfung der Waffen die ſchimpflichſte Flucht dem Kampfe vorzogen, glaubte nichts beſſeres zu thun zu haben, als dem Drange der Umſtände nachzugeben. Man ſagt, daß er mit nur fünf Reitern das Heer in Jougne erreicht, und dann ohne Raſt nach Noze=roz in Burgund geeilt ſey.

Wohl 1000 aus Karls Heer ſollen das Schlacht=feld gedeckt, der Eidgenoſſen ſelbſt aber nur 50 M. geblieben ſeyn. Doch unermeßlich war die Beute, die den Siegern in die Hände fiel. Deren Werth wird auf 3 Millionen Gulden angegeben; 400 große Hauptbüchſen, Batterieſtücke und Feldſchlangen, 800

Hakenbüchſen, 300 Tonnen Pulver und eine unzählige Menge Spieße, Streitäxte, Armbrüſte und Harniſche werden als Hauptgegenſtände derſelben angeführt. Siebenundzwanzig Hauptbanner aber und 600 Fahnen blieben als Trophäen auf dem Schlachtfelde zurück.

Das Gefecht ſelbſt, für die numeriſchen Verhältniſſe beider Heere ziemlich unblutig, ſcheint ſich allein auf einige Reiterangriffe beſchränkt zu haben. Ihnen folgte dann wahrſcheinlich eine allgemeine Flucht, die ein paniſcher Schrecken irgendwo erregt hatte. Karl bewährte ſich nur bei Wahl ſeiner Stellung zur Blockade von Granſee als Feldherr, ſonſt aber iſt deſſen ferneres Benehmen unerklärbar und läßt auch nicht den mindeſten Anklang von Kenntniß der erſten Regeln der Kriegskunſt, nicht einmal ſolcher, die man gewöhnlich durch Routine ſchon erlangt, wahrnehmen. Die Niederlage war mehr ſchimpflich, als durch den Verluſt beträchtlich. — Deſto umſichtiger benahm ſich der Anführer der Schweizer. Der Entſchluß allein, gegen den Feind zu marſchiren, verdient Hochachtung. Mit Mühe windet ſich das Heer durch den Engpaß gegen den Feind heran; durch geſchickte Benutzung der ihm in ſeiner rechten Flanke liegenden Berge ſetzt es ſich in den Stand, ungehindert gegen die Deboucheen des Engweges vorzurücken; hier angekommen, benutzt es durch kluge Entſendungen zweier Haufen, die man dann zeitgemäß verſtärkt, ſo geſchickt das Terrain, daß ſich ſeine Tete unge-

hindert aus dem Engpaß herauswickeln kann. Aber hiermit noch nicht zufrieden, ſchiebt er am Fuße der Berge eine Kolonne vor, die den Feind in die Flanke nimmt und die zugleich deſſen Rückzugslinie bedroht. — Dieſe gut angelegten und ſchnell durchgeführten Maßregeln wurden von der den Schweizern eigenen Tapferkeit unterſtützt und machten den Sieg keinen Augenblick zweifelhaft. — Eben ſo vorſichtig, wie vor und während der Schlacht, ſehen wir die Eidgenoſſen nach derſelben handeln. Der größere Theil des erbeuteten Geſchützes wurde von ihnen zur Bewaffnung der Grenzplätze benutzt. Erſt nachdem ſie ſolche aufs Beſte in den Stand geſetzt und Granſee aufs Neue befeſtigt und bewaffnet hatten, traten ſie, nach einer vorhergegangenen Vertheilung der Beute, den Rückzug in die Heimath an; eine Bewegung, die ebenfalls mehr aus dem Weſen ihres Vereins, als aus Unkenntniß der Maxime, daß man den geſchlagenen Feind bis zur Vertilgung verfolgen müſſe, hervorging.

Daß Karl nicht ſäumen werde, ſobald wie möglich zur Rache heranzuziehen, um ſeine, ihn vor ganz Europa beſchimpfende Niederlage in Schweizerblut abzuwaſchen, konnte den Schweizern keinen Augenblick zweifelhaft bleiben. In den Gegenden von Genf und Lauſanne hatte er ſein nur zerſtreutes Heer aufs Neue geſammelt, und in kurzer Zeit befand er ſich wieder an der Spitze einer Armee von angeblich 60,000 Mann. Mit großer Anſtrengung und mit Gewandtheit hatte der Fürſt die Zeit

benutzt, um das verloren gegangene Material des Heeres zu erſetzen. Was ſeine eigenen Werkſtätten nicht liefern konnten, bezog er aus Italien. Im Mai des nächſten Jahres war er ſo weit, daß er ſein Heer wiederum ins Feld führen konnte — Doch nicht gegen Granſee ſollte diesmal ſein Zug gerichtet ſeyn. Er dachte ſich gegen Murten zu wenden, dieſen Ort im raſchen Anlauf zu überwältigen und dann eben ſo raſch Bern und Freyburg ſelbſt, die nur 3 und 5 Stunden davon entfernt lagen, anzugreifen, und ſo die ganze Schweiz durch den Schreck ſeiner Waffen und durch Einnahme dieſer ſo wichtigen Oerter zum Gehorſam zu bringen.

Mit etwas mehr Vorſicht brach er diesmal dahin auf, und wandte ſich über Morrain und Bouley gegen Murten (Marat), wo er den 10. Juni erſchien. Ein anderes Korps ſollte, zwiſchen dem Broye und dem Neuenburger See aufgeſtellt, dieſe Operation begünſtigen. Murten ſelbſt liegt auf einer kleinen Anhöhe am ſüdlichen Ufer des nach ihm benannten See's, der etwa zwei Stunden lang und eine breit ſeyn dürfte. Die Gegend um die Stadt, obwohl ſonſt eben, war dennoch durch Dörfer, Gehege und Waldungen ſo durchſchnitten, daß ein manövrirfähiges Heer daraus bedeutenden Nutzen ziehen konnte. Man hatte in den Ort etwa 1600 Mann gelegt, bei deren Wahl man ſo, wie einſt bei Laupen, zu Werke gegangen, und Adran von Bubenberg, einem erfahrenen Krieger, darin den Befehl gegeben. Mit Geſchicklichkeit hatte dieſer die Zeit benutzt, um die Werke theils auszubeſſern,

theils neue anzulegen. Der Ort hatte Ringmauern mit Thürmen und einen doppelten Graben mit Bollwerken, wie es die Schweizer-Geſchichtſchreiber nennen. Es wird beſonders bemerkt, daß der Kommandant noch einige äußere Bollwerke habe aufwerfen laſſen. Als der Herzog in der Nähe des Platzes erſchien, verſammelt Bubenberg ſeine Leute und ſchwört öffentlich, Jeden niederzuſtechen, der nur ein kleinmüthiges Wort würde hören laſſen. Kriegsgeſellen, wachet! ſchloß er ſeine Rede: an Murten hängt das Vaterland. Nur eine Vormauer hat das Vaterland: „unſern Muth." — Alle ſchwören ihm, bis auf den letzten Blutstropfen zu kämpfen. Durch kleine glückliche Ausfälle gegen Karls Vorhut hatte er den Muth der Seinen ſo geſtählt, daß Bubenberg befehlen konnte, die Thore der Feſtung während der Belagerung nicht zu ſchließen; eine Maßregel, der man bis auf den letzten Augenblick getreu blieb.

Karl ſelbſt, um die Stadt von allen Seiten einzuſchließen, hatte den Grafen von Romont, der ihm die Schlacht von Hericourt verloren, mit 12,000 Mann auf der Nordſeite der Stadt, bei Montellier, am Ufer des See's, ſo aufgeſtellt, daß er die Straßen von Aarberg, Gümminen und Laupen, auf denen er den Feind vermuthen durfte, beobachten konnte. Der große Baſtard (grand bâtard), Prinz Anton, hatte ſüdlich der Stadt, den See im Rücken, bei Meiry und Grens, auf der Straße nach

nach Avanche und Lauſanne ſeine Aufſtellung mit 30,000 Mann erhalten, und lieferte die Truppen zur Belagerung. Der Herzog ſelbſt mit etwa 27,000 Mann, wovon der größte Theil Reiterei, lagerte öſtlich von der Stadt auf dem Plateau von Faong, parallel mit der Straße von Murten nach Freiburg.

Die Belagerung des Ortes war unterdeß mit Eifer begonnen worden. Sind die Nachrichten, die uns darüber zugekommen, bewährt, ſo wurden die Mauern und der Ort durch achtzig große Büchſen beſchoſſen. Da dieſelben jedoch nur durchgehends Steinkugeln ſchoſſen, ſo waren die Verheerungen des Geſchützes nicht zu bedeutend. — Nach vier Tagen aber war ein großes Stück Mauer niedergeſchmettert worden, und die Abtheilung des Grafen Romont glaubte nun einen Sturm darauf unternehmen zu können. Aber die Schweizer vertheidigten ihre Breſche ſo gut, daß die Burgunder nach einem achtſtündigen Sturme mit dem Verluſte von 700 Mann abziehen mußten. — Ein neuer Sturm, den Karls Leute am 20. Juni auf die faſt überall zerſtörten Mauern unternahmen, lief noch nachtheiliger ab. Nach einem dreiſtündigen Angriff und einem Verluſte von mehreren tauſend Mann mußten die Angreifer ſchimpflich vom Angriff abſtehen. Mehrere Verſuche jedoch, welche die Schweizer machten, um zu Waſſer Verſtärkung in den Platz zu werfen oder ihn mit Lebensmitteln zu verſehen, wurden durch Karls Batterien am

See verhindert. Die Eidgenoſſen, die bis jetzt nichts zur Rettung des nun ſeit neun Tagen hart bedrängten Orts unternommen, hatten ſich endlich in der Zahl von etwa 35,000 Mann geſammelt. Unter ihnen zählte man 30,000 Fußknechte — 11,000 davon mit Spießen, 16,000 mit Hellebarden, Mordaxten und Schlachtſchwertern, 3000 aber mit Handbüchſen und Armbrüſten bewaffnet — und 4000 Reiter, Letztere größtentheils Oeſtreicher, Strasburger, Rheinländer, Tyroler ꝛc., denn vom Rheine bis Inſpruck waren Alle durch Karls hochfliegende Pläne theils beeinträchtigt, theils beleidigt. Am meiſten wird unter ihnen Reinhard von Lothringen, den Karl aus ſeinem Herzogthum vertrieben, mit einigen Rittern und ungefähr 200 Pferden bemerkt.

Etwa 3 Stunden von Burgunds Lager bei Ulmitz, alſo ſchon in der Flanke der burgundiſchen Vorhut, die die Wege nach Bern und Aarberg beobachtete, hatten ſich die Schweizer nach und nach geſammelt. Der Entſchluß, den ihre Führer hier zum Angriff faßten, bleibt eben ſo ſchön, wie die Ausführung ſelbſt, und ohne im Mindeſten zu übertreiben, kann man dieſe Schlacht ſowohl denen von Leuctra und Mantinea, als auch den geprieſenſten Treffen unſerer Tage an die Seite ſetzen. Ihr lag der große Plan zum Grunde, den Feind nicht allein zu ſchlagen, ſondern ihn auch zu vertilgen.

Um dieſe Idee zu verwirklichen, glaubte man das Korps des Grafen Romont ganz unbeachtet

und ihm gegenüber nur ein ſchwaches Beobachtungs-Korps laſſen zu dürfen; eine Maßregel, die ſowohl der Charakter des feindlichen Heerführers, als auch die Zuſammenſetzung ſeines Korps ſelbſt rechtfertigte. Das Heer aber, womit man die Burgunder ſelbſt angreifen wollte, ward folgendermaßen geſchart.

Ritter Hans von Hallwyl erhielt den Befehl über die Vorhut. Wir können ſie zu ein Paar tauſend Mann annehmen. Ihr folgte die öſtreichſche und lothringiſche Reiterei, die, wie es heißt, der Herzog von Lothringen befehligte. Die Truppen der Vorhut ſelbſt beſtanden aus einer zweckmäßigen Miſchung von Spießträgern und Büchſenſchützen, denen einige Artillerieſtücke beigegeben waren. — Dieſer Abtheilung folgte unmittelbar der Gewalthaufen, das Zentrum, unter Hans Waldmanns und Wilhelm Exter's von Strasburg Befehl. In demſelben war der Kern des ſchweizeriſchen und deutſchen Fußvolks vereinigt. Die Banner der Eidgenoſſen, die in der Mitte dieſes Schlachthaufens prangten, wurden von 1000 der auserleſenſten Eidgenoſſen bewacht. Auch hier waren die Waffen ſorgfältig gemiſcht; überdies marſchirten vor ihnen zehn Kanonen. Die Nachhut, die in Betreff ihres numeriſchen Verhältniſſes wahrſcheinlich nicht ſchwächer war als die Vorhut, und die aus lauter Schweizer-Kontingenten beſtand, ward von Kaspar von Hartenſtein geführt. Die deutſche Kavallerie nahm in der Schlachtord-

nung ſelbſt den äußerſten linken Flügel ein. Dieſer Abtheilung lag es ob, den Feind ſogleich nach Vertreibung aus ſeiner Hauptſtellung in ſeiner rechten Flanke zu umgehen und ihm den Rückzug nach Wiflisburg abzuſchneiden. Das ganze Heer ward darauf zwiſchen den Straßen von Bern und Laupen konzentrirt, um von hier aus ſeinen Marſch gegen den Feind zu beginnen. — Wie die taktiſche Aufſtellung des Heeres ſelbſt geweſen, wer es eigentlich als oberſter Heerführer befehligt, darüber ſind keine Nachrichten vorhanden. Gewöhnlich werden für Letzteres der Ritter Herter, der Graf Oswald von Thierſtein, Herzog Renat von Lothringen, ſeltener Waldmann und Hallwyl genannt, ohne bei irgend einer dieſer Angaben Etwas für ſich zu haben.

Der Herzog von Burgund hatte auch hier eben ſo wenig Nachricht von dem Anzuge der Schweizer, als ſein Unterfeldherr einſt bei Hericourt, und er ſelbſt bei Granſon. Er war am Tage der Schlacht (21. Juni) entſchloſſen, aus ſeinem Lager aufzubrechen und die Schweizer aufzuſuchen. Ein ſtarkes Gewitter ſoll ihn jedoch verhindert haben, dieſen Vorſatz auszuführen. Der Schweizer plötzliches Erſcheinen aber vor ſeinem Lager überhob ihn jeder ferneren Unſchlüſſigkeit. Eine Vorhut nämlich von 1000 Mann, aus allen Waffen beſtehend, trieb ſeine Poſten zurück und alarmirte das Lager. Der Herzog ließ darauf ſogleich das Heer zur Schlacht ausrücken. Seine Linien formirte er zwiſchen Cour-

levon und Grens (Greng), in einer Länge von etwa 4000 Schritt. Das Fußvolk, 16 Mann tief geordnet, bildete unter Oraniens und Crevecoeurs Anführung das Zentrum; auf dem rechten Flügel ſtand unter ihm ſelbſt die Elite des Heeres, ſeine berittene Leibgarde; auf dem linken Flügel, wo ſich alle Lombarden und Italiener befanden, führte Prinz Anton den Oberbefehl. Vor dem rechten Flügel ſtand, wohl verſchanzt, eine Art Avantgarde, der 40 Feuerſchlünde zur Vertheidigung ihrer Schanzen beigegeben waren. Die übrige Artillerie war in der Schlachtlinie vertheilt, der größere Theil dem Anſcheine nach auf dem rechten Flügel.

Es mochte unter dieſen Anordnungen ziemlich Mittag geworden ſeyn, und noch war kein Schuß gefallen. Karl ſoll daher ſchon Willens geweſen ſeyn, ſein Heer wieder einrücken zu laſſen, als ihm der Schweizer Anrücken aus dem Murtner Baumwalde, über Salfenach gegen Courlevon, gemeldet ward.

Ein ſtarker Regen, der ſich ſeit ſechs Stunden ergoß, ſcheint die Schlacht etwas verzögert zu haben. Als ſich jedoch die Schweizer aus dem Baumwalde von Murten herausgewunden, ſtärkten ſie ſich, nach ihrer Vorväter Sitte, durch ein kurzes Gebet zur Schlacht. Kaum haben ſie ſich hiervon erhoben, da tritt die Sonne plötzlich aus den dunkelen Wolken hervor. „Biderbe Männer! Gott will uns leuchten; vorwärts! — Gedenkt Eurer Weiber und Kinder!“ ruft mit lauter Stimme

Hallwyl, und einſtimmig verlangt darauf das Heer, ſogleich zum Kampfe geführt zu werden. — Dem angenommenen Plane gemäß, das Korps des Grafen Romont nur beobachten zu laſſen, ſich aber bei Murten vorbei auf das Heer des Herzogs zu ſtürzen, ſchritt man ſogleich zum Angriff. Als ein Zeichen guter Vorbedeutung, erzählen die Chroniker jener Zeit, ſey es den Schweizern erſchienen, daß jetzt die Wachthunde der beiden Heere über einander hergefallen, und daß die burgundiſchen dabei übel zerzauſ't und zerbiſſen die Flucht ergriffen. Unter dieſen Vorgängen waren die Freiknechte mit denen von Burgund handgemein geworden. Mit Muth rückten die Schweizer gegen die Schanze, die den rechten Flügel des feindlichen Heeres deckte, vor. Erſt nach namhaftem Verluſt, den das Artilleriefeuer verurſachte, gelang es ihnen, ſolche ſelbſt angreifen zu können. Der Umſtand, daß die Kanonen faſt ſämmtlich zu hoch feuerten, daß überdies das Pulver naß geworden war, und daß endlich der Büchſenmeiſter in der Schanze gleich anfangs erſchoſſen ward, ſcheinen weſentlich zum Gelingen dieſes Angriffs beigetragen zu haben; wenn er übrigens weniger blutig war, ſo dürfte das von dem Umſtande herrühren, daß es den Schweizern gelang, das Werk zu umgehen und von der Seite her anzugreifen. Einmal eingedrungen, wandten ſie ſogleich das eroberte Geſchütz gegen Burgund ſelbſt.

Dieſen wichtigen Poſten erſtritten, ordnete ſich das Heer aufs Neue. Voller Siegeszuverſicht ent-

ſandten ſie jetzt über die Höhen von Creſſier die Abtheilung, die ſie ſchon urſprünglich dazu beſtimmt, dem Feinde den Rückzug abzuſchneiden. Zugleich trafen ſie Anſtalt, das feindliche Zentrum zu ſprengen. Ein Angriff, den die burgundiſche Reiterei des rechten Flügels auf die Reiſigen des linken der ſchweizeriſchen Schlachtordnung unternahmen, verzögerte dieſen Angriff etwas. Mit Muth angegriffen und aus einander geſprengt, gelang es der Reiterei der Eidgenoſſen erſt wieder, durch den Angriff, den eine Reſerve der Infanterie, die der umſichtige Hallwyl für einen Fall dieſer Art in Bereitſchaft gehalten, Luft zu bekommen und den Feind zu werfen. Zugleich brach das Fußvolk der Schweizer zum Angriff vor. Dieſer Anlauf, ſo heftig er war, ward von den Burgundern muthig ausgehalten. Die Schlacht wüthete hier eine geraume Zeit, ohne ſich für einen oder den anderen Theil zu erklären. Ein Angriff aber, den unter Sommerſetts Anführung die Kavallerie jetzt machte, um auf dieſer Seite die Schlacht zu Karls Gunſten herzuſtellen, und der, ſo brav er auch war, abgeſchlagen wurde, wirkte ſo entſcheidend, daß Karl die Schlacht verloren gab und ſich mit einem Haufen von 3000 Reitern und einem nicht unbedeutenden Theil des geſchlagenen Fußvolks zur Flucht gegen Wiflisburg wandte, wohin die Straße zu ſeinem Heil noch offen war. Erſt nach ſeiner Flucht hatte Hartenſtein den Punkt oberhalb Pfauen, den Rückzug zu ſperren, erreicht.

Während ſich die Ereigniſſe ſo auf dem rechten Flügel und im Zentrum geſtalteten, hatte Bubenberg zugleich einen Ausfall aus Murten auf den linken feindlichen Flügel gemacht. Obwohl er hier einen tapfern Widerſtand fand, ſo ward dennoch dadurch, daß die ſiegreichen Schweizer des Zentrums dieſen Flügel in der Flanke angriffen, der Sieg hier für die Schweizer entſchieden. Nur ein geringer Theil deſſelben vermochte ſich dem Tode durch ſchleunige Flucht zu entziehen. Zehntauſend dieſes Flügels allein, verſichern uns die Schweizer Geſchichtſchreiber, ſollen den Tod in den Fluthen des Murtner See's gefunden haben. Erſt nachdem dieſer Theil der burgunder Schlachtordnung gefallen, wandte ſich das Hauptkorps der Schweizer zur Verfolgung des flüchtigen Herzogs gen Wiflisburg. Doch nur bis über den Ort hinaus ward die Verfolgung fortgeſetzt — das Korps des Grafen Romont nämlich nahm noch der Führer Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Aber geſchickter in der Flucht als zur Mitwirkung in der Schlacht, die er durch einen raſchen und entſchloſſenen Angriff in der Schweizer rechten Flanke, wenn vielleicht nicht gewonnen, ſo doch wahrſcheinlich weniger entſcheidend hätte machen können, entzog er ſich durch einen ſchnellen Marſch über Cudreſin und Jfertin dem Racheſchwert der Schweizer. Geſchütz jedoch und Gepäck ließ er im Lager ſtehen.

Die Sieger geben den Verluſt Karls auf 30,000 Mann an, und unter ihnen 1500 Grafen

und Ritter aus Burgund, England, Italien und den Niederlanden. Als Trophäen werden gegen 200 Geſchütze, groß und klein, eine Menge Banner und 2000 Zelte angeführt. Die Eidgenoſſen wollen ihren Sieg mit etwa 4 bis 500 Todten und etwa 600 Verwundeten erkauft haben. Das Beinhaus bei Murten hat bis zum 4. März 1798 die Gebeine der Erſchlagenen geborgen und die Ueberlieferung des Sieges von Geſchlecht zu Geſchlecht fortgepflanzt.

Unterſucht man dieſe Schlacht genauer, ſo darf man denen, die ſie angeordnet, die Bewunderung nicht verſagen. — Wenn auch die Kurzſichtigkeit Karls von Burgund den Schweizern ihr Spiel erleichtern mochte, ſo bleibt doch der Plan dieſer Vertilgungsſchlacht ſchön durch alle Zeiten. Wollte man die Schlacht ſelbſt nach den Theorien unſerer Tage beurtheilen, ſo würde es vielleicht zweckmäßiger erſcheinen, den linken feindlichen Flügel angegriffen zu haben. Durch dieſe Vorrichtung hätte man den Weg nach Wiſlisburg, die einzige Rückzugslinie des Feindes, ſogleich gewonnen, und er wäre dann in der Richtung von Freyburg, oder gegen den dem Feinde im Rücken fließenden Chandon-Bach gedrückt worden, dadurch jedoch wäre die Niederlage gewiß nicht ſo entſcheidend geworden. Abgeſehen davon, daß man dann zuvörderſt den Grafen Romont angreifen und ſchlagen gemußt, wäre man auch theilweiſe in ein der feindlichen Kavallerie günſtigeres Terrain gerathen. — Der Schweizer Plan lief darauf hinaus, den rech-

ten Flügel des Feindes zu umklammern, dann aufzurollen und gegen den Murtner See zu drängen. Auch gelang ihnen dieſer Plan in ſofern, daß der ganze linke Flügel in den See hineingetrieben ward. Wenn der Angriff ſelbſt mehr das Zentrum traf, ſo dürfte vielleicht die Stärke des rechten feindlichen Flügels das Seinige zu dieſer Abänderung beigetragen haben. Kühn und meiſterhaft bleibt die Nichtbeachtung des Korps von 12,000 Mann unter Grafen Romont. Wahrſcheinlich kannte der Schweizer Anführer dieſen Krieger hinlänglich, um ihn mit dieſer Verachtung zu behandeln. Sie hielten einen kleinen Haufen für hinlänglich, ihn feſtzuhalten. Eben ſo ſchön iſt die Umgehung des rechten Flügels. Zwar traf der einſichtsvolle Hartenſtein erſt ein, als der Herzog bereits vorüber war, aber früher hätte ſeine Sicherheit vielleicht ſelbſt gefährdet werden können.

So ſchön, wie wir der Schweizer Benehmen finden, ſo ſchlecht ſtellt ſich dem Prüfenden das Karls dar. Abgeſehen davon, daß er ſeine ganze Lage verkannte, mit ſeinem großen Heer unnütz vor einer elenden Bicoque, die zu blockiren ſchon ein Paar tauſend Mann unter einem tüchtigen Führer hingereicht hätten, 11 Tage ganz verlor, ſo war ſeine Stellung auch noch ſchlecht gewählt. Die Schweizer blieben Herren aller Straßen gegen Murten, und ſo groß war Karls Nachläſſigkeit, daß er nicht einmal daran dachte, ſich im nächſten Bereich ſichere Nachrichten vom Feinde zu verſchaf-

ſen. So auch nur iſt zu erklären, daß die Schweizer es möglich machen konnten, ſich gleichſam in ſeiner Flanke bei Ulmitz feſtzuſetzen, ſich hier zu konzentriren und dann gegen ihn zu marſchiren. Wollte man ſelbſt dies noch entſchuldigen, ſo darf man es nicht verzeihen, daß er ſich ſeine endliche Aufſtellung in einem cul de sac wählt, in der ihm ſeine zahlreiche und auch gut angeführte Kavallerie faſt unnütz wurde. Ueberhaupt erſcheint Karl in den Zügen gegen die Helvetier als ein ſchlechter Heerführer *), wenn man ihm gleich das Verdienſt nicht abſprechen darf, der beſte Truppen-Organiſateur ſeiner Zeit geweſen zu ſeyn. Hätte er jedoch den innern Gehalt ſeiner Truppen mehr berückſichtigt, als deren numeriſchen Werth, ſo würde er

*) Toute cette armée nouvelle, mal exercée et composée de gens mécontens ou d'étrangers soudoyés, des capitaines inuiets de l'avenir, à qui tardait de quitter un service toujours avantureux et maintenant si mal favorisé de la fortune, des serviteurs las d'un maitre si dur qui, dans le malheur, leur montroit moins de confiance encore et d'afection, que dans la prosperité; enfin ce chef lui même n'ayant plus, à vrai dire, la plénitude de sa raison, plus incapable que jamais d'un conseil, ayant perdu son habilité guerrière, malade, et sans cêsse passant de la colère à une sorte d'engourdissement — ſo ſchildert ſein Heer und ihn Barante nach Comines und Gollut.

die Condotiere, die ihm der Verräther Campo Baſſo in ſo großer Menge aus Italien zuführte, und die er faſt zu reichlich bezahlte, beſſer gewürdigt und ſie durch treue Deutſche oder Niederländer erſetzt haben. Nie wohl hat ein Anführer die Hoffnungen, die man in kriegeriſchen Beziehungen von ihm hegte, ſchlechter erfüllt. Der Fürſt, den man auf ſeinem Zuge gegen die Schweiz das Schwert des Herrn und Gideons (gladius domini et Gideonis), den man den Tapferſten der Männer (virorum fortissimum) genannt, deſſen Muth und Stärke würdig zu ſchildern, man die heilige Schrift an Gleichniſſen geplündert hatte *), erlag ſchimpflich den Eidgenoſſen und deren Verbündeten. Ueberdies war Karl ein zu ſchlechter Menſchenkenner, um in verwickelten Zeiten, und namentlich auf einem Schlachtfelde, ſeine Leute zu wählen. Wie wäre es ſonſt auch wohl möglich geweſen, den Flüchtling von Hericourt, Romont, an der Spitze des abgeſonderten Korps von Murten, und den Verräther Campo Baſſo bis zum letzten Augenblick als Rathgeber des verblendeten Fürſten zu ſehen! Die männlichen Eigenſchaften, welche Karl momentan eine gewiſſe Erhabenheit geben, und die ihn, im Verein mit andern

---

*) On eût dit, que tous les passages de la bible où il est parlé du lion, avoient été choisis pour lui donner des louanges qu'il aimait, ſagt M. Barante in ſeiner hist. des ducs de Bourgogne von ihm.

Umſtänden, eine Zeit lang eine ſo bedeutende Rolle ſpielen ließen, waren durch eine Menge weibiſcher Untugenden, die ſich hinlänglich in ſeinem Leben offenbaren, gleichſam paralyſirt und bedingten ſeinen Fall.

Ganz anders dagegen war dies mit den Schweizern. Wenn auch durch die Chroniker etwas Uebertreibung, beſonders was die numeriſchen Verhältniſſe bei Angabe der Streiter, der Getödteten ꝛc. betrifft, in dieſe Periode gebracht ſeyn mag, was ſie unſtreitig mit der Heroenzeit anderer Völker gemein hat, ſo läßt ſich deren Ueberlegenheit in allen kriegeriſchen Beziehungen durchaus nicht verkennen *).

Nach dieſen Kriegen ſtand bei ihnen die Kunſt höher als bei irgend einem gleichzeitigen Volke. — Da ihre militairiſche Organiſation gewiſſermaßen der Protypus aller Kriegsverordnungen dieſer Zeit bildet, ſo ſey es uns erlaubt, bei derſelben, wie ſie am Ende des funfzehnten Jahrhunderts war, etwas zu verweilen. Das Geſetz verpflichtete bei ihnen Jeden, ohne Ausnahme, zum Landſturm oder zu Auszügen. Doch waren die Beſtimmungen hierüber bei den einzelnen Kantons modifizirt. In den

*) So behauptet Barante z. B. in ſeiner histoire des ducs de Bourgogne, daß das Schweizerheer bei Murten ſtärker geweſen als das Burgunds. Auch redet er nur von 8 bis 10,000 Todten, die zur Hälfte erſt nach der Schlacht niedergehauen worden.

Städten waren alle Waffenfähige nach Zünften oder Innungen, auf dem Lande dagegen nach Vogteien, Herrſchaften oder Gemeinden geſchart. Für jede im Felde befindliche Fahne ward ſogleich nach dem Abmarſch eine neue organiſirt. Bedrohete irgendwo ein plötzlicher Angriff das Land, ſo griff Alles zu den Waffen und reihete ſich um das Hauptbanner. Eigens beſtimmte Lärmmacher alarmirten in jedem Dorfe die Bewohner; von allen Thürmen und Glocken ertönte das Sturmgeläute, von den Höhen herab rief das Harſthorn zum Kampfe, und loderten Feuerſignale — Hochwachten — herab.

War man verſammelt, ſo wurden Führer und Truppen eidlich in Pflicht genommen. Die Mannſchaft ſchwor ihrem Hauptmann gehorchen, den Banner treu bewachen und bewahren, das ſchwache Geſchlecht, Geiſtliche und Kirchen ſchützen zu wollen. Der Hauptmann verpflichtete ſich eidlich, daß er die Geſellen, ſo gut er es vermöchte, anführen, gleichhalten, und die Ungehorſamen zur Beſtrafung an Leib und Gut zurückſchicken wollte. Der Fähndrich endlich ſchwor: mit dem Panner nicht zu weichen, bis ihn Libsnoth davon dränge und zwinge.

Hauptwaffe bei ihnen war der Spieß, von Bogen und Armbruſt war ſeltener die Rede. — Zur Schlacht ſelbſt ſtellte man ſich in dichte Haufen auf, ſeltener in einen Keil (cuneus). Sonſt war jedes Heer in Vorhut, Gewalt- oder Hauptḣaufen (corps de bataille) und in Nachwache getheilt, die

in der Schlacht rechten Flügel, Zentrum und linken Flügel bildeten. Gewöhnlich wechſelten hier die Kantone ab. Freiwillige, verlorne Knechte, Freiknechte (enfans perdus), dienten zur Erkundigung des Feindes und verrichteten die Dienſte leichter Truppen. Häufig jedoch findet man für einzelne Unternehmungen auch Freifahnen, denen ſich dann Geſindel jeder Art, beſonders die ſogenannten Verbrenner, anſchloß, und die der Name ſchon hinlänglich bezeichnet.

In den erſten vier Gliedern ihrer Schlachthaufen hatten die Schweizer Spieße; die beiden mittlern waren mit Hellebarden, und die zwei oder vier letzten abermals mit Spießen bewaffnet. Doch dürfte dieſe flachere Stellung noch nicht im ganzen Umfange während der burgundiſchen Kriege ſtatt gefunden haben, indem wir in den freilich etwas konfuſen Schlachtnachrichten jener Zeit nur immer dicke Haufen erwähnt finden. Auf 1000 Fußgänger rechnete man lange Zeit hindurch 100 Schützen, welche anfangs Armbrüſte, ſpäter Feuergewehre führten. Sie hatten ihre Stellen auf den Flügeln der größern Abtheilungen, und ſollen letztere ſowohl ſteinerne als bleierne Kugeln geſchoſſen haben. Je mehr ſich das Feuergewehr ausbildete, je mehr natürlich nahm deſſen Gebrauch zu, bis es endlich, wenn gleich weit ſpäter, allein den Platz behauptet.

Zog das Volk in den Krieg, ſo blieben deſſen Vorſteher gewöhnlich auch deſſen Führer. Doch pflegten wohl auch die Hauptleute, ſo wie die Ban=

nerherren (Venner), von der Regierung ihres Kantons ernannt zu werden. Die höhern Befehlshaber bildeten zugleich einen engern Kriegsrath, der jedoch die wichtigern Beſchlüſſe der geſammten Mannſchaft, der Gemeinde, vortragen mußte, deren Meinung dann nicht ſelten über der Führer Rathſchläge und Beſchlüſſe entſchied. Die Wahl der Rottmeiſter, d. h. für Abtheilungen von 20 bis 30 Mann, fiel allein den Gemeinden anheim, Oberbüchſenmeiſter aber, Feldſcheere, Kapläne, Schreiber, Speiſemeiſter und Boten wurden von den Behörden eingeſetzt. In Betreff der Wahl eines Oberanführers, ſo ſcheint ſolche, wenn gleich auch nicht immer, nur dann ſtatt gefunden zu haben, wenn mehrerer Kantone Truppen zugleich ausrückten. — Dieſelben Beziehungen hatte es wahrſcheinlich auch mit den Hauptleuten der Spieße, Schützen und der großen Büchſen, die bei manchen Gelegenheiten vorkommen.

Die Schlachtordnung ſelbſt anbetreffend, ſo kannte man die Unterabtheilungen unſerer Heere, und wodurch deren größere Beweglichkeit bedingt wird, noch nicht. Die Kontingente (Fahnen, Kompagnien) der Kantons formirten gewöhnlich drei große Schlachthaufen, von denen etwa die Hälfte den Gewalthaufen — corps de bataille — ausmachte. Die andere Hälfte ward zu der Vor-, Nach- und Seitenhut, wie wir es bereits anführten, verwandt. Stellte ſich ein Heer zur Schlacht auf, ſo ſtanden rechts und links vor ihm die ſogenannten Freiſcha-

ren, je nachdem das Heer ſelbſt ſtark war, von verſchiedener Stärke. Deren innere Flanke wurde durch das Geſchütz, das rechts und links neben dem Gewalthaufen aufgeſtellt war, gedeckt. Dieſer ſelbſt ſtand, wenn wir das recht verſtehen, was darüber vorhanden, ohne Unterbrechung gewöhnlich 10 Glieder tief, in der Mitte zwiſchen beiden Freiſcharen, jedoch ſo weit zurück, daß er und die Freiſcharen eine Art Tenaille bildeten. Rechts und links rückwärts ſtanden wiederum die Vor- und Nachhut, die häufig ein Drittel oder die Hälfte des Heeres betrugen. Zu dieſer Schlachtordnung en quinconce, wie man ſie nennen konnte, bildeten die Freiknechte gleichſam die Fühlhörner, wenn dieſe ſich zurückzogen, ſo rückten die Vor- und Nachhut — rechter und linker Flügel — vor, und dann erſt kam die Reihe an den Gewalthaufen ſelbſt. Häufig jedoch wurden erſtere zu Detaſchirungen gebraucht, wie wir dies auch bei Granſon und Murten geſehen. Der Gewalthaufen ſchlug dann ſeine Schlacht allein, und gewöhnlich geſchah dies durch einen gewaltigen Frontalangriff. Die vorzüglichſte Rolle bei ſo einem Angriff ſpielte alsdann der Spieß oder die Pike. Sie hatte eine Länge von 15 oder 18 Schuhen, und ward mit beiden Händen geführt. Die zweite Hauptwaffe, die Hellebarde — Partuiſane — war kürzer an Holz als die Pike, aber ſtärker an Eiſen. Nebenbei hatten die mit Piken und Hellebarden Bewaffneten noch Mordäxte oder ein Schwert, um damit beim Nahangriff wirkſa-

mer fechten zu können. Die Morgenſterne und Schlachtſchwerter, welche die erſten Kämpfe der Schweizer berühmt gemacht, verſchwanden in dieſer Zeit, dagegen wurden Dolche und Beimeſſer gewöhnlicher.

Die Armbruſt und der Bogen, die überhaupt nie eine Lieblingswaffe der Schweizer ſcheinen geweſen zu ſeyn, wurden allmälig durch die Haken- oder Handbüchſen verdrängt. Dieſe Waffen waren natürlich eben ſo ſchwer und unbeholfen als die der andern Völker dieſer Zeit. Doch gaben die Geſellenſchießen, die die Regierungen anordneten, und die Freiſchießen, die bald ein Lieblingsvergnügen der Schweizer wurden, ihren Schüſſen frühzeitig eine große Sicherheit, und die nicht wenig zu ihren Siegen beitrug.

An Schutzwaffen trugen die Schweizer in dieſer Periode gewöhnlich nur einen Harniſch, ein Bruſtſtück und eine Pickelhaube oder einen Hut. Das Tragen der Schilde war ſchon ſehr früh aufgegeben worden. Sonſt war ihre Kleidung einfach, erhielt jedoch durch den koloſſalen Körperbau der Nation einen gewiſſen kriegeriſchen Anſtrich *). —

---

*) Als der verrufene Hagenbach in ſeinem Gefängniß vernahm, daß zu ſeiner Verurtheilung noch neue Richter hinzugekommen, fragte er ſeinen Kerkermeiſter, wer dieſe wären? Als dieſer verſicherte, ſie nicht zu kennen, fragte er wieder, ob dies nicht ziemlich ſchlecht gekleidete, große und ſtarke Männer

Ihre Rottmeiſter und niedern Befehlshaber gingen zu Fuß, und waren von den Gemeinen nur durch einen Helmbuſch unterſchieden. Trommeln, Pfeifen und Harſthörner — der Stier von Ury — war ihre Feldmuſik, und riefen ſie zum Kampfe. Ihr Feldzeichen war ein weißes Kreuz, zu dem ſpäter noch ein Schlüſſel von gleicher Farbe kam, welche beide ſie auf der Bruſt, den Aermeln, Schultern und Schenkeln trugen. Die Ober-Anführer der Schweizer aber waren ſtets beritten und zeichneten ſich durch die Pracht ihrer Waffen aus. — Jeder Eidgenoſſe hatte die Verpflichtung, für ſeine Waffen und ſeine Heergeräthe ſelbſt zu ſorgen. Nur ſehr Arme erhielten Unterſtützung aus dem Schatz. Die Beſtimmungen der Oberbehörden ſchrieben öfters vor, wie man zum Kampfe gerüſtet erſcheinen ſollte. Als man in den Schwabenkrieg zog, ſollte jeder Eidgenoſſe ein Paar Schuhe und auf vierzehn Tage Habermehl (daher der Name Haberſack) zur Zehrung haben. Oft folgten auch Wagen mit Lebensmitteln den Heeren.

Eine Schweizerarmee dieſer Zeit, ſagt Oberſt Wieland in ſeinem ſchweizeriſchen Militairbuch, war eine Bürgerarmee, in der jedes Individuum nicht nur für ſeinen eigenen Unterhalt, ſondern

---

mit trotzigen Blicken, die Pferde mit abgeſchnittenen Ohren ritten, ſeyen? Als ihm dies bejahet wurde, erkannte er hieran die Schweizer.

auch für jenen der Familie in der Heimath ſorgen mußte. Dies wird uns am beſten alle Erſcheinungen in ihrem Heere erklären und uns auf die Urſachen ihres Wachsthums, ihrer Größe und ihres Verfalls aufmerkſam machen. Sie gehörten ganz ihrer Zeit an, und mußten ihre Bedeutung verlieren, ſo wie ſie aufhörten, dem allgemeinen Entwickelungsgeſetze bei ihrer Organiſation zu genügen.

Bevor wir die poliorcetiſchen Verhältniſſe dieſer Periode erwähnen, ſey es uns erlaubt, auf die Erfindung des Pulvers, die nicht ſowohl jene als überhaupt die ganze Kriegskunſt umgeſtaltete, zurückzukommen. Ohne uns dabei auf eine Menge von Angaben und Notizen, die deſſen Gebrauch ſowohl in Aſien als in Afrika und Europa ſchon im hohen Alterthum beglaubigen, einzulaſſen, können wir ganz füglich bei deſſen erſter Erwähnung in wiſſenſchaftlicher Hinſicht, der bald darauf die Anwendung für kriegeriſche Zwecke folgt, ſtehen bleiben.

Noch während die Chriſten ſich in Aſien und Afrika mit den Muhamedanern herumſchlugen — wobei der Gebrauch des Pulvers weder zu verbürgen noch zu verwerfen — hatte man in Europa auf wiſſenſchaftlichen Wegen die Entdeckung gemacht, daß Salpeter, Kohlen und Schwefel eine Miſchung abgeben, die nicht allein zur Zerſtörung der Städte, ſondern auch zur Vertilgung der Menſchen angewandt werden könnte. Daß die Begriffe von der Gewalt einer ſolchen Miſchung nicht falſch waren, geht aus der Vorſtellung, die ſich Roger Baco

(1258) davon machte, wohl hervor*). Ob das Pulver (pulvis nitratus), deſſen vorher ſchon in Caſir's Arabiſch-Spaniſcher Bibliothek gedacht wird (1249), wirklich eine dieſem ähnliche Miſchung geweſen, dürfte ſchwer ſeyn zu erörtern. Wie dem nun auch ſey, ſo findet ſich doch nirgend mit Gewißheit nachgewieſen, daß man ſich des Pulvers vor dem vierzehnten Jahrhundert zu kriegeriſchen Zwecken bedient hätte. Dafür aber folgen ſich nach dieſer Zeit die Nachrichten von deſſen Gebrauch raſch auf einander, und wir finden faſt bei den Geſchichtſchreibern aller Nationen Nachweiſe, die deſſen Anwendung vor der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts beglaubigen. Dürfen wir Joſeph Conde's Geſchichte der Araber in Spanien Glauben

*) Marcus Graecus, Marco Graeco, Grachos, nach Einigen ein Jude, nach Andern ein Grieche, hat in ſeinem liber igneum, das in Oxfort noch handſchriftlich vorhanden ſeyn ſoll, zuerſt die Anfertigung des Pulvers ad comburendos hostes angegeben. Er nahm dazu 1 Pfd. Schwefel (sulph. viv.), 2 Pfd. Kohlen (carb. salicis) und 6 Pfd. Salpeter (salis nitrosi). Baco ſpricht von deſſen Wirkungen ganz deutlich. Im ſechsten Kapitel ſeines Werkes: de secretis operibus naturae, ſagt er unter andern von der Anwendung des Pulvers, quod si subito et de nocte arteficio sufficienti fierent, nec posset civitas nec exercitus sustinere. —

beimeſſen*), ſo bediente ſich König Ferdinand IV. von Kaſtilien ſchon 1308 der Geſchütze (maquinas de truenos) bei der Belagerung von Gibraltar. — Wenn nun dieſer Ausdruck einigen Skeptikern vielleicht doch noch zu wenig ſicher dünkt, ſo finden wir des Gebrauchs eben dieſer Maſchinen bei der Belagerung von Bazas (1311) ſo beſtimmt gedacht, daß über die Bedeutung jenes Ausdrucks wohl kein Zweifel bleiben kann. Ismail, heißt es nämlich in jenem Werke, griff die Stadt Tag und Nacht mit Maſchinen und Werken an, die mit großem Donner Globen von Feuer warfen, ähnlich den Blitzſtrahlen, und die zugleich den Mauern und Thürmen der Stadt großen Schaden zufügten **). Stellen wir dies mit einigen andern Angaben zuſammen, die uns aus dieſer Zeit geblieben, ſo dürfen wir wohl mit Gewißheit annehmen, daß der Gebrauch der Geſchütze in die erwähnte Periode gehört ***). Die Geſchütze ſcheinen jedoch geraume

*) Historia de la dominacion de los Arabes en España etc. Madrid 1820. Deutſch von Ruſchmann.

**) Dieſe Stelle ſteht im angeführten Werke im XVIII. c. und lautet wörtlich alſo: Ismail combatio la ciudad de dia y de noche con máquinas é ingenios que lanzaban globos de fuego con grandes truenos, todo semejantes a los rayos de los tempestades, y hacian gran estrago en los muros y torres de la ciudad.

***) Die Franzoſen wollen in neuerer Zeit im Schloß

Zeit hindurch allein bei den Feſtungen gebraucht worden zu ſeyn. Was wir wenigſtens von der Anwendung der Geſchütze in Feldſchlachten während der engliſch-franzöſiſchen Kriege finden, iſt zu unbeſtimmt, um darauf bauen zu können. Uns will es dünken, als wenn die Schlacht von Roſabeque (1382) die erſte ſey, von der man mit Gewißheit behaupten könne, daß man ſich in ihr der Geſchütze bedient. Wenigſtens ſagt Froiſſart von ihr, daß die ganze Front der Flamländer mit Artillerie bedeckt geweſen*), ein Ausdruck, deſſen er ſich ausſchließlich für Geſchütze unſerer Art bedient. Doch werden alle dieſe Angaben immer unſicher bleiben. Denn wie ließe es ſich z. B. wohl in Einklang bringen, daß vor 1330 der Flintenlauf von einem Bürger in Beraun erfunden ſeyn ſoll, während doch Berthold Schwarz (Konſtantin Anklizen) erſt 1330, den gewöhnlichen Angaben nach, das Pulver entdeckt? Auch iſt hieran eigentlich ſehr wenig gelegen, indem die Kriegskunſt noch faſt ein Paar Jahrhunderte nach Erfindung

von Coucy eine Kanone mit der Zahl 1258 gefunden haben. Hat es mit dieſer nicht vielleicht die Bewandtniß, wie mit der Kanone in Amberg?

*) Kap. 195. — Die Benennung Artillerie beſtand in Frankreich lange vor Erfindung des Pulvers. De Vegenère, der erſte Ueberſetzer der Kriegskunſt Onoſanders, leitete die Benennung von arcus (Bogen) und telum (Geſchoß) her. Allent verſteht hierunter canons et bombardes portatives.

des Pulvers dieſelbe blieb, die ſie früher geweſen. Es waren ganz andere Urſachen, die zu ihrer Ausbildung beſonders mitwirkten, als die Entdeckung jener chemiſchen Miſchung. Auch haben die Unterſuchungen hierüber nur einen rein antiquariſchen Werth und können daher auch füglich übergangen werden.

Selbſt in den Belagerungen ſpielen die alten Maſchinen noch bis weit über die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts hinaus eine bedeutende Rolle. Nur hin und wieder, namentlich wenn ausgezeichnete Regenten an der Spitze der Heere ſtehen, ſehen wir ſie mit Artillerie im neuern Sinne verſehen, und dieſe dann gewöhnlich noch in ſo unbehülflicher Form, daß man ſich öfters wohl nach dem alten Geräth zurückſehnte. Die Wandelthürme *) (belfredi), Katzen (gatti), Mauerböcke (arieti), Mangen (mangani), Steinwurfzange (petrière) und andere Geräthe, den Technikern jener Zeit unter der Benennung Artemonie bekannt, bildeten noch lange den Belagerungstrain der Heere.

Die Belagerungskunſt war daher eine geraume Zeit lang noch das geblieben, was ſie in der früheren Zeit war. Zwar hatte man durch Erfindung der Trancheen einen Schritt vorwärts gethan, aber noch war man weit entfernt, die Vollkommenheit zu ahnen, die dieſe Kunſt dereinſt erlangen ſollte.

Was

*) Wir geben hier die italieniſchen Benennungen, da wir bereits der franzöſiſchen und lateiniſchen gedachten.

Was dieſe Zeit überhaupt charakteriſirt, iſt eine gewiſſe Vorſicht, die man in den poliorcetiſchen Unternehmungen derſelben wahrnimmt. Ein merkwürdiges Beiſpiel hiervon iſt der Angriff auf Calais, das Eduard III. nach der Schlacht von Crecy einſchloß. Frankreich die ganze Wichtigkeit dieſes Orts erkennend, hatte ihn hinlänglich dotirt, zugleich mit neuen Werken verſehen, und ihm in der Perſon des Jean de Vienne einen Befehlshaber gegeben, der allein eine Armee aufwog. Eduard, ſtatt gegen einen ſolchen Platz das Schickſal der Schlachten und einer langen Belagerung zu verſuchen, zog es vor, auf einem, wenn gleich längern, ſo doch ſichern Wege ſich zum Herrn jenes Orts zu machen. Er lagerte ſich daher zwiſchen der Stadt, dem Flüßchen May und der Brücke, und begann ſogleich ſein Lager auf das ſorgſamſte zu verſchanzen. Während der eine Theil ſeiner Leute ſich Hütten bauete, um den Winter über darunter zu verbleiben, ward der andere zur Anlegung von Wällen und Gräben gebraucht. Bald ſah man ſowohl die Stadt als das Lager von allen Seiten ſo eng mittelſt von Diſtanz zu Diſtanz angelegter kleiner Schanzen (Redouten) eingeſchloſſen, daß jeder Zugang dazu verſperrt war. Eduard hatte in kurzer Zeit ſeinem Lager einen ſolchen Grad von Stärke gegeben, daß, als König Philipp zum Entſatz heranrückte und einige Spione entſandte, um die Lage deſſelben zu unterſuchen, er ſolche überall herumführen und ihnen Alles zeigen ließ. Mit

einer ſeltenen Ausdauer harrte Eduard faſt ein ganzes Jahr vor Calais aus, und erſt, als ſelbſt die ſcheußlichſten Stoffe fehlten, um ſich davon zu ernähren, gab der tapfere Vienne es zu, daß man eine Kapitulation nachſuche. — Merkwürdig bleibt es, daß eben dieſer Platz, als er 1558 durch Guiſe, der einſt Metz ſo tapfer gegen Karl vertheidigt hatte, angegriffen wurde, ſich nur acht Tage hielt, nachdem er 200 Jahre lang im Beſitze der Engländer geblieben war.

Gewöhnlich nimmt man an, daß Romorentin der erſte Ort in Frankreich geweſen, bei deſſen Belagerung man ſich der Geſchütze bedient habe. — Von nur drei franzöſiſchen Rittern und deren Dienſtmannen vertheidigt, wäre der Prinz von Wales, der ihn kurz vor der Schlacht von Maupertuis wegnehmen wollte, vielleicht ruhig davor vorbeigegangen, wenn er nicht bei dem erſten Anlauf, den er, ehe man an eine Aufforderung denken konnte, als eine Ehrenſache betrachtet, einen nahen Freund verloren hätte. Die Berichte ſagen nur, daß er das Schloß darauf durch griechiſches Feuer (feu grégois) in Brand geſteckt und die Mauern durch ſeine Kanonen niedergeſchoſſen habe. — Merkwürdiger dagegen iſt die Belagerung von Harfleur (1415), mit der Heinrich V. ſeine kriegeriſche Laufbahn in Frankreich beginnt. Der Ort hatte einen Erdwall mit ausſpringenden Winkeln und naſſen Gräben. Von Diſtanz zu Diſtanz waren auf dem Wall hohe Thürme, und vor den Thoren Erdwerke, die

durch Pfähle zuſammengehalten wurden, angelegt. Sie wurden damals barbicum genannt, woraus nach und nach der Name Bulwerk, Bolwerk, Baſtion entſtanden ſeyn ſoll. Gegen den Ort ſehen wir die erſten regelmäßigen Approchen und Laufgräben eröffnen, in welchen wir Batterien, vorne mit tiefen Gräben, gewahren. Das Feuer der Engländer ſelbſt war lebhaft. Sie gruben ſich bis dicht vor den Platz, und ſollen ſogar Minen zur Sprengung einzelner Theile der feindlichen Werke angelegt haben. Doch ſind die Nachrichten hierüber nicht beſtimmt genug und zu allgemein. Wenigſtens ſtimmen ſo gute Maßregeln gegen den Feind nicht mit denen, die man für das Heer ſelbſt getroffen, überein. Völlerei einer, und Hunger anderer Seits erzeugten eine Menge Krankheiten, die nach und nach fürchterliche Verwüſtungen anrichteten, und als Heinrich V. nach einer fünfwöchentlichen Belagerung endlich durch Kapitulation Herr des Platzes wurde, fand er ſein Heer ſelbſt um die Hälfte geſchmolzen.

Bedeutender finden wir die Fortſchritte beider Theile während der Belagerung von Orleans, die zugleich durch das Auftreten der Jungfrau von Orleans auch ſonſt noch merkwürdig geworden. — Von Meun und Beaugency durch die Ebene von Sologne, dem Laufe der Loire folgend, waren die Engländer, anfangs nur etwa 10,000 Mann ſtark, unter Graf Salisbury gegen die Stadt vorgerückt (12. Oktober 1428). Was der Dotirung der

Feſte vielleicht an Vollſtändigkeit abging, war reichlich durch gute Führer, die ſich darin befanden, erſetzt, denn was Frankreich an tüchtigen Kämpfern beſaß, war dort vereint in Gaucourt, Dunois, La Hire, Xaintrailles u. m. a. Die erſten Anſtrengungen richteten die Engländer gegen den Brükkenkopf, vor dem die Franzoſen noch eine neue Schanze angelegt hatten, und deſſen Reduit ein Fort, les Tourelles, bildete. Dieſes ſelbſt hing mit dem andern Loire-Ufer mittelſt eines gemauerten Bogens und einer Zugbrücke zuſammen. Durch ein Feuermeer, das die Franzoſen durch Verbrennung der Vorſtädte um ſich her ſchufen, ſuchten ſie die Angriffe der Engländer zu verzögern. Aber dieſe ſetzten ſich auf den Trümmern feſt und begannen ihre Arbeiten nur um ſo muthiger. Beide Theile jedoch ſuchten ſich durch Erbauung oder Ausbauung ihrer Baſtillen und Boulwards (Bollwerke) zu ſichern. Gewöhnlich beſtanden dieſe aus Balken, die wagerecht, unter einander verknüpft, an große, ſenkrecht eingerammte Pfähle befeſtigt wurden. Die Zwiſchenräume füllte man mit Schutt und Erde aus. Den Wällen gab man dann ein terraſſenförmiges Anſehen, und verſah ſie oben ſorgfältig mit einer Bruſtwehr, in der ſich Schießſcharten für das Geſchütz befanden. Gewöhnlich hatten ſie eine viereckige Form und waren für 5 bis 600 Mann eingerichtet.

Nachdem die Engländer die Stadt eine Zeit lang beworfen — man ſagt, daß ſie dabei 116 Pfd.

ſchwere Steine in die Stadt geſchleudert — glaubten ſie zum Angriff des Außenwerks, das die Franzoſen vor dem Brückenkopf angelegt, ſchreiten zu können; aber der Muth, mit dem ſie angriffen, mußte dem der Vertheidiger weichen. Während man von der Breſche ungeheuere Steine herunterrollte, begoß man die Stürmenden zugleich mit ſiedendem Oel und beſtreuete ſie mit glühender Aſche. Nach großem Verluſte läßt Salisbury das Zeichen zum Rückzug geben. Er glaubt jedoch auf anderm Wege glücklicher zu ſeyn, und befiehlt, gegen den Ort mit Minen vorzugehen. Als man im Begriff iſt, dieſe ſpringen zu laſſen (à les faire jouer, ſo nennt es Carnot), verlaſſen die Vertheidiger im Angeſicht ihrer Feinde das Werk, zünden es zugleich an, und ziehen ſich in die Tourelles zurück. Obwohl ſie alles zur Vertheidigung dieſes Poſtens thun, ſo werden ſie endlich dennoch gezwungen, auch ihn dem Feinde zu überlaſſen. Aber der Verluſt, den Salisbury bis jetzt ſchon erlitten, ließ ihn die Hinderniſſe, die ſich ihm noch zur Ueberwindung darbieten durften, ſehr richtig calculiren. Er faßte daher den Entſchluß, die Belagerung lieber in eine Einſchließung zu verwandeln.

Eine Unterſtützung, unter ihr viel Bogen- und Armbruſtſchützen und gute italieniſche Infanterie (enfanterie), die den Vertheidigern Orleans grade zur Zeit des Verluſtes der Tourelles kam, erhielt den Muth derſelben ungeſchwächt. Des talentvol-

len Salisbury Tod, der unmittelbar darauf erfolgte, ſteigerte denſelben ſogar. Den Lehren getreu, welche er den um ſein Lager verſammelten Heerführern gegeben, die Belagerung in eine Blokade zu verwandeln, zögerten dieſe nicht, ſolche alsbald in's Werk zu ſetzen. Suffolk, als oberſter Befehlshaber des Heeres vor Orleans eingeſetzt, ging daher in einiger Entfernung von Orleans bei Saint-Prive wieder über die Loire, und indem er die Hut der eingenommenen Tourelles einem wachſamen Offizier, Glacidas, der ſich eben ſowohl durch ſeine Rohheit als Tapferkeit auszeichnete, anvertraut, berannte er die Stadt von der Oſt- und Nordſeite. Um dieſer Einſchließung mehr Nachdruck zu geben, wurden auf allen Hauptſtraßen große Baſtillen angelegt, und dieſe durch 60 kleine Redouten in Verbindung geſetzt. Zugleich ward die Stadt von der Seite der Beauce her noch ſtärker beſchoſſen und beworfen, als dies auf der andern Seite der Fall geweſen war. — Das Weihnachtsfeſt unterbrach die Kämpfe, Ausfälle und Zerſtörungen nur auf kurze Zeit.

Nach dem Feſte ſuchten die Engländer die Blokade der Stadt zu vollenden, und bemächtigten ſich daher auch des Fleckens Saint-Laurent, der nur einen Kanonenſchuß von den Mauern der Stadt lag. Hierdurch ſchloß ſich der Kreis der Werke um Orleans immer enger. Dieſe ſelbſt erhielten mehr Stärke; mehrere derſelben wurden durch Gräben unter einander verbunden, durch Palliſadirungen

gegen den erſten Anlauf, und durch Fußangeln, die man überall ausgeſtreut, gegen Ueberfälle geſichert. Durch neue Schanzen, die man an beiden Ufern der Loire anlegte, ſuchte man auch dieſe zu ſperren, und ſo die Stadt ganz zu iſoliren. Doch konnte die Kommunikation weder zu Waſſer noch zu Lande je ganz geſperrt werden, und eben durch die Bemühung von Seiten der Engländer, ſolche ganz zu unterbrechen, während die Franzoſen ſie mit allen Kräften offen zu erhalten ſuchten, entſpannen ſich täglich eine Menge einzelner Kämpfe, welche nicht ſelten das Gepräge jener Begeiſterung und Aufopferung tragen, die wir in den Kreuzzügen geſehen *). Was beſonders einer Erwähnung verdient, dürfte der Umſtand ſeyn, daß ſich die Belagerten bei ihren Ausfällen ſchon einiger Stücke bedienten, die ihre Truppen begleiteten und die ſie mit großer Gewandtheit ſcheinen benutzt zu haben. In den Kämpfen ſelbſt, die ſich unmittelbar in der Nähe der Stadt entſpannen, blieben gewöhnlich die Franzoſen Sieger, während in den entfernten Unternehmungen, zu denen die Garniſon mitwirkte, größtentheils die Engländer die Ober-

*) Wenn man lieſ't, daß ſich die Pagen der Ritter beider Heere, mehrere Tage hinter einander, in blutigen Kämpfen hier herumgetummelt, ſo wird man den Geiſt der Heere am beſten auffaſſen; dies erinnert an die Gefechte der Kinder bei Antiochien, deren Seite 293. gedacht ward.

hand behielten. Namentlich war dies bei Rouvray der Fall, wo die Franzoſen bei dem Verſuch, eine engliſche Wagenburg zu ſtürmen, einen empfindlichen Verluſt erlitten. — Obwohl das Unternehmen der Engländer, eine Stadt, der ſie durchaus nicht ihre Gemeinſchaft mit dem Heere und der Umgegend abſchneiden konnten, durch eine allmälig ſich immer mehr verengende Reihe von Verſchanzungen zu nehmen, höchſt problematiſch erſcheinen mußte, ſo wären ſie bei dem größern Einklange in ihren Unternehmungen, bei der Einheit im Oberbefehl, am Ende doch dahin gelangt, wenn das Erſcheinen der Jungfrau von Orleans dem Kampfe um die Stadt nicht plötzlich eine andere Wendung gegeben hätte. Abgeſehen von der Verſtärkung, die die Jungfrau mit ſich führte, unter der ſich eine Menge tüchtiger Degen befanden, erwachte in Orleans Vertheidigern zugleich ein Geiſt, der, gut geleitet, zum Siege führen mußte. Seit dem 12. Oktober 1428 nur darauf beſchränkt, den Engländern die nähere Einſchließung der Stadt zu erſchweren, gehen die Franzoſen ſeit der Ankunft der Jungfrau (29. April 1429) angriffsweiſe zu Werke. Zuvörderſt ſprengen ſie durch Mitwirkung eines Korps, das von Außen heranrückt, die faſt vollendete Einſchließungslinie der Engländer, dann dringen die Vertheidiger auf die feindlichen Werke ein; eine Schanze nach der andern fällt durch Sturm in der Franzoſen Gewalt, und als endlich die Tourelles ſelbſt den Engländern wieder entriſſen werden, hob der Feind,

mit Zurücklaſſung ſeiner Kranken, ſeines Gepäcks, der Lebensmittel, eines Theils ſeiner Artillerie und nach einem Verluſte von 5000 Todten, die Belagerung auf. Am 8. Mai war die ſeit ſieben Monaten belagerte Stadt völlig befreit, und die Engländer, nachdem ſie den Feind noch mehrere Stunden lang vor ihrem Lager erwartet, und dann die Baſtillen, die Frucht ſiebenmonatlicher Arbeit, in Brand geſteckt, zogen nun mit fliegenden Fahnen ab, Talbot ſich gegen Meun und Beaugency, Suffolk aber nach Jargeau ſich wendend.

Die Belagerung dieſes Platzes bietet gewiſſermaßen den End- und Anfangspunkt der alten und neuen Belagerungstaktik dar. Wie bei Troja, Theben, bei Jeruſalem und Antiochien, ſehen wir das Heer auf den Hauptzugängen gelagert, ſich durch Verſchanzungen gegen Ueberraſchung ſichernd. Die Vertheidiger ſelbſt gehen und kommen lange Zeit ganz nach Belieben — einzelne Zweikämpfe entſcheiden nicht ſelten noch über den Ausgang größerer Gefechte. Der neuern Zeit ſelbſt aber gehörte die Konſtruktion der Baſtillen, die Verbindung derſelben durch Kommunikationen, die Palliſadirung und Sicherung durch Fußangeln und das ſchnelle Erbauen neuer Werke, wenn durch das Feuer der Geſchütze oder durch Wegnahme die früheren vielleicht zerſtört waren. — Als charakteriſtiſch tritt der Gebrauch der Artillerie bei Ausfällen hervor, und die große Sicherheit im Schießen, die mehrere Beiſpiele ganz außer Zweifel ſtellen.

Uebrigens verdient es noch bemerkt zu werden, daß die Engländer während der ganzen Dauer der Belagerung weder an Schießbedarf noch Lebensmitteln oder an ſonſtigem Material eben ſo wenig Mangel litten als die Franzoſen, was auf einen Fortſchritt im Verpflegungsſyſtem deutet.

Die Gebrüder Joh. und Kasp. Bureau, zwei franzöſiſche Kriegsbaumeiſter, führten bald darauf (1449) einen regelmäßigen Gang der Belagerung ein, und von nun an bieten Redouten, Approchen, Laufgräben und Minen (des boulevers, des approchemens, des fossez, tranchées et mines), dem Angreifer ſtets neue Hülfsmittel zur Beſchleunigung der Belagerungsarbeiten dar. — Der Thätigkeit und Einſicht dieſer Kriegskünſtler verdankte Frankreich es wohl beſonders, wenn es nach und nach alle Plätze, welche die Engländer inne hatten, bis auf Calais, wieder erlangte. — Wir werden ſpäter, wenn gleich nur kurz, anführen, wie ſich allmälig die Poliorcetik erweiterte. Uebrigens bieten die Belagerungen von Harfleur (1439), Pontoiſe (1441), Rouen (1449) und anderer Plätze vollauf Gelegenheit, den Gang, den die Kunſt allmälig nahm, zu beobachten.

Die Feldbefeſtigungskunſt dieſer Periode betreffend, ſo finden wir nur hier und dort ſchwache Verſuche, ſich derſelben zu bedienen. Was der ſchwarze Prinz bei Poitiers zur Verſtärkung ſeiner Stellung that, ſcheint mehr eine ganz einfache Sperrung der Zugänge zu ſeiner Stellung, als

eine Verſchanzung derſelben geweſen zu ſeyn. Gewöhnlich bediente man ſich der Palliſaden, um ſich gegen einen plötzlichen Angriff zu ſichern. — Als Heinrich V. die Fuhrt von Blanchetaque benutzen wollte, fand er ſie durch Palliſaden geſperrt; daſſelbe war nicht allein an der Sarthe der Fall (16. September 1380), als ſie Bukingham unweit ihres Einfluſſes in die Loire überſchreiten wollte, ſondern auch das jenſeitige Ufer war durch Palliſadirungen befeſtigt. Das Holz ſcheint überhaupt in der Feldbefeſtigungskunſt dieſer Zeit noch eine große Rolle geſpielt zu haben. Die chats, chats-châteaux, wie ſie im zwölften und dreizehnten Jahrhundert vorkommen, finden ſich nicht allein bei Vertheidigung kleiner Poſten, ſondern auch bei größeren Angelegenheiten immer wieder. Als Karl VI. (1386) nach England überſetzen wollte, hatten die Franzoſen ſogar eine ganze hölzerne Stadt erbaut, um den König gegen plötzliche feindliche Ueberfälle ſicher zu ſtellen. Der Connetable von Cliſſon hatte das Holz dazu in den Wäldern der Bretagne ſchlagen und es dann in Treguier einſchiffen laſſen. Die Stadt bildete ein Viereck, hielt 3000 Schritt im Durchmeſſer und war ringsum mit Palliſaden umgeben. Alle Häuſer ꝛc. konnten leicht aus einander genommen und wieder zuſammen geſetzt werden. Zu deren Transport ſollen allein 72 Schiffe erforderlich geweſen ſeyn. Nebenbei hatte dieſe hölzerne Burg die Beſtimmung, die Lebensmittel, die man mitnehmen wollte, aufzunehmen. Wenn man

aber im Froiſſart die ungeheuere Menge von Wein, Pöckelfleiſch, Hafer, Salz, Zwieback, Mehl und Speck *) überſieht, die dazu beſtimmt waren, ſo darf man wohl der Ueberzeugung ſeyn, daß jene Gebäude mehr als kleine, niedliche Räume geweſen. Ohne ſehr zu irren, können wir jedoch annehmen, daß man in Frankreich damals in der Feldbefeſtigung noch eben ſo zurück war, wie zu Wilhelm des Eroberers, oder doch zu Ludwig des Heiligen Zeiten **).

Bedeutender tritt die Feldfortifikation in den burgundiſchen Kriegen vor. Sowohl bei Granſon als Murten hatte Karl der Kühne ſein Heer verſchanzt. Doch hatten dieſe Werke mehr die Form der Linien, die ſpäter eine ſo große Rolle ſpielen ſollten. Bei Murten jedoch befand ſich vor dem rechten Flügel des burgundiſchen Heeres ein ge-

---

*) Les pourviandes de toutes parts arrivaient, et foins, d'avoines, de tonneaux de sel, d'oignons, de verjus, de biscuit, de graisses, de moyeux (jaunes) d'oeufs battus en tonneaux (geſchlagene Eierdotter in Tonnen) et toute chose dont on se pouvoit aviser ni pourpenser, que qui ne le vit adoncques, il ne le voudra ou pourra croire. Froiss. c. 24.

**) Ueber die Feldverſchanzungen, die dieſer 1250 am Nil anlegen ließ, ſehe man Joinville's intereſſante Memoiren, die gewiß Niemand unbefriedigt aus der Hand legen wird.

ſchloſſenes Werk mit Graben und Grünhag (?), und dies war auch faſt das einzige, was Widerſtand leiſtete. Hätte die Belagerung nicht früher ſchon den beſten Theil der Kanoniere Karls hingerafft, und wäre das Werk ſelbſt nicht ſo angelegt geweſen, daß es auf Flintenſchußweite dominirt ward, ſo hätte bei aller Tapferkeit der Schweizer die Schlacht verloren gehen können.

Die Letztemauern oder Befeſtigungen, deren wir bei den Schweizern gedachten, ſtammten aus einer frühern Zeit, und waren der Eigenthümlichkeit des Landes ganz angemeſſen. Sie dürften eher der permanenten Befeſtigung angehören. — Wo aber die Schweizer momentan ſich einniſteten, da bedienten auch ſie ſich des Holzbaues. Auch verſchmäheten ſie es nicht, ihre Thürme und feſten Oerter durch Palliſadirungen noch wehrhafter zu machen.

VI.

Die Deutſchen im 14ten und in der erſten Hälfte des 15ten Jahrhunderts.

Die Eigenthümlichkeiten, die der Nationalcharakter dieſes Volks bedingt, abgerechnet, finden wir den Kriegesſtaat in dieſer Periode hier eben ſo wie bei den Franzoſen und Engländern, d. h. das Soldweſen mit dem Lehnweſen im Kampf. Doch wurde er hier weniger raſch durchgeführt, da in Deutſchland die Nation keinen Mittelpunkt hatte, und die hin und wieder in der Hand feſter Kaiſer ſich einenden Elemente des Geſammtlebens gemeinhin bald wieder aus einander fielen.

Das Korporationsweſen, das die Deutſchen dieſes Zeitalters überhaupt beherrſchte, und das mit dem Verfall des Kaiſerthums recht ſyſtematiſch hervortrat, offenbarte ſich am meiſten in der Kriegsverfaſſung — überall größere und kleinere Bündniſſe, welche vorzüglich die Städte unter einander, oder auch mit Fürſten, zur Abwehr von Gewaltthätigkeiten, Raub, Plünderung, oder auch zur Erhaltung des Landfriedens ſchloſſen. — Etwas anderes war dies freilich mit dem Reichsheerdienſt, der auch

in dieſer Periode noch den Charakter einer Landwehr oder eines allgemeinen Aufgebotes behielt. Der Maßſtab der Dienſtleiſtung im Reichsheere wird noch immer nach den Verpflichtungen, die der Lehnsverband auferlegte, beſtimmt. Der Dienſt zu Roſſe ward hierbei noch lange beſonders hervorgehoben. Der Befreiungen davon waren jedoch nach und nach ſo viele geworden, daß die Vaſallen ſich immer in geringerer Zahl um das Reichsbanner ſammelten, und auch dann noch durch allerhand Forderungen ſich ziemlich unabhängig erhielten. Da die Reichsſtände bei dergleichen Aufgeboten überdieß noch eine wichtige Stimme hatten, ſo hing von deren Willen nicht ſelten das Geſchick des Reichsoberhauptes ab. Ueberdies reichte der gemeine Lehndienſt nirgends aus, und die Soldtruppen mußten alſo allmälig immer mehr die alte Kriegsverfaſſung verdrängen. Die Umänderung des Miliz-Syſtemes in den Deutſchland benachbarten Staaten, ſo wie das allmälig ſich entwickelnde Kriegsweſen der Städte, mußte auch zur Ausbildung des Reichsheerdienſtes ſehr weſentlich mitwirken. Die Huſſitenkriege aber geben der Umgeſtaltung deſſelben den letzten Stoß. Um den ewigen Einfällen und Verwüſtungen eines ſo raubſüchtigen Feindes ein Ziel zu ſetzen, mußte man darauf denken, fortwährend Truppen unter den Waffen zu haben, und ſo ſehen wir denn im Jahre 1427 endlich, daß die Reichsſtände zum täglichen Kriege eine Art ſtehender Heeres-

Kontingente*) an der böhmiſchen Grenze votiren. Da jedoch dieſe Anzahl zu gering war, um jenen Inkurſionen zu wehren, ſo ward bald der Plan gemacht, durch einen allgemeinen Geldanſchlag des Reichs die Truppen, die jeder Reichsſtand ſtellen ſollte, im Voraus zu bezahlen. Die hierzu ausgeſchriebene Steuer war unter dem Namen des gemeinen Pfennigs angelegt, ohne daß ſie jemals ganz in's Leben getreten wäre. Die Huſſiten verwüſteten vor wie nach Deutſchland. Um daher dem Uebel nun um ſo kräftiger entgegenwirken zu können, ward verordnet, daß die Böhmen näher liegenden Gegenden den 20ſten, die entferntern den 25ſten, und alle Städte den 50ſten Mann zum Kriege gegen ſie ſtellen ſollten. Dazu ſollten 4000 Glefen — volle Lanzen zu 3 Mann — an den böhmiſchen Grenzen zur Landwehr liegen und vom Reiche beſoldet werden.

Dadurch erhielt dieſer Krieg den doppelten Charakter der Landwehr und der Heerfahrt. Doch auch hierdurch ward der beſſer angeführten und von einem ganz eigenthümlichen Geiſte beſeelten Huſſiten Kraft nicht gebrochen. Aber was man

*) Dieſer Ausdruck kommt bei den Stipulationen hierüber zum Erſtenmal vor. Als man den päpſtlichen Legaten, Cardinal Julian, der kein Deutſch verſtand, ſagte, warum es ſich handle, antwortete er raſch: Satis intellexi, numerum contingentim notatis. Dieſer Ausdruck ward auch in der Folge beibehalten, und beſteht noch heute in derſelben Bedeutung.

einmal begonnen, ſollte in der Folge noch kräftiger in's Leben treten. Die Annahme von Söldnern aus allen Ständen wirkte allmälig auf die langſame Auflöſung der bis jetzt beſtandenen Kriegsverfaſſung — der kriegeriſche Sinn des Adels ward gebrochen, der tüchtige kräftige Mann jeden Standes griff zu den Waffen, wenn es ihm beliebte, und ſo ward allmälig eine Umwandelung der Kriegsverfaſſung herbeigeführt, die, im Verein mit den finanziellen Einrichtungen, die ſie motiviren mußte, das Weſentlichſte dazu beitrug, Deutſchlands Fürſten die Stellung zu verſchaffen, die ſie aus den Händen ihrer nicht zu ſättigenden Vaſallen befreite *).

Der Sold dieſer Truppen war ebenfalls ſehr hoch. Gewöhnlich erhielt ein Fußknecht 4 und ein Reiter 8 Gulden monatlich. Doch mußte der Soldat ſelbſt für Kleidung und Waffen ſorgen. Die Befehlshaber aber erhielten nach ihrer Charge mehrere Solde. — Der Regel nach ſollten die Truppen bis zum Zuſammentreffen mit dem Feinde auf eigene Koſten zehren, dann aber trat eine Art von Verpflegung ein, zu der der Feldherr jedoch nur in ſofern beitrug, als er dafür ſorgte, daß der Soldat feilen Kauf hatte. Konnte jedoch dies nicht bewerkſtelligt werden, ſo war er berechtigt

*) In dieſer Zeit trieben die Banden und Kompagnien (die deutſchen Condotieri) ihr Weſen. Man vergleiche, da über dieſe hier nichts geſagt werden kann, Stenzels ſchon angeführten Verſuch u. ſ. w. S. 245. ff.

zu nehmen, und dies war faſt gewöhnlich, wenigſtens auf dem flachen Lande, der Fall. — Von Kriegszucht konnte in ſolchem Heere nicht ſonderlich die Rede ſeyn. Blieb der Sold aus, ſo hörte auch die Kriegszucht auf — wurde dieſer pünktlich bezahlt, ſo fand wohl Ordnung Statt, aber die Geſetze dafür waren mit Blut geſchrieben. Wer z. B. etwas raubte, dem ſollte die Hand abgehauen werden; wer ſchwor oder fluchte, ſollte geſchloſſen an den Pranger geſtellt und gegeiſſelt werden; wer ein Schwert, Meſſer oder ſonſt eine Waffe gegen Jemand zückte, der ſollte die Hand verlieren; wer den Andern verwundete, dem ſollte das Haupt abgeſchlagen werden — ſelbſt den Spieler ſollte dieſe erſchreckliche Strafe treffen.

Eine ganz andere Bewandtniß hatte es mit der Miliz der Städte. Dieſe, beſonders ſolche, deren Bewohnern Gewerbe oder bürgerliche Beſchäftigungen es nicht erlaubten, ſelbſt fortwährend unter Waffen zu ſeyn, hatten frühzeitig Söldner in Dienſt genommen. Die Truppen der Innungen, wie wir dies bereits angeführt (S. 102. ff.), verſtärkten dieſe Scharen noch, und ſo ſehen wir, daß einzelne Städte, wie z. B. Strasburg, Augsburg und andere, eine ganz anſehnliche Miliz auf den Beinen hatten. Zu der Verſammlung waren beſtimmte Plätze feſtgeſetzt — war Gefahr im Verzuge, ſo rief die Sturmglocke ſie zuſammen. Die Handwerker zogen dann mit ihren Handwerksfahnen aus, die aber, ſobald das Stadtbanner entfaltet wurde, wieder eingezogen werden mußten. Durch häufige

Uebungen, namentlich durch Schießen mit dem Bogen — in Hannover ſchoß man 1394 nach dem Papegeyenbom, in Magdeburg nach einer Jungfrau — ſuchte man die Truppen auszubilden und für den Krieg vorzubereiten. — Das Hauptbanner der Stadt hatte der jedesmalige Meiſter der Stadt, Schultheiß oder Bürgermeiſter in ſeiner Wohnung. Er ſelbſt, oder ein eigens ernannter Bannerträger führte es in der Schlacht. Im Kriege hütete es eine ausgeſuchte Mannſchaft.

Der Laſt, das Stadtheer durch kaiſerliche Reichsvoigte oder Burggrafen geführt zu ſehen, wußten die Städte allmälig zu entgehen. Sie brachten die Voigteien nach und nach kauf- oder pfandweiſe an ſich, und ſo kam dieſe Würde denn an die Stadtobrigkeit. Zur Beſorgung der Kriegsangelegenheiten in den Städten finden wir gewöhnlich einen beſondern Ausſchuß der Bürger niedergeſetzt, der mit allem beauftragt war, was Bezug auf den Krieg hatte. Dergleichen Bevollmächtigte führten gewöhnlich den Titel der Kriegsoberſten. Sie wurden nicht ſelten in gleichem Verhältniß aus den Zünften erwählt. Die Befehlshaber aber der bewaffneten Macht, die Hauptleute der Bürgerſchaft, wurden meiſtens von und aus dem Rathe beſtellt. Der Stadtmeiſter war faſt immer der Oberbefehlshaber, oder es vertrat ihn der Bannerträger, oder Schultheiß. — In der Stadt ſelbſt wachten die Viertel- und Gaſſenhauptleute über die bewaffneten Kriegerabtheilungen. Dieſe bekamen vom Rath ihre Beſtallung und hielten,

ſo lange dieſe Ernennungen nicht an die Zunft-meiſter übergingen, Harniſchſchau, und führten die Liſten über die Waffenfähigen. Nicht ſelten jedoch wurden auch auswärtige Ritter oder Adlige, die einen gewiſſen Kriegsruhm hatten, zu Ober-Anführern erwählt. Gewöhnlich wurde dazu in einer weitläuftigen Kapitulation die geſammten Pflichten und Obliegenheiten beider Theile ſtipulirt, ohne daß dieſerwegen den Unannehmlichkeiten, die hieraus der Regel nach erwuchſen, vorgebeugt worden wäre.

Den Krieg ſelbſt beſchloß allemal die Stadt-Obrigkeit, ohne jedoch die Bürgerſchaft bei Berathungen darüber auszuſchließen. Die Verpflegung der ausziehenden Truppen wurde von den Städten aus gemeinſchaftlichen Kaſſen beſtritten, wozu dann gewöhnlich eine Steuer ausgeſchrieben wurde. Wo dieſe nicht ausreichte, wurden Güter verpfändet oder Anleihen gemacht. Daſſelbe fand Statt, wenn die Mauern der Stadt ausgebeſſert, oder wenn neue Werke angelegt werden ſollten.

Das Beſtimmte in einer Kriegsverfaſſung dieſer Art gab den Städten ein bedeutendes Uebergewicht in allen Fehden und Kriegen, die ſie mit dem benachbarten Adel, der ihre Freiheit oder ihren Handel zu beeinträchtigen verſuchte, zu führen bekamen. Wo, wie es nicht ſelten der Fall war, die in ihrem Dienſte befindlichen Söldner nicht ausreichten, da griff der Bürger zu den Waffen. Kriegeriſcher Sinn erſetzte die Kriegserfahrung, und nicht mit Unrecht behauptet Hr. Profeſſor Stenzel in ſeinem Verſuch einer Geſchichte der Kriegsver-

faſſung Deutſchlands, daß die Bürgermacht mit griechiſchem Scharfſinn und römiſchem Heldenmuth gegen die Fertigkeiten der adeligen Kriegsmanier und die undurchdringliche Rüſtungen in die Schranken getreten.

Durch Bündniſſe erlangten auch die kleinen Städte einen gewiſſen Grad von Bedeutſamkeit, durch den ſie unabhängig vom Reich oder ihrem ſonſtigen Oberlehnsherrn wurden. Es galt bald nicht mehr der Abtreibung von Raub, Mord, Plünderung, Niederwerfen der Kaufleute; die Fehden wurden in dem Maße, als mehr Theilnehmer daran auftraten, bedeutender, und es gab eine Zeit, wo durch Waffengewalt entſchieden ward, ob Fürſten oder Städtegemeinden in Deutſchland herrſchen ſollten. — Ihnen gegenüber conſtituirten ſich andere Kriegsgeſellſchaften, — zum Beiſpiel die vom Roſenkranze, von den Roßkammen, dem St. Georgenbanner, — die natürliche Frucht dieſer Zeiten, zu Korporationen mit Ordnungen und Geſetzen, und wir ſehen beide Bünde als beſondere Körper dem Reiche dienen. Erſt mit der Mitte des 15ten Jahrhunderts, als von einer Seite die Türken, von der anderen die Franzoſen die Unabhängigkeit des deutſchen Volkes bedrohten und die 300jährige Fehde zwiſchen Habsburg und Frankreich begann, erhielt dieſe Kriegsverfaſſung, die aus dem geſellſchaftlichen Zuſtande Deutſchlands von ſelbſt hervorgegangen war, eine andere Wendung. Die Eintheilung des Reichs durch A l b r e c h t in vier Landfriedensbündniſſe (1438), der bald

darauf die nothwendige Unterbegrenzung in Kreiſe folgte, neutraliſirte die überall angehäuften Gährungsſtoffe. Ohne jedoch, daß das Reichskriegsweſen ſelbſt mehr in Ordnung gebracht worden wäre, ſo wirkte der nach und nach ſich erſtarkende Landfrieden, wenn gleich nur allmälig, ſo doch ſehr entſcheidend auf den Verfall des Ritterſtandes, indem durch das Verbot der Fehden fortan jeder Spielraum zu ihrem Herumtummeln verſchwand. Mit der größern Sicherheit des geſellſchaftlichen Zuſtandes und des Eigenthumes, welche die Erfindung der Kanonen übrigens mehr potenzirte, als alle Verordnungen, verſchwand zugleich auch die Nothwendigkeit der Städter, fortwährend in den Waffen zu ſeyn. Der kriegeriſche Sinn fand nirgend mehr Nahrung und mußte ſich ſpäter um ſo gefügiger in den Formen zurecht finden, welche die fortſchreitende Entwickelung der Geſellſchaft bedingte.

Was übrigens hier nur kurz von der Kriegsverfaſſung Deutſchlands in dieſer Periode geſagt worden, kann nicht als allgemein betrachtet werden. In ſich zerriſſen und zerſtückelt, ohne einen gemeinſamen Mittelpunkt, wie wäre da wohl in einer Zeit, wo Abſonderung überall als charakteriſtiſch hervortritt, an eine allgemeine Wehrverfaſſung zu denken geweſen! —

Die Kriegszucht der ſtädtiſchen Truppen beſchränkte ſich mehr darauf, Kirchen und Klöſtern Sicherheit zu gewähren, und einen, den kirchlichen Formen angemeſſenen Lebenswandel zu führen, als das Eigenthum der Perſonen überhaupt

ſicher zu ſtellen. Von eigentlicher kriegeriſcher Disziplin iſt in den auf uns gekommenen Militair-Geſetzen dieſer Zeit nur obenhin die Rede. Auch hätten die ſchwankenden, mitunter übertriebenen Begriffe von perſönlicher Freiheit wohl kaum darüber etwas Beſtimmtes und Feſtes zugelaſſen.

Für Entweichung vom Banner allein war die Todesſtrafe oder Verbannung feſtgeſetzt. Dieſe Strafe ward, dem grauſamen Charakter jener Zeit gemäß, auf Weib und Kinder des Entflohenen ausgedehnt. Während die Militair-Geſetze ſtreng verboten, zu fluchen, zu trinken, Spottlieder zu ſingen ꝛc., hatte jede Abtheilung ihren eigenen Brandmeiſter, der die durch den Bundesrath zur Verbrennung beſtimmten Oerter niederbrennen ließ. Mit welcher Grauſamkeit dieſen Befehlen nachgekommen ward, darüber liefert die Geſchichte jener Zeit der Beiſpiele in Menge.

Machten die Städte oder der Bund der Adligen Eroberungen, ſo wurden dieſe nach Maßgabe der Truppen, die die Theilnehmer zu der Unternehmung geſtellt, vertheilt. Daſſelbe war mit der fahrenden Habe und den Gefangenen der Fall. Gewöhnlich wurden die Gefangenen nach Kriegsgewohnheit gehalten, und durften ohne allgemeine Zuſtimmung nicht getödtet werden. Friede ward ebenfalls nur mit Bewilligung aller Theilnehmer einer Unternehmung geſchloſſen. Nicht ſelten ward er dem Angreifer, beſonders wenn er ganz überwunden war, nur auf Eid, Bürgſchaft oder Reverſalbrief zuge-

ſtanden. Häufig waren damit noch eine Menge drückender Bedingungen verknüpft, wie dies indeß gewöhnlich zu allen Zeiten der Fall iſt. Meiſtens war ein gutes Löſegeld das einzige Ausgleichungsmittel, um das alte Vertrauen wiederherzuſtellen, und wir müſſen mit Recht erſtaunen, wenn wir ſehen, wie hoch dieſes manchmal getrieben wurde.

Was die taktiſchen Anordnungen der Heere dieſer Zeit betrifft, ſo ſind wir ebenfalls nur dürftig darüber unterrichtet. Die Kavallerie war noch immer die Hauptwaffe. Obwohl die Städter dem größeren Theil nach zu Fuß fochten, ſo hatte die Reiterei im Felde immer noch ein entſchiedenes Uebergewicht über dieſe Waffe. — Die Reiterei war gewöhnlich in Scharen getheilt, jede zu 32 geharniſchten Spießreitern die einer eigenen kleinen Fahne — Panner, Banier, Panier, Wannyr, Vahn — folgten. Fünf ſolcher Scharen machten eine Kumpaney *), deren jede ihren Rittmeiſter (Retmeiſter), Fähnrich, Wachtmeiſter, die dazu gehörigen Marſchälle und einen Schreiber hatte **). Vier ſolcher Scharen bildeten dann ein Schwader (das heutige Schwa-

*) Nach Burſcheids (in Kaiſer Leo des Philoſophen Strategie und Taktik) Angabe hieß Kum früher ſo viel als Hülfe; Kumpan, Gehülfe und Kumpaney bedeuteten ſo viel als eine Genoſſenſchaft.

**) Marſchälle, Marſchälke hatten die Aufſicht über 12 Pferde. Bei den Franzoſen lebt dieſer Ausdruck im maréchal des logis noch fort.

Schwadron), deren Anführer uverſter Gebietiger (Oberſter) hieß. Die ſowohl in ſolchen Scharen dienenden Ritter, als auch die ſie begleitenden Knappen und Knechte waren mit Platten, Schoſſen (Schürzen), Blechhoſen und Lippeiſen (Kinndekkung) gerüſtet. In der Mitte des 14ten Jahrhunderts jedoch wurden dieſe Plattenharniſche ſeltener, und die Schuppenpanzer und Hauben fingen dagegen an in Gebrauch zu kommen; die Kleider, die eng anlagen, wurden ſorgfältig mit ſolchen eiſernen Schuppen benähet (Mußeiſen) und gewährten natürlich eine weit freiere Bewegung. — Das Geſetz befahl ferner, daß der Ritter gut beritten ſey. Sein Pferd ſollte wenigſtens ein Meiden, d. h. von mittler Höhe ſeyn, obwohl der Ritter eigentlich einen Streithengſt (Rideperd) haben ſollte. Dieſe Ritterpferde hießen Heerperde (heriperedum). Auf dem Marſche, oder wenn es die Noth erforderte, ſo beſtieg der Ritter auch wohl ein leichtes Pferd (Ors) Klepper oder Klöper; Zelter oder Telter wurden zu ſchnellen Reiſen benutzt.

Uebrigens waren die Trutzwaffen dieſer Periode faſt noch ganz die der vorigen, mit dem Unterſchiede jedoch, daß ſie ſchon leichter wurden. — Gewöhnlich ſtanden dieſe Ritterſcharen ſehr tief, wie dies überhaupt von jeher den Deutſchen ſcheint eigen geweſen zu ſeyn. Einige leichte Reiter, meiſtens Miethlinge fremder Nationen, Ungarn und Slawen, hatten faſt immer die Vorhut. Wurden

ſie zurückgeworfen, dann erſt rückten die ſchwer bewaffneten Ritter nach. Seit die Plattenharniſche mehr abgekommen waren, ſpielten auch die Piken eine größere Rolle. Sie zerſchellten jetzt nicht mehr beim erſten Anlauf, und wurden daher auch häufiger gebraucht, namentlich von der leichten Reiterei. — Intervallen ſcheinen nur zwiſchen den Schwadern Statt gefunden zu haben; doch dürfte dies nicht mit Beſtimmtheit anzunehmen ſeyn. — Hatten die Ritter ihren Angriff glücklich vollbracht, ſo ſetzte die leichte Reiterei die Verfolgung fort, nachdem ſie nicht ſelten ſchon während des Kampfes ſelbſt zu Demonſtrationen gegen die Flanken des Feindes benutzt worden war. Die Erfahrung und Kriegsverſtändigkeit ſcheinen übrigens die Modifikationen dieſer Taktik bedingt zu haben, denn wir finden ſehr häufig Verſchiedenheiten in den Angaben darüber.

Das Fußvolk war in dieſer Zeit in Scharen zu hundert Mann getheilt, die dieſerwegen Hunſchaften genannt. Da jede derſelben einen Van (Fahne) hatte, ſo ward ihnen ſpäter der Name Fahnen, dann auch Kumpaneyen. Der Befehlshaber ſo einer Abtheilung hieß Hovetmann (Hauptmann). Ein Unterhauptmann, Fähnrich, Feldwaibel, Glefenmeiſter, Gefreiter, Schreiber, ſtanden ihm in Verrichtung ſeiner Geſchäfte zur Seite oder zu Gebote. Acht ſolcher Fahnen oder Kumpaneyen bildeten einen Haufen, der einer eigenen

Fahne folgte. Die Hauptwaffe dieſes Fußvolkes war ein 10 Fuß langer Spieß, Glefe *) genannt. Der Regel nach ſollten alle Fußer mit einem Küriß (Kůraß), oder doch mit einem Schuppenpanzer verſehen ſeyn. Das Fußvolk ſcheint gewöhnlich 10 Mann tief geſtanden, und kleine Haufen von 200 Mann gebildet zu haben. Sonſt ſcheint es, daß man auf 1 Mann 2 Fuß Breite gerechnet.

Bei dem Fußvolk der Städte findet man in dieſer Zeit ſehr häufig noch einer Art Wagen gedacht, deren ſie ſich zur Fortſchaffung ihres ſchwer gerůſteten Fußvolkes bedienten. Sie hatten den Namen der Worſtwagen, weil die Sitze, worauf die Geharniſchten ſaßen, rund wie eine Wurſt ausgeſtopft waren. Gewöhnlich ſaßen 6 Bewaffnete auf einem Wagen — Bůrgerglefen. — Man ſcheint ſich ihrer beſonders zur ſchnellen Fortſchaffung des ſchweren Fußvolkes, dem die Rüſtung nicht erlaubte, raſch zu marſchiren, bedient zu haben. Manche Städte hatten 60 bis 80 dergleichen Wagen in Bereitſchaft. — Von dieſen Wagen waren die Rüſt- und Heerwagen verſchieden. Zu den erſtern gehörte ein Wagenknecht mit eiſernen Flegeln, Schaufeln und andrer Nothdurft; zu den

---

*) Unter Glefe verſtand man gewöhnlich auch 5 mit Spießen bewaffnete und gut gewappnete Männer. Die Chroniker nennen ſie bald Glevien, Gläven, Glaffen, auch wohl Gelåne und Glen.

Heerwagen 1 Hakenbüchſe, 2 Aexte, 2 Schaufeln, 2 Radehacken, 2 Kellen, 2 Senſen, 2 Sicheln, etliche Hufeiſen und Nägel, und einige eichene mit Eiſen beſchlagene Pfähle, und dann eine Menge Viktualien.

Wie es mit der Taktik dieſer Zeit ſelbſt ſtand, mag ſich aus ein Paar Schlachten darthun. Eine kurze Darſtellung der Schlacht von Mühldorf — auf der Vehenwieſe bei Ampfingen — (28. September 1322) mag uns zuerſt Stoff zu Betrachtungen liefern. Friedrich von Oeſtreich, an der Spitze von 18,000 Mann Fußvolk, 4000 Bogenſchützen und 7000 Reitern, unter denen viele leichte ungariſche Reiterei, ſollte, dem Plane erfahrener Anführer gemäß, in einer Verſchanzung auf dem Blachfelde, zwiſchen Mühldorf und Oettingen, ſeines Bruders Leopold Ankunft, der am Bodenſee ſtreifte, erwarten, um dann mit vereinter Macht ſeinem Gegner, Ludwig von Bayern, entgegen rücken zu können.

Dieſer an der Spitze von etwa 32,000 Mann konnte nichts Beſſeres thun, als ſeinem Gegner eine Schlacht vor der Vereinigung der beiden Brüder, deren Uebergewicht ihn natürlich erdrücken mußte, anzubieten. Von Jugendhitze verleitet und voll Zuverſicht ſowohl auf ſeine eigene als ſeines Heeres Tapferkeit, glaubte Friedrich eine Gelegenheit, vor Leopolds Ankunft ſchlagen zu können, um ſo erwünſchter, als ihm der allein erkämpfte Lorbeer bei ſeinen weitausſehenden Plä-

nen um ſo größeren Glanz verleihen mußte*). Er theilte zur Schlacht ſein Heer in vier Haufen. Den mittleren, aus den Rittern beſtehend, führte er ſelbſt unter des Reiches Banner. Voll ritterlichen Muthes und der Ueberzeugung, ſeinem Heere im Kampfe ſelbſt ein Vereinigungspunkt ſeyn zu müſſen, legte er eine glänzende Rüſtung an, auf der Oeſtreichs Adler prangte; das Haupt ſchmückte er mit einem Helme, von dem eine goldene Krone ihn ſchon in der Ferne kenntlich machte. Ihm zur Rechten führte ſein Bruder Heinrich von Oeſtreich unter dem Panier ſeines Hauſes einen kleinen Haufen von Reiterei; der dritte Haufe rechts war dem Herrn von Waldſee anvertraut. Dem Hauptkorps links ſtand die vierte Schar unter des Biſchofs von Salzburg Anführung. Wie die taktiſche Verbindung der zwei Waffen Statt gefunden, iſt unbekannt. Die ungariſchen und kumaniſchen leichten Truppen ſchwärmten vor der Front und deckten den Flügel.

Ludwig zu Hülfe waren eine Menge deutſcher Fürſten und Grafen gezogen. Durch die Belehnung mit der Lauſitz und eines Theils des brandenburgiſchen Erbes hatte er ſich ſogar den

*) Nach einigen Berichten hatte Friedrich durchaus keine Nachrichten von ſeinem Bruder Leopold, weil die Mönche zu Fürſtenfeld deſſen Boten durch Liſt die Pferde entwandt und abgehalten hatten, ihre Reiſe fortzuſetzen.

Beiſtand des Königs von Böhmen erkauft. Aber Niemand ſtand unter ſeinen Bundesgenoſſen höher, als der Burggraf Friedrich von Nürnberg, deſſen Vater vor 50 Jahren Rudolph von Habsburg den Weg zum Throne bereitet hatte, und der auch an dieſem Tage dem Reichs-Oberhaupte den Sieg erfechten ſollte. Er war dem Kaiſer mit den Rittern aus Franken zu Hülfe geeilt. Die Führung des Heeres ſelbſt, das ſich auf 30,000 Mann Infanterie und 1500 Reiter belaufen haben ſoll, hatte Ludwig einem erfahrenen Rittersmann, der in der Gegend von Nürnberg anſäßig war, Seyfried Schweppermann, übergeben.

Als dieſer nun gewahrte, daß die Oeſtreicher bei Mühldorf über den Inn gegangen und ſich vor dieſem Städtchen auf den Anhöhen, von wo aus man nach Ampfingen hinabſieht, ausbreiteten und ſich zur Schlacht anſchickten, ſo ordnete auch er das Kaiſerheer zur Schlacht. Dem Panner von Oeſtreich ſtellte er den König Johann von Böhmen entgegen; den andern drei feindlichen Schlachthaufen ſetzte er eben ſo viel Scharen unter dem Herzog Heinrich von Niederbayern, Albrecht Rindsmaul und Kurt von Baierbrun entgegen. Dem Burggrafen von Nürnberg ward der Auftrag, den Feind mit einem Haufen von 600 Rittern zu umgehen.

Mit ſeltener Reſignation hatte Kaiſer Ludwig, Schweppermann die Anordnung der Schlachtordnung überlaſſen; auch den Befehl in der Schlacht

ſelbſt trat er ihm gern ab. Mit einem blauen Waffenrock angethan, hielt er auf einem guten Renner, ohne alle beſondere Abzeichen der Oberherrſchaft, neben der Reichsfahne, die etwa im Mittelpunkte des Heeres ſtand.

Die Schlacht ſelbſt begann faſt mit Anfang des Tages. Die ungariſchen Bogenſchützen, die in Friedrichs Heer dienten, verurſachten den Böhmen, denen ſie gegenüberſtanden, namhaften Verluſt. Mehrere Angriffe von Seiten Oeſtreichs waren nicht ohne Erfolg. Friedrich, der mit ausgezeichnetem Muthe ſtritt, ſchien den Preis des Sieges davon tragen zu wollen. Ein großer Theil namhafter bayerſcher Ritter war bereits gefallen; König Johann von Böhmen ſelbſt entging nur durch Verrath der Gefahr gefangen zu werden — Friedrich durfte Alles hoffen. Durch geſchickte Bewegungen jedoch wußte Schweppermann die Schlacht ſo lange zu nähren, bis eine Umgehung, die er veranlaßte, vollbracht war. Er war nämlich mit dem Burggrafen von Nürnberg übereingekommen, daß dieſer mit 600 auserleſenen Pferden den Iſen überſchreiten, das feindliche Heer umgehen, und ihm in den Rücken fallen ſollte. Durch öſtreichiſche Fahnen, die man ihm gegeben, hatte man gewußt die Täuſchung hervorzubringen, als rücke Leopold mit ſeinem Heere heran. Aber einmal enttäuſcht, blieb dann auch keine Rettung mehr übrig. Herzog Heinrichs Haufen ward zuerſt gebrochen, er ſelbſt gefangen. Friedrichs durch-

bohrtes Pferd wirft ihn zu Rindsmauls Füßen. Doch will er ſich dieſem nicht ergeben, ſondern verlangt vor den Burggrafen von Nürnberg geführt zu werden, dem er dann ſein Schwert überreicht. Dieſer nun führte ihn zum Kaiſer, der ihn mit den Worten empfängt: Herr Vetter, wir ſehen Euch gerne! Er fuhr ſogar fort, ihn durch leutſelige und freundliche Reden zu tröſten. Schweppermann aber verfolgte den Sieg. Dieſer war auch ſo vollſtändig, daß 1300 vom Adel Oeſtreichs und Steiermarks und über 100 von Salzburg gefangen wurden. — Das ganze Feld zwiſchen dem Iſen und dem Inn war mit Todten und Verwundeten bedeckt. Ludwig weilte noch nicht 3 Tage auf dem Schlachtfelde, — 3 Tage mußte der Sieger dem Begriffe der Zeit gemäß, nach Heereszugsrecht auf dem Schlachtfelde harren — denn Hunger und Geldmangel trieben ihn bald von dannen *). Leopolds Heer aber, als es die Nach-

*) In der Kaſſe des Kaiſers befanden ſich am Tage der Schlacht nur 11 Pfund Heller. — Die Noth war am Abend der Schlacht ſo groß, daß ſich der Kaiſer ſowohl, als ſeine Umgebung mit einigen Eyern begnügen mußten. Da ſich derſelben nur ſo viel vorfanden, daß, nachdem jeder aus der Umgebung des Kaiſers eins erhalten, nur ein einziges noch übrig blieb, ſo ſagte der Kaiſer ſcherzhaft: Jedem ein Ey, aber Schweppermann zwei; ein Sprichwort, deſſen noch heute hin und wieder ſcherzhaft gedacht wird.

richt von der Schlacht erhielt, lief, wie dies in jener Zeit faſt immer geſchah, aus einander. Friedrich endlich ward nach Trausnitz gebracht und hier in ſtrenger Haft gehalten*). — Das Gemälde der Schlacht ſelbſt iſt verworren und dunkel, wie das aller Kämpfe dieſer Zeit. Soviel jedoch iſt entſchieden, daß des Burggrafen von Nürnberg Umgehen ſie zu Ludwigs Vortheil entſchied. Der Engländer Hallam in ſeiner von uns ſchon erwähnten Geſchichte des Mittelalters bezeichnet dieſe Schlacht als den Beginn der neuen Kunſt, und wenn ihr gleich die ſchöne Schilderung eines Froiſſart und Monſtrelet, die die engliſch-franzöſiſchen Schlachten dieſes Zeitraums verherrlichen, abgeht, ſo ſpricht doch die Sache ſelbſt laut für den Ruhm des einſichtsvollen Burggrafen von Nürnberg, auf deſſen Nachkommen ſich ſeit 5 Jahrhunderten ausgezeichnete Kriegstalente ungeſchwächt fortgeerbt.

Die merkwürdigſten Kämpfe dieſer Zeit jedoch ſind unbedingt die Huſſitenkriege, deren wir hier, da ſie mit dem deutſchen Kriegsweſen ſo nahe zuſammen hängen, ebenfalls gedenken wollen. Abgeſehen davon, daß die Elemente dieſer Unruhen nicht immer aus Haß von Anhängern einer neuen Religion gegen die alte kirchliche, aus Erbitterung der Böh-

---

*) Als Friedrich den Namen des Schloſſes hörte, ſagte er ſeufzend: Es heißt billig Traus nit, weil ich ſeiner nicht enttraut hätte, daß ich in ſolcher Maaß ſollte hergeführt werden! —

men gegen die Deutſchen, ſondern auch aus Grimm eines dritten Standes gegen den höhern Adel beſtanden, die ihnen natürlich jenen Charakter geben mußten, den ſie tragen, ſo wurden auch deren erſte Bewegungen durch einen Mann geleitet, der ſich in einer der beſten Kriegsſchulen jener Zeit gebildet — im polniſchen Heere gegen die deutſchen Ritter — und der Alles beſaß, um ſowohl an der Spitze eines Heeres, als in einer Verſammlung wüthender Schwärmer zu glänzen. — Johann Zizka von Trocznow gab ſeiner Parthei das Gepräge, ſeinen Scharen die kecke Haltung und die Zuverſicht, mit der ſie zum Siege auszogen, die ſie bis zum Erlöſchen dieſes verheerenden Krieges behalten haben, und die ihnen jenes außerordentliche Uebergewicht in allen kriegeriſchen Vorfällen gab. Mit Recht ſagt Herr v. Woltmann wird man die Kraft ſeines Verſtandes und Willens, wodurch er aus den taboritiſchen Schwärmern ein kriegsgeübtes Heer ſchuf, bewundern. Seine Feſtungswerke, ſeine beweglichen Feſtungen, die Wagenburgen, ſeine Kriegsordnung und die dreizehn Feldſchlachten, in welchen er obſiegte, erinnern an die berühmteſten Helden des Alterthums und der neuern Zeit, und geben ſeinen Anordnungen das Gepräge eines hohen Grades von Vollkommenheit.

Genöthigt, ſich bis zum letzten Athemzuge zu ſchlagen, um nicht gehangen, verbrannt oder verſtümmelt zu werden, brachten ſie überdies zwei Dinge mit auf den Kampfplatz, die ihnen ſchon

ihrer Neuheit wegen ein großes Uebergewicht geben mußten — den Flegel*) und die Streitwagen. Erſtern verſtanden ſie ſo geſchickt zu gebrauchen, daß ſie ihn 20 — 30 Mal in der Minute ſchwingen konnten, ohne jemals damit zu fehlen. Zu dieſem geſellten ſie noch lange Hakenſtangen, um damit die Reiter vom Pferde zu reißen **). Nehmen wir hierzu, daß dieſe Waffen von Leuten geführt wurden, die alle Augenblick feurige Kreuze am Himmel ſahen, denen es Blut regnete, die immer in Wundern lebten, ſo können wir es uns wohl erklären, daß ſie ihre Gegner wie hungrige Wölfe — ſo drükken ſich die Geſchichtſchreiber jener Zeit aus — anfielen, und daß ſie unwiderſtehlich waren.

Als eigenthümlich treten bei ihrer Infanterie ferner eine Art Schilder — Paweza — hervor, deren ſie ſich gegen Kavallerie geſchickt zu bedienen wußten. Unten mit einer Spitze verſehen, ſteckten ſie ſolche vor ſich in die Erde, und bildeten dadurch gewiſſermaßen eine Art Barriere, hinter der ſie, ziemlich geſichert, ruhig die gegen ſie anſprengende Kavallerie erwarten konnten. Geädert, gebückt und dermaßen verwahrt, daß nicht bald ein Schuß durch

---

*) In Zacharias Theobalds Huſſitenkrieg, einem ſehr ſeltenen Werk, heißen ſie auch Driſchel.

**) Newe erfundene Spieß mit krummen Hacken, damit ſie die Rayßigen von Roſſen rißen, heißt es im Theobald.

geht, wie ſie uns die Schriftſteller einer etwas ſpätern Periode ſchildern, mochten ſie ihnen gegen einen ſchwerfälligen Reiterangriff allerdings ein ſehr wirkſames Schutzmittel ſeyn.

Was ihrem Kriegsweſen jedoch einen ganz eigenen Anſtrich gab, waren ihre Kriegswagen. Mittelſt doppelter eiſerner Ketten verbunden, ſtritten von ihnen die beſten Schützen, und hinter ihnen die Schwerbewaffneten. Sie wurden ſo geſchickt geſtellt, daß ſie überall eine gleiche Stärke darboten; überdies waren darin von Diſtanz zu Diſtanz Oeffnungen gelaſſen, um zur rechten Zeit Ausfälle machen, oder aber über den abziehenden Feind herfallen zu können. Nahte ſich eine feindliche Schar dieſer Wagenburg, durchbrach ſie vielleicht gar einen Theil derſelben, ſo richtete der eiſerne Flegel der Böhmen alsbald ſo eine Verwüſtung an, daß gewiß kein zweiter Angriff erfolgte. Die Zahl dieſer Wagen war öfters ſehr groß, und wir finden dieſelben in der Schlacht bei Tadchau bis auf dreitauſend ſechshundert angegeben. Nicht genug, daß ſie ſich derſelben bei Verſchanzungen bedienten, auch beim Marſche wußten ſie ſolche als Deckungen für ihre Flanken zu benutzen. Als Zizka unweit Kuttenberg eingeſchloſſen war und nur zwiſchen Tod oder Ergebung die Wahl zu haben ſchien, beſetzte er ſeine Kriegswagen mit auserleſenen Streitern, die ſeine Flanken ſicherten, und zog den Berg hinab, mitten durch den Feind, der unſchlüſſig Platz machte, und erſt bei einbrechender Dämmerung den Gegner

entflohen ſah. Die Chroniker geben die Zahl der Wagen bei den Huſſiten eben ſo gewiſſenhaft an, wie wir die Zahl der Kanonen bei unſern Heeren. — Nebenbei ſcheint auch die größere Beweglichkeit der Huſſiten durch die nicht zu ſtarken Unterabtheilungen in ihrem Heere bedingt worden zu ſeyn. Das Maximum derſelben belief ſich bei Infanterie und Reiterei auf 60 M. Bei ihrer Kavallerie zählten ſie nach Lanzen, 4—5 Reiſige auf eine Lanze.

Wie einſt Muhamed mit nur einigen Leuten floh, um bald darauf an der Spitze unüberwindlicher Scharen wiederzukehren, war Zizka in den erſten Tagen ſeines Auftretens mit nur 400 ſtreitbaren Männern, neun Reitern und zwölf Kriegswagen aus Prag abgezogen, und doch ſollte das Feuer, das er zur Flamme angeſchürt, bald alle Länder deutſcher Zungen ergreifen.

Dieſelben Scharen, die an der Theiß, der Donau und dem Main raubten und ſengten, brachten triumphirend Waſſer mit in die Heimath, das ſie auf ihren Zügen aus der Oſtſee geſchöpft. Noch heute nach 400 Jahren liegt der Acker bei Przibislawa, wo Zizka's Lager ſtand, als er ſein Leben endete, in der Mitte fruchtbarer Felder, wüſt und unbeackert — ſo gewaltig geht noch jetzt nach ſeinem Tode das Entſetzen von ſeinem Andenken aus*).

---

*) Als der Kaiſer Ferdinand I. einſt auf einer Reiſe durch Czaslau kam und in der Kirche hier ſeine Andacht verrichten wollte, erfuhr er, daß Zizka dort

Was keine Macht des Kaiſers und des verſammelten Reichs bewirken konnte, Beſiegung der Huſſiten, bewirkten innere Unruhen. In Taboriten, Waiſen, Orebiten und in Prager ſich theilend, die anfangs bei drohender Gefahr ſtets zur Vertheidigung der Freiheit ihres Vaterlandes und ihrer Religion vereint in den Waffen erſchienen, bekämpften ſie ſich ſpäter unter einander. Mit der Niederlage der Taboriten und Waiſen bei Kaurzim durch die ſtädtiſchen Truppen (30. Mai 1434) war die Macht dieſer Schwärmer gebrochen, und Ruhe und Ordnung kehrten auf geraume Zeit wieder ein.

Die größeren Gefechte und Schlachten der Huſſiten haben das Charakteriſtiſche, daß ſie faſt immer Defenſiv-Schlachten waren. In ihrer verſchanzten Wagenburg den Feind erwartend, bemühten ſie ſich anfangs, nur die Angriffe darauf abzuſchlagen; hatten ſie Geſchütz, ſo war dies gewöhnlich ſehr vortheilhaft aufgeſtellt, denn ſie werden als ausgezeichnet im Gebrauch deſſelben erwähnt. — Ihre Büchſen- und Bogenſchützen ſtanden hinter oder auf den Wagen, und die mit Flegeln und Streitkolben Bewaffneten waren überall als Reſerve aufgeſtellt. — Wurden nun des Feindes Angriffe ſchwächer, oder merkte man eine Abnahme ſeines Muths — dann

---

begraben liege: bestia mortua post centum annos terret vivos! rief er, und brach ſogleich auf, um in Kuttenberg zu nächtigen, obwohl in Czaslau Alles zu ſeinem Nachtlager vorbereitet war.

öffneten ſich plötzlich die Wagenreihen, und die bis jetzt unverſehrt gebliebenen Scharen brachen dann mit ſolchem Ungeſtüm hervor, daß ihrem Angriff nichts widerſtehen konnte.

Durch dieſe Taktik, die die Hauptkräfte der deutſchen Nachbarn, die Reiterei, ganz außer Thätigkeit ſetzte, wurden ſie um ſo gefährlicher, als ihnen dieſe kein Fußvolk — wenigſtens kein gutes — entgegenſetzen konnten. Der Glaube der Unwiderſtehlichkeit der Böhmen ſchlug daher gleich anfangs Wurzel und erklärt es, daß faſt alle Schlachten gegen ſie mit einem paniſchen Schrecken endigten — eine Erſcheinung, die ſich unter ähnlichen Verhältniſſen bis jetzt überall und immer wiederholt hat.

Die poliorcetiſchen Verhältniſſe dieſer Periode bieten wenig Intereſſe, und überall noch entſcheidet bei Einnahme und Vertheidigung feſter Plätze die rohe Kraft. Die Befeſtigungen aller Städte beſtanden in hohen Mauern und Thürmen und öfters in doppelten Mauern (Twingmauern). Im Nothfall fügte man auch wohl palliſadirte Gräben und hölzerne Bruſtwehren hinzu. Eine ganz beſondere Aufmerkſamkeit war ſtets den Thoren gewidmet, die noch immer den Angriffspunkt bildeten. Gewöhnlich waren ſie durch einen davor liegenden Thurm und durch crenelirte Mauern gedeckt. Von Flankenvertheidigung ſcheint man noch keinen Begriff gehabt zu haben.

Als Hauptrequiſit bei allen Befeſtigungen tritt hervor, daß ſie ſturmfrei waren, denn Ueberfälle

und Leitererſteigungen wurden immer langwierigen Belagerungen vorgezogen. Die Größe der Heere entſchied bei Belagerungen nichts, indem faſt alle Vortheile auf Seiten des Belagerten waren. Wollte der Belagerer Zeit gewinnen, ſo mußte er ſie mit Menſchenblut erkaufen, wollte er dies erſparen, mußte er Zeit verlieren; er war alſo immer übel daran. Gewöhnlich trieb auch der Hunger die Belagerungsheere aus einander. Mußte man ſich dennoch dazu entſchließen, einen Ort zu belagern, ſo ſperrte man ihn zuvörderſt; dann verſchanzte man ſich ſowohl gegen die Stadt als gegen das Feld und erbaute Schanzen und Baſtiden. Dieſe Linien nun zu durchbrechen, wurden öftere Ausfälle unternommen, die wir der Regel nach auch von Außen unterſtützt finden. Die Kämpfe, die hierdurch herbeigeführt wurden, entſchieden gewöhnlich auch das Schickſal des Orts. Oefter dauerten dergleichen Unternehmungen 4 bis 6 Monate. Glaubte man eine Belagerung in aller Form unternehmen zu können, ſo ging ihr doch immer ein Gewaltangriff voran.

Ohne die Mauern erſchüttert oder zerſtört zu haben, nahte man ſich ihnen. Die Schützen vertrieben die Vertheidiger durch ihre Geſchoſſe von den Mauern, und die Nachrückenden ſuchten dann durch Leitererſteigungen irgend einen Punkt zu gewinnen, um von dort aus den Ihren die Thore zu öffnen, durch welche ſich denn das Belagerungsheer gewöhnlich zur Niedermetzelung der Einwohner oder auch zur Plünderung ergoß. Erſt wenn derglei-

chen Anſchläge mißlangen, entſchloß man ſich zu einer regelmäßigen Belagerung. Daß man ſich der Widder bedient, um Breſche zu legen, finden wir ſeltner angeführt; gewöhnlich ſuchte man durch Minen einen Theil der Mauer einzuſtürzen, oder aber doch unter der Ringmauer weg ſich in die Stadt zu graben. Zu dieſem Behuf näherte man ſich der Mauer ſo viel wie möglich. Vor allen Dingen mußte man den Feind über die Richtung, in welcher man vorging, in Ungewißheit erhalten. Nichts natürlicher alſo, als daß man von mehreren Seiten zugleich arbeitete. Man ſah daher um die Angriffsfront ſich mehrere Erderhöhungen — Katzen — erheben, zu denen die aus den Minengängen geſchaffte Erde das Baumaterial lieferte, und die man dann durch Gräben, Schanzen und Palliſadirungen — Häckelwerk — verband. War der Belagerer bei Kräften und ſtanden ihm gute Baumeiſter zu Gebot, ſo führten ſie dieſe Katzen wohl in Form einer Erdſchütte weiter, oder ſie ſetzten darauf Thürme oder doch Maſchinen — Mangen, Blyden. — Aus dieſen warf man nun ſo lange Balken, Steine, ſelbſt todte Körper und Unrath auf den Feind, bis man dadurch einem vorgeſteckten Zweck genügt zu haben glaubte. Nebenbei ſuchte man die Stadt auch in Brand zu ſtecken. Nicht genug, daß man ſich hierzu der Feuerpfeile bediente, man band auch Vögeln und Katzen Kerzen an die Schwänze, ſteckte dieſe an, jagte ſie dann in die Stadt, und nicht ſelten, daß man hierdurch bedeutende Feuersbrünſte erregte.

Zugleich ſchritt man in den Minenarbeiten fort, und gewöhnlich erſt dann, wenn durch ſie ein Mauerſturz bewirkt worden, ſchritt man zu einem allgemeinen Sturme, der dann gewöhnlich auch das Schickſal des belagerten Orts entſchied. Daß man durch ſchnell aufgeführte Mauern oder andere fortifikatoriſche Maßregeln Stürmen vorgebeugt, finden wir ſeltener aufgeführt. Dann und wann ſuchte man durch Anzünden von Reisbündeln die Breſche zu vertheidigen; auch findet man, daß man ſich zur ſchnellen Verſchanzung eines Mauerbruchs leerer Fäſſer bedient (1318 bei Genua). Gewöhnlich ſuchte man durch eine tapfere Vertheidigung der Breſche — allemal das beſte und ſicherſte Auskunftsmittel — ſich Freiheit und Leben zu ſichern. Von der großen Maſſe eigener Belagerungsgeräthſchaften ſind nur die Namen auf uns gekommen, ohne daß wir im Stande wären, über deren Benutzung ſelbſt Auskunft zu geben. Doch werden wir noch Gelegenheit haben, auf dieſen Gegenſtand zurückzukommen.

Die Erfindung des Pulvers ſelbſt und die Einführung der erſten Feuergeſchütze äußerte auf die poliorcetiſchen Verhältniſſe dieſer Periode wenig Einfluß. Das Alte und Neue ſtand geraume Zeit bei einander, ehe deſſen Fortſchritte ſichtbar geworden. Nur die kleineren Burgen empfanden die Wichtigkeit der neuen Erfindungen. Bei ihrer Belagerung kam es mehr darauf an, das Thor niederzuſchießen und den Widerſtand zu überwinden, den Mauer,

Thor und Riegel leiſten konnten, als die Verthei-diger zu bekämpfen, und hierzu reichten gewöhnlich ein Paar Schüſſe aus. Die Kunſt, die dazu gehörte, ein Geſchütz zu gießen, zu bohren und es ſchußfertig zu machen, die Schwierigkeit der Anfertigung des Pulvers, und die gewöhnlich unzulänglichen Geldmittel zur Anſchaffung beider, wirkten der ſchnellern Verbreitung der neuen Erfindung bedeutend entgegen, und wir dürfen uns daher auch nicht wundern, ſie in ihrer angeblichen Heimath geraume Zeit hindurch vernachläſſigt und dann auch nur ſparſam angewendet zu ſehen. Hierzu kam noch die Schwierigkeit des Transportes des Ladens und ein langſames Feuern. Die Huſſiten, die in der Kriegskunſt höher ſtanden als alle andern Völker, konnten, als ſie Mieß 1427 belagerten, aus ihrem ganzen Geſchütz nur 70 Schuß an einem Tage thun, von denen übrigens nur einer traf. Von den Schweizern wird erzählt, daß ſie, als ſie das Geſchütz ſahen, welches ihnen Ludwig 1499 ſandte, ſtaunend ausriefen: Mit ſolch trefflichen Büchſen und den eiſernen Klötzen dazu könne man ſich wohl getrauen, des Tages 30 Schuß zu thun. Unbedeutend, ja verachtet in ihrem Anfange, mit zweifelhaften Augen ſelbſt noch in dem erſten halben Jahrhunderte nach ihrem Entſtehen betrachtet, ſollte dieſe Erfindung doch am mächtigſten dazu wirken, ſowohl der Kunſt ſelbſt, als auch dem Leben der Völker überhaupt eine andere Richtung, den Reichen größere Freiheit und Conſiſtenz, der In-

duſtrie höhern Werth, und der Fürſtenmacht mehr Selbſtſtändigkeit zu geben. — Merkwürdig bleibt es, daß man momentan in den Huſſitenkriegen ſchon ſo viel Geſchütz hatte. Die Prager verloren z. B. bei Brüx 2 große metallene Geſchütze, 2 Mörſer und 24 mittelmäßige Feldſtücke (ſo nennt ſie Theobald), und die Deutſchen bei Rieſenberg 150 Stück großes Geſchütz auf Rädern (Theobald).

Auch in der Fortifikation ſpielen die Huſſiten eine bedeutende Rolle. Abſtrahirt davon, daß Zizka die Erfindung der Baſtionen zugeſchrieben wird, ſo verſtand er es auch meiſterlich, durch Anlegung von Schanzen und Wehren, einzelne Poſten, Läger ꝛc. zu ſchirmen. Die Befeſtigung des Berges Witkow bei Prag, vor dem porzitzcer Thor (1420), machte, daß die Belagerung Siegmunds, die er angeblich mit einem Heere von 150,000 Mann unternommen und das die ganze Ebene zwiſchen dem Dorfe Owencz, der Bruska und dem Thiergarten vor Prag überſtrömt hatte, gänzlich mißlang. Zwei Schanzen, die er in Eile dort aufwerfen ließ, widerſtanden den Angriffen von angeblich 30,000 Mann, obwohl Zizka ſelbſt nur mit einer geringen Anzahl ſie vertheidigte. Ohne den Feind ſehr zu inkommodiren, hatte er ihn, wie es lautet, über den Graben, bis an den Wall kommen laſſen, aber da brach er plötzlich mit den klüglich zuſammengehaltenen Kräften vor, und brachte durch ſeine Flegel den Stürmenden eine fürchterliche Niederlage bei. Sobald der Feind zurück-

geſchlagen war, ließ er an Wiederherſtellung der Schanzen arbeiten, die Zäune vor denſelben ausbeſſern und beſonders die Gräben vertiefen. Wie es ſcheint, hatte er vor den Werken Flechtwerk und Zäune angebracht, deren Wegräumen dem Feinde viel Arbeit machte, und die den Belagerten zugleich Gelegenheit gaben, die Angreifer dabei anzufallen. Hierbei ſollen ſich die Prager auch ihres Geſchützes, das ſie vor die Thore gebracht, mit Geſchicklichkeit bedient haben. Das Andenken an des Feindes Niederlage iſt durch Benennung des Zizka-Berges, die dem Witkow damals gegeben wurde, erhalten. — Bei einem in demſelben Jahre jedoch ſpäter erfolgten Kampfe finden wir, daß die Prager die Moldau durch Ketten und Balken ſperrten; ein Mittel, deſſen die Kriegsgeſchichte dieſer Periode hier zum Erſtenmale gedenkt. Auch erwähnen die Chronikenſchreiber dieſer Zeit hier zum Erſtenmal einer ſchriftlichen Diſpoſition zum Sturm, die Siegmund ſeinen Hauptleuten zukommen ließ. Das Zeichen zum Angriff für die Hauptkolonne ſelbſt ſollte, ſonderbar genug, die Schwingung des Schwertes des Kaiſers ſelbſt ſeyn.

In der Feldbefeſtigung ſcheinen die Deutſchen und Böhmen dieſer Periode noch mehr bewandert geweſen zu ſeyn. Namentlich verſchanzten ſich die Böhmen faſt überall, und die Deutſchen blieben hierin nicht zurück. Als Albrecht Achill z. B. (1438) Tabor belagern wollte, hatten ſich die Böhmen um die Stadt verſchanzt; über die Luſch-

nitz waren mehrere Brücken gelegt, und auf bei- den Seiten verſchanzt. Albrecht, der ihnen vergebens eine Schlacht anbieten, ſie durch einen Herold dazu auffordern ließ, machte es endlich wie ſie. Vor dieſen Lägern ſchlug man ſich täglich, bis ein Einfall der Polen in Schleſien Albrecht abrief, deſſen Kriegseinſichten bei dieſer Gelegenheit der Hi- ſtoriograph der Huſſiten, Theobald, eine große Lobrede hält. — Wie weit die Deutſchen hierin vor- geſchritten, beweiſ't uns die Schlacht von Fraſtenz, die freilich einer ſchon etwas ſpätern Zeit (1499) angehört. Hier finden wir die Oeſtreicher in der Front ſo künſtlich verſchanzt, daß ein Angriff auf ſie nur mißlingen konnte. Durch eine lange Linie von Verſchanzungen, die man mit 18 Geſchützen beſetzt, hatte man den Weg von Chur nach Tyrol über Fraſtenz geſperrt. Zwei Berge, die dieſe Straße beherrſchten, waren ebenfalls befeſtigt worden, und zwar hatte man die Werke darauf ſo eingerichtet, daß ſie die Front der Vertheidigungslinie deckten. Durch Verhaue, die man mit Tyroler Schützen be- ſetzte, war der Zugang zu dieſen Werken geſperrt. Um auch die Kommunikation mit Tyrol nicht zu verlieren, waren auf der Straße dahin, nament- lich nach Fraſtenz zu, einzelne detachirte Werke an- gelegt. Die Schanzen ſelbſt waren größtentheils von Erde aufgeworfen, die man durch Felsſtücke ge- ſchützt hatte. Die Zugänge waren alle verhauen.

Die Werke, die man zur Sicherung von Lägern, zur Blockade von Städten anlegte, waren gewöhn-

lich viereckig, ſeltener rund. Die viereckige Geſtalt ſcheint überhaupt die urſprüngliche Form für dergleichen Zufluchtsörter — denn weiter waren ſie anfänglich nichts — geweſen zu ſeyn. Eine Menge von Schanzen, namentlich in Preußen und Polen, von denen ſich hiſtoriſch nachweiſen läßt, daß ſie lange vor der in Rede ſtehenden Zeit entſtanden, haben ebenfalls dieſe Geſtalt. Gewöhnlich waren ſie von ſtarken Profilen, und hatten wahrſcheinlich auch eine ſtärkere Böſchung, als die unſerer Tage. Die Wälle, hier weniger beſtimmt, gegen die damals noch ſo unvollkommenen Fernwaffen Schutz zu gewähren, ſollten den Vertheidigern beſonders dazu dienen, auf denſelben Poſto faſſen, und von oben herab die Angreifer mit Vortheil bekämpfen zu können. Wenn wir die Ueberreſte ſolcher Schanzen recht deuten, ſo ſcheinen die Gräben derſelben bedeutend weiter, als es bei unſern Schanzen der Fall iſt, vor den Wällen gelegen zu haben. Dies jedoch dürfte weniger mit dergleichen Werken im ſüdlichen Deutſchland, in Ungarn und Italien der Fall geweſen ſeyn. Hier, wo die Fernwaffen in jeder Form ſchon früher ausgebildet waren, und man Angriff und Vertheidigung durch künſtliche Mittel in's Gleichgewicht zu bringen ſuchte, diente der Wall ſchon mehr zur Schutzwehr gegen Wurfmaſchinen jeder Art, und mußte zugleich ſturmfreier ſeyn. Daher auch überall Holzbau, Palliſaden oder Mauerwerk, ſelbſt bei Feldwerken. Nebenbei hatten dergleichen Werke auch

Wallgänge, und daher auch immer ein ſehr ſtarkes Profil. Die Eigenthümlichkeit der Anlage bei den Befeſtigungen ging übrigens aus dem National-Charakter der verſchiedenen Völker hervor, und wurde durch deren Bildungsgrad modificirt, wie ſich dies auch noch in den Befeſtigungen unſerer Tage ausſpricht*).

---

*) Ueber die Wurfmaſchinen, deren man ſich in dieſer Zeit beſonders bediente, — Schlenker, Schlauder, Plauder, Blyde ꝛc. — ſehe man die rühmlichſt bekannten militairiſchen Mittheilungen (3. Bd. 3. Heft 1829), die über dieſen Gegenſtand eine gediegene Zuſammenſtellung des darüber Vorhandenen enthalten. Die Redaktion jener Zeitſchrift hat zugleich die Abbildung einer auf der Feſte Hohen-Salzburg 1809 noch befindlichen Wurfmaſchine gegeben.

VII.

Die Ungarn.

Drei hundert fünfundneunzig Jahre lang hat dies tapfere Volk die Vormauer der Europäer gegen die Türken gebildet, und dem Andrange derſelben glücklich widerſtanden. Den Aufopferungen, dem Muthe, der heroiſchen Standhaftigkeit deſſelben verdanken wir wahrſcheinlich unſere Rettung vor jener Barbaren-Invaſion, die völkerverſchlingend von Oſten her gegen das alte Europa anbrauſ'te, in der raſchen Schrittes Alles unterging, was der Orient noch aus einer frühern, beſſern Zeit an Kultur und Geiſtesblüthe barg und beſaß.

Schon aus dem grauen Alterthume her zeichnen ſich die ungariſchen Militair-Inſtitutionen durch ihre Eigenthümlichkeit aus. Sie gehören mit zu dem Vortrefflichen aus der Zeit ihrer heiligen Könige, und ſind mit ihren ſonſtigen bürgerlichen Einrichtungen, die ſich ſchon früh, wenngleich bei manchen Mängeln, durch ihre Vorzüglichkeit*) aus-

*) Schon im 11ten Jahrhunderte war das Steuerweſen hier regulirt, und eine Art Poſt ging durch

zeichneten, genau verflochten. Die Eintheilung in Geſpannſchaften (d. h. jeder ſtaatsrechtlich feſtgeſetzte, mit ſeinen ſämmtlichen Bewohnern einer königlichen Burg zugetheilte Landſtrich) bedingte zugleich die Kriegsverfaſſung. Die Bewohner derſelben zerfielen in Landleute (coloni) und Kriegsleute (milites), die man gewöhnlich mit dem Collektiv-Namen Provinzialen oder Conditionarier belegte. Erſtere hieß man auch wohl Burgdiener, Burghörige, während Letztere Burg-Jobagyen (Jobb Agy urſprünglich ein Mann freier, guter Geburt) genannt wurden. Ein Graf (comes castrensis, oder Parochianus, ſpäter comes supremus) ſtand in jeder Geſpannſchaft dem Civil- und Militair-Stande vor, und war zugleich die oberſte Gerichtsbehörde. In ſeinen Geſchäften, die ſich auf die Burg und auf Verwaltung ökonomiſcher Gegenſtände bezogen, ging ihm der Burgmann (Castellanus, Vàrnagy) zur Seite. Die Länder der Burg-Jobagyen und deren Anſiedelungen lagen theils um dieſe unmittelbar, oder aber zerſtreut umher.

Dieſe Kriegsleute oder Burg-Jobagyen waren in Centurien und Decurien getheilt, die ihren Oberſten und Hauptleuten gehorchten. Der Castellanus, der Oberſt und die Hauptleute, ſo wie auch die Freien aus Stephans des Heiligen Zeiten, gehör-

---

das ganze Land. Auch beſtanden manche andere heilſame Einrichtungen der Staatsverwaltung.

ten zur höhern Volksklaſſe der Geſpannſchaft, während andere Freigeborne, Freigelaſſene, Fremde, königliche Leibeigene (udvarniker) und Burggehörige, die indeß etwas höher ſtanden, jedoch nicht zu den Burg-Jobagyen gehörten, die niedere Klaſſe bildeten. Unter den Burg-Jobagyen erfreuten ſich die natürlichen, d. h. die ihre erblichen Ländereien noch von den heiligen Königen erhalten hatten, einer höhern Achtung, denn die eximirten, d. h. die den folgenden Königen ihre Belehnung zu verdanken hatten, ohne jedoch in ihren Obliegenheiten oder Rechten unterſchieden zu ſeyn. Burg-Jobagyen konnten durch Verdienſte königliche Ritter (servientes regis), auch wohl Hofritter, oder Vertraute des Königs genannt (equites aulici, familiares regis), werden. Ihre Ländereien in der Geſpannſchaft erhielten dadurch die Bedeutung adeliger Beſitzungen; ſie ſelbſt wurden dadurch der Gerichtsbarkeit des Grafen entzogen und dem ordentlichen Gerichtshofe (szolga biro) unterworfen. Dies jedoch änderte in ihren ſonſtigen Verhältniſſen zum Könige nichts; ſie blieben deſſen Pfründner (beneficiarii regis), denen mit dem Erbrechte über ihre Güter nur das nutzbare, nicht aber das unbedingte Dominium verliehen war. Der Graf muſterte zu beſtimmten Zeiten dieſe Scharen, die er auch unter dem Panier der Geſpannſchaft in den Kampf führte. Wurden ſie über des Reiches Grenzen geführt, ſo geſchah dies auf des Königs Koſten. Auf Märſchen im Reiche wurden ſie aus

königlichen Vorrathshäuſern, die in den Geſpannſchaften reichlich vorhanden waren, verpflegt. Das Herumtragen eines blutigen Schwertes, oder ſchriftliche Aufforderungen waren Mahnungen zum Aufgebot. Die 72 Geſpannſchaften konnten auf dieſe Art 110,000 Mann in's Feld ſtellen, zu denen 40,000 Edle ſtießen, die auf eigene Koſten dem Könige in den Krieg folgen mußten. Als Schirm für die Grenzen beſtanden ſeit Bela IV. Zeiten die Spiculatores (eörallok), eine Art Grenz-Miliz, die, gleichmäßig an der Grenze vertheilt, mit Staats-Ländereien dotirt waren, um das Volk gegen die Inkurſionen der Mongolen zu ſchützen. Sie ſtanden unter einem Hauptmanne — eörhagy — und waren ſonſt wie die Burg-Jobagyen organiſirt.

So vorzüglich dieſe Wehrverfaſſung war, ſo ging ſie doch ſehr bald in dem ſelbſtſüchtigen Treiben der Großen des Reichs unter. Schon unter Andreas II. († 1235) hatte ſich der Adel von der Verbindlichkeit, die Heeresfolge perſönlich zu leiſten, frei gemacht. Die Geſpannſchaftsgrafen, die Dienſtmänner (servientes), ſogar die Burg-Jobagyen hatten es dahin gebracht, nur gegen Soldzuſicherungen zu Unternehmungen jenſeit der Grenzen des Reichs verpflichtet werden zu können. Eine feindliche Invaſion allein machte es allen Grundbeſitzern und Dienſtmännern zur Pflicht, mit ihren Dienſtleuten (praediales, populi) aufzuſitzen, und im Fall der Noth die Feinde auch

über die Grenze hinaus zu verfolgen. Eigennützige Magnaten bemächtigten ſich während innerlicher Unruhen ſehr bald anſehnlicher Staats-Ländereien, und entzogen ſie allmälig den urſprünglich auf ihnen haftenden Verpflichtungen. Die verſchwenderiſchen Vergabungen der Könige förderten dieſes Unweſen noch, und ſo verſchwand die Comitats-Verfaſſung allmälig, obwohl deren äußere Formen fortbeſtanden.

Unter Karl I., Robert († 1342), jedoch änderte ſich die ganze Kriegsverfaſſung. Aus Neapel her, das er früher beherrſcht, mit dem Kriegsweſen der romaniſch-germaniſchen Staaten bekannt, mußte er von ſelbſt auf den Gedanken kommen, das Gute derſelben auf ungariſchen Boden zu verpflanzen, und das um ſo mehr, da er aus ſeinem Kriege mit dem mächtigen Grafen v. Trenkſchin wußte, was er von der beſtehenden Kriegsverfaſſung ſeines Volks zu hoffen oder zu fürchten habe. Der Stolz ſeiner Magnaten und Prälaten kam ihm hierin herrlich zu Hülfe. Durch frühere Verträge, denen des Herrſchers Ernſt und Strenge leicht wieder Eingang und Gehorſam verſchaffen konnte, verpflichtet, unter des Geſpanngrafen Fahne zu dienen, ſtellte er Allen, die im Stande waren, mit mehr denn 1000 Mann zu erſcheinen, frei, unter eigenem Panier zu fechten. Zum Namen Banderia, Banderium, der mit ihm aus Italien nach Ungarn gekommen, ſchuf er ſeinen ſtolzen Magnaten den Begriff. Alle ſtrebten von dieſem

Augenblicke an, ſo zahlreich wie möglich zu erſchei= nen. Was ſie aus Prunkſucht und Ehrgeiz an= fangs mit großer Eile thaten, machte ihnen der König bald zur Pflicht, und für den Neunten al= ler Feldfrüchte, den er ihnen außer dem Zehnten noch von ihren Unterthanen zu erheben erlaubte, gebot er ihnen ein= für allemal, mit der einmal aus eigenem Antriebe beliebten Anzahl von Strei= tern auch ferner zu erſcheinen. Auch Ludwig der Große, Karls Sohn, hielt mit Strenge auf Er= füllung der von ſeinem Vater gegebenen Anordnun= gen. Karl I. verdankt Ungarn zugleich die Or= ganiſirung ſeiner leichten Truppen, der Szekler und Kumaner. Vor ihm fochten ſie in unförmlichen Haufen, an der Seite der Burg=Jobagyen, kamen und gingen nach Belieben. Er theilte ſie in zwei Haufen, nannte den einen Pfeilſchützen (Jasziger, Jaszoner), den andern Balliſtarier (ſpäter Phi-listär durch verdorbene Ausſprache genannt), und wies ihnen ihren Waffen gemäß ihren Platz an. Die Szekler waren in Hinſicht des Waffendienſtes in Primoren (Fö Nèpek), Primipilen (Lò-fejek) und Plebejer (Köznèpek) getheilt. Auch die Grenztruppen, deren Inſtitut ganz in Ver= fall gerathen war, wurden neu geſtiftet. Viele hatten die ihnen übergebenen Ländereien verlaſſen, und die Grenzen waren entblößt. Ein geſchärf= ter königlicher Befehl rief Alle zurück, und fortan ſtand ein Chef (Eör-Nagysàg), der ein= für alle=

mal zur Klaſſe der königlichen Ritterſchaft gerechnet ward, an deren Spitze.

Selbſtſucht, Eigennutz und Willkühr, denen bei nur ſelten ausgeſetzten innern Unruhen nur wenig oder gar nicht geſteuert werden konnte, untergruben jedoch auch dieſe Anordnungen. König Siegmund († 1437), den ſo bittere Erfahrungen den Werth und Unwerth dieſer Inſtitutionen gelehrt hatten*), ſah ſich daher genöthiget, neue Vorkehrungen zur Sicherheit des Reiches zu treffen, und machte dieſerwegen von Siena aus 1431 ſein Militair-Regestum bekannt, das er ſeinen Ungarn zur Berathung und Beherzigung anempfahl. Schon war die Zahl der Geſpannſchaften auf 60 heruntergekommen; es bedurfte einer ſchleunigen Hülfe, um dem Drange der Osmannen nicht ohne Gegenwehr zu unterliegen. Die Banderien mochten auch wirklich unzulänglich geworden ſeyn, und daher ſein Verſuch, die frühere Kriegsverfaſſung in einer ihm zuträglicher erſcheinenden Form, eigentlich nur eine Nachahmung der deutſchen Matrikular-Kriegseinrichtung, wieder herzuſtellen. Dem militairiſchen Regestum gemäß, blieb jeder Edelmann zur Vertheidigung des Staats verpflichtet; Magnaten und Prälaten ſollten, gleich den geringeren Grundbeſitzern, vorgeſchriebenen Kriegsdienſt leiſten. Doch blieb es ihnen überlaſſen, die perſönliche Heeresfolge mit einer beſtimmten Summe Geldes abzu-

*) 1421 hatte er in Siebenbürgen den dritten Edelmann und den zehnten Bauern umſonſt aufgeboten.

löſen, und in dieſem Falle waren die Geſpannſchaften, im Verhältniſſe zu ihrer Bevölkerung und ihrem Wohlſtande, verpflichtet, eine gewiſſe Anzahl berittener Mannſchaft zu ſtellen. Zur Aufbringung des Geldes, ſowohl zu deren Unterhalt als auch Ausrüſtung, ſollte jeder Edelmann nach Maßgabe ſeines Beſitzes und ſeiner Einnahme beiſteuern. Unbemittelte, Kranke oder Bejahrte ſollten zuſammentreten, und nach feſtzuſetzenden Grundſätzen eine Anzahl Bauern ausrüſten. Dann ſollte ferner beſtimmt werden, wen der reiche Edelmann außerdem von ſeinen Jobagyen, und wieviel überhaupt die ganze Geſpannſchaft Leute ſtellen ſollte. Bei allgemeinen Aufgeboten jedoch blieb jeder Edelmann verpflichtet, perſönlich aufzuſitzen. Zugleich ſollte er von 33 ſeiner dienſtpflichtigen Jobagyen Einen, oder vom Hundert Drei, wohl ausgerüſtet, und mit tüchtigen Bogen, Köchern und Schwertern verſehen, in's Feld ſtellen. Durch ſtrenge Maßregeln ſollte jedem Unterſchleife, jeder Umgehung der gegebenen Befehle vorgebeugt werden. Der König ſelbſt machte ſich anheiſchig, ein Korps zur Beſetzung der Grenzplätze (gegen die Huſſiten) zu ſtellen und zu unterhalten; die Prälaten und Biſchöfe ſollten ihm wegen ihrer großen Ländereien hierin folgen. Der König beabſichtigte hierdurch nebſt der perſönlichen Heerfolge auch die Portal-Inſurrektion, d. h. Heerfolge nach Bauerhöfen, eine uralte Inſtitution des Reichs, wieder zu beleben.

Die nach Höfen ausgehobenen Leute ſollten unter den Geſpanngrafen fechten; Edelleute, die keine Jobagyen beſaßen, rüſteten Bauern aus und ſchloſſen ſich den Geſpanngrafen an. Zugleich beſtimmte der König, daß das Zuſammenbleiben des Heeres ſich nicht auf 15 Tage beſchränken, ſondern daß es nach Maßgabe der Umſtände zuſammen bleiben müſſe. Auch ward feſtgeſetzt, daß die Truppen ſich nicht vor oder nach der anberaumten Zeit verſammeln möchten. Endlich theilte er das Grenzgebiet des Reichs in ſieben Bezirke, und die geſammte Streitmacht in eben ſo viel Heere. — Doch von alle dem geſchah nichts, und es blieb, wie der ausführliche Geſchichtſchreiber der Ungarn ſagt, in todten Buchſtaben ſtehen, als Beitrag zu den Geſchichten der Auflöſung im einheimiſchen Leben der Ungarn, und als bedeutende Warnungstafel für folgende Zeiten. Als der Donner der Kanonen der Osmannen ſich den Grenzen näherte, wuchs der Verfall des Staates. 1439 mußte König Albrecht den Ständen ſogar verſprechen, ohne Genehmigung derſelben nichts zur Vertheidigung der Grenzen zu thun. Ihm war es nur möglich, 34,000 Mann gegen die Türken aufzuſtellen; der tapfere Hunyad blieb ſpäter ganz ſich ſelbſt überlaſſen, als der halbe Mond vor Szegedin und Ofen erſchien, obwohl er ſelbſt noch kurz vorher mit Genehmigung der Stände feſtgeſtellt hatte, daß ſämmtliche begüterte Reichsſaſſen und Städte-Bewohner gegen die Osmannen ſelbſt aufſitzen, und die Prä-

laten und Baronen ihre Banderien zur rechten Zeit geſtellen ſollten.

Die Ungarn hatten im Laufe dieſer Zeit jene Streitart aufgegeben, die ſie früher den Deutſchen ſo furchtbar gemacht. In den Kämpfen mit ihren öſtlichen und weſtlichen Nachbarn waren ſie frühzeitig ſelbſt das geworden, was jene waren, das heißt größtentheils geharniſchte, ſchwerfällige Reiter und Fußgänger. Als ſolche wenigſtens erblikken wir ſie ſchon im zwölften Jahrhunderte; ſogar ihre Pferde waren an Kopf, Hals, Bruſt und den Vorderbeinen mit Eiſenſchienen bedeckt. Ihr fürchterlicher Schlachtenruf war verſchwunden, und eine volltönende Feldmuſik, die ihnen die Bewunderung der Polen, als deren Hülfsvölker ſie fochten, erwarb, vertrat deren Stelle.

Ueber ihre taktiſchen Verhältniſſe jener Zeit ſind die Nachrichten leider ſo mangelhaft, daß man kaum wagen darf, ſie zu berühren. Selbſt Ludwig des Großen Zeitalter (1342 bis 1382), ſo reich an großen Thaten und Ereigniſſen, bietet über dieſen Gegenſtand wenig Belehrung. Zu vermuthen ſteht, daß er zuerſt die Infanterie auf einen regelmäßigen Fuß ſetzte; denn wir finden, daß er 1344 auf ſeinem Zuge nach Dalmatien dem Bann von Slavonien 4000 Mann gepanzerten Fußvolks zutheilte. Doch ſcheint auch er, dem Geiſte des Zeitalters gemäß, ſich mehr auf Kavallerie beſchränkt zu haben. Auf ſeinem Zuge nach Neapel hatte er 15,000 Ungarn und 8000 Deutſche zu Pferde, und nur

4000 Lombarden zu Fuß bei ſich; zur Unterneh⸗ mung gegen Servien hatte er 50,000 Reiter und 30,000 Infanteriſten. Auf dem Marſche machten leichte Truppen (Szekler und Kumaner, gewöhn⸗ lich nur mit Bogen und Pfeilen bewaffne, und mit den an der Theis anſäßigen Petſchenegen ver⸗ bunden) die Vorhut; ſchwerere Reiter unterſtütz⸗ ten dieſe Vorläufer. Das Hauptkorps formirten die Gepanzerten zu Pferde, der hohe Adel, Prä⸗ laten und was das Land an Edelleuten hatte; die Nachhut bildeten, nach Befinden der Umſtände, leichte Truppen oder Schwerbewaffnete. Kam es zur Schlacht, die die Szekler und Kumaner gewöhn⸗ lich eröffneten, ſo bildete die Reiterei das corps de bataille. Die Infanterie diente faſt nur als ein Agregat; öfters nur, um ein Verſteck zu bilden, einen Wald, eine Anhöhe zu beſetzen, oder wurde auch wohl hinter die Reiterei geſtellt.

Obwohl Ludwig auf ſeinem Zuge gegen Ja⸗ dra (1346) eben nicht als Meiſter debütirt, ſo ſcheinen die Ungarn in mancher Hinſicht dennoch höher geſtanden zu haben, als ihre weſtlichen Nach⸗ barn. Als vollendeten Meiſter finden wir denſel⸗ ben Ludwig indeß auf ſeiner Expedition gegen Wlaiko von Bulgarien. Mit raſtloſer Thätigkeit ſehen wir ihn den Feind aufſuchen, mit Vorſicht verfolgen, und mit ungeſtümer Heftigkeit ihn an⸗ greifen. Im Angeſichte des feindlichen Heeres geht er bei Widdin über die Donau (1369), nachdem er nach allen Regeln der Kunſt den Ort dazu er⸗

wählt, einzelne Truppentheile übergeſetzt, und dieſe ſorgfältig hat verſchanzen laſſen. Der Feind erſtaunt, überraſcht, zieht ſich in ſeine Wälder zurück, deren Eingang er durch Verhaue ſperrt. Ludwigs Szekler räumen dieſe auf, bahnen dem Heere den Weg, an deſſen Spitze Ludwig den kühnen Gegner zum Frieden nöthigt. — Nicht minder Geſchicklichkeit entfaltet er bald darauf in ſeinem Feldzuge gegen die Venetianer, den indeß weniger Glück begleitete. Mit kluger Einſicht benutzten die ſchlauen Republikaner das Terrain; Fuß für Fuß ward es den Ungarn ſtreitig gemacht, jede Schlucht, jeder Hügel verſchanzt, und von den venetianiſchen Armbruſtſchützen, deren Geſchicklichkeit damals weit bekannt war, vertheidigt. Bei Piave de Sacco ſcheitert der Ungarn Tapferkeit an den Verſchanzungen, die die Venetianer aufgeführt, und vor Trevigo, unweit deſſelben die Venetianer Linien, wie wir ſie in unſern Tagen wiederſehen, angelegt, verläßt ſie gänzlich das Glück. — Karls des Kleinen kurze Regierung zeigt uns nichts Neues in der Kriegsgeſchichte dieſes Volkes, doch erwähnen die Geſchichtſchreiber einer königlichen Garde, die ſich unter eines gewiſſen Alberichs Befehl durch ihre Pracht ausgezeichnet haben ſoll. Wahrſcheinlich beſtand ſie aus Ausländern oder Ungarn, die in den Banderien und Freibeuter-Heeren Italiens früher gedient. Mit dieſen waren ſie unter Ludwigs Regierung ſchon bekannt geworden, und die Geſchichte der Feldzüge Ludwigs

nennt Hans Bongard, Peter Cſudar und ſpäter Joyn Hawkwood, Ceſtorre v. Manfredo und Moſtone als Chefs dieſer Rotten. Ihrer ſowohl als der Bande della stella wird von Freund und Feind mit Schaudern gedacht.

Die lange Regierung Siegmunds zeigt uns die neue Kunſt im Kampf mit den alten Formen. Pfeilſchützen mit vergifteten Pfeilen, Armbrüſte, Streitäxte, Streitwagen, Kanonen und Flinten gehen an dem Forſcher im bunten Getriebe vorüber. Großen Einfluß auf die Veränderung der Streitart und Bewaffnung der Ungarn hatten wahrſcheinlich die mehrfachen Berührungen mit den fremden Völkern, welche die ſtets wachſende Gefahr vor den jährlich ſich nähernden und fürchterlicher werdenden Türken mit ſich brachte. So erſchienen z. B. im Jahre 1396 allein aus Franken und Burgund 12,000 ganz Geharniſchte, um unter Johann von Burgund, den Grafen v. Eu und Coucy, und dem berühmten Boucicaut die Ungläubigen zu bekämpfen. Bei Groß-Nikopel (den 26. Februar 1396), wo entſchieden ward, ob die Osmannen fortan in Europa verbleiben ſollten, finden wir die Ungarn ſorgfältig verſchanzt. Dem Ungeſtüm jener Fremdlinge nachgebend, verließen ſie den ſichern Aufenthalt, um dem Schwerte allein anzuvertrauen, was die Klugheit heiſchte mit jedem Aufwand des Geiſtes und der phyſiſchen Kräfte zu erſtreben. In drei Treffen ſelbſt entfalteten ſich die 136,000 chriſtlichen Streiter unter Siegmunds Anführung; Franzoſen, Engländer und Italiener im erſten, Un-

garn im zweiten, Deutſche, Böhmen, Bosnier und Walachen im dritten. Ein Wald auf dem rechten Flügel wird mit mehreren Banderien beſetzt, um im Fall des Vordringens der Osmannen ihnen in die Flanke zu fallen; ſonſtige taktiſche Details umgehen die Hiſtorienſchreiber jener Zeit. — Mit Klugheit benutzte Bajeſid ſeines Gegners Anſtalten. Ein ſtarker Haufe paraliſirt des Korps im Walde etwaniges Erſcheinen, denn er hatte mit Sorgfalt deſſen Daſeyn erſpäht. Die Hälfte ſeines Heeres, das dem der Chriſten an Zahl nicht ungleich war, und 10,000 der auserleſenſten Truppen, die Pforte benannt, ſtellte er als Reſerve auf. Mit der anderen Hälfte, den Aſaben, beſchäftigt er nach Art ſeiner Vorfahren das feindliche Heer, und nährt den Kampf. Zur rechten Zeit entſandte Hülfstruppen aus ſeiner großen Reſerve, halten lange der Chriſten Kräfte das Gegengewicht, doch als dieſe endlich ſiegen, und die Franken von ihren Roſſen ſteigen, um mit ihren Schwertern in der Fauſt das türkiſche Fußvolk anzufallen, und ſo den Sieg zu vollenden, bricht der Türke mit ſeinem ungeſchwächten Heereshaufen hervor. Die Schlacht bleibt nicht lange zweifelhaft. 40,000 Chriſten, theils todt oder gefangen, büßten dieſen Mangel an Vorſicht.

Die partiellen Kämpfe, theils gegen die Türken, theils unter einander, die den kurzen Zeitraum bis zu den Huſſitenkriegen füllen, bieten durchaus keine Erweiterung für die Kunſt dar. Der Huſſi-

tenkrieg ſelbſt macht hiervon keine Ausnahme. Raub, Mord und Brand ſind die Stereotypen dieſes Kampfes, in dem Böhmen und Ungarn ſich nur durch Rohheit und animaliſche Herzhaftigkeit überbieten. Doch leiſteten die Ungarn im Allgemeinen mehr gegen ſie als alle andern Völker. Zu bemerken bleibt es, daß in dieſem Kriege die Ungarn ſich 1423 bei Oſtrau zuerſt der Kanonen in einer Feldſchlacht bedienten.

Als ein leuchtender Punkt in der Kriegsgeſchichte dieſes Volks tritt Hunyads thätiges und glückliches Leben hervor. Voll hohen Muthes und kriegeriſcher Einſicht, von edler Vaterlandsliebe beſeelt, und vom Drange nach Thaten getrieben, vollbrachte er, der erſte Held ſeiner Zeit, mit unbedeutenden Mitteln Alles, was auch die Kühnſten zu hoffen nicht gewagt. Als Wiederhall des Schreckens den Türken erſcheinend, hat er auf deren Gemüth ſelbſt mit magiſcher Kraft gewirkt*). Nachdem er in vielen kleinen Gefechten die Osmannen geſchlagen, ſiegt er bei Vatta unweit Semendria (1441), unterliegt bald darauf bei Emrichsdorff der Liſt Mezet-Beghs, aber erficht dafür (1442) den großen Sieg am eiſernen Thore, oder richtiger am Fuße des Magura-Gebirges, zwiſchen Hosdo und Toplitza, über Abedin, Murads II. erſtem Feldherrn,

*) Janko heißt auf Türkiſch Echo, und iſt das Diminutiv von Johannes in griechiſcher Sprache; von Hammer, osmanniſche Geſchichte I. S. 450. Hunyad wurde nämlich von den Seinen Janko genannt.

nach Mezet-Beghs Tode. Das erſte Treffen der Osmannen bildeten in dieſer merkwürdigen Schlacht leichte Reiter-Geſchwader. Des zweiten Treffens Kern und Mitte beſtand aus den Janitſcharen; auf deren beiden Flügeln europäiſche Reiterei, die unter türkiſchen Fahnen focht, und die wieder mit Fußvolk untermengt war. Die älteſten und eingeübteſten Soldaten bildeten eine Reſerve. In Hunyads Heer hatten die Szekler die Vorhut auf den Flügeln; ſie unterſtützten zwei Reihen geharniſchter Ritter, und dieſe wieder die Baleſter-Schützen zu Pferde. Die Mitte der Schlachtordnung bildeten zwei Reihen geharniſchter Reiter in dicht aufgeſchloſſenen Gliedern und mit ſchwerbewaffnetem Fußvolk untermengt. Im Rücken derſelben waren Lanzenträger und Pfeilſchützen aufgeſtellt; die Flanken ſelbſt hatte Hunyad durch lange Reihen mit Schützen beſetzter Kriegswagen geſichert. In kurzer Rede feuert er ſeine Leute zur Tapferkeit an; gleich darauf beginnt die Schlacht. Während die Szekler ſich allmälig ausdehnen, dringt das Haupttreffen keilförmig gegen die Osmannen vor; dieſe öffnen ſich zangenförmig, werden jedoch geworfen und von den Baleſter-Schützen in Front und Flanke genommen. Das Fußvolk des zweiten Treffens der Osmannen unterliegt demſelben Geſchick. Die auf den Flügeln ſtehende Reiterei jedoch ſtellt die Schlacht wieder her, wirft alle ihm gegenüberſtehende Szekler, Baliſtarier und Geharniſchte über den Haufen, und erſcheint plötzlich auf den Flanken des

ungariſchen Haupttreffens. Die ſchwergeharniſchten Reiter ziehen ſich nach einem fürchterlichen Kampfe zurück, um unter des Fußvolks Schutz ſich auf's Neue zu ſammeln. Da brauſ't zur Entſcheidung der Schlacht Abedin ſelbſt mit ſeiner Reſerve heran. Wie früher die Osmannen, ſo öffnen ſich jetzt zangenartig die Ungarn, den ſich heran nahenden Klumpen zu umfaſſen. Zugleich eilen die Streitwagen (Kriegswagen) des rechten Flügels hervor und ſtürzen ſich auf des heranrückenden Feindes Flanken. Schon hemmet der Osmannen Heer den Siegeslauf, bald ſteht die Schlacht; von Neuem in der Flanke und im Rücken angegriffen, wendet ſich bald Alles zur regelloſeſten Flucht. Doch nur dem linken Flügel des Heeres, wo Abedin in Perſon focht, gelang es, zu entkommen; hinter dem eiſernen Thore erſt vermochte er das Heer auf's Neue zu ordnen. So die Beſchreibung der Schlacht, wie ſie uns Bonfinius und Thurocz, und nach dieſer Feßler gegeben. Der Laie bewundert Hunyads Plan, der Sachverſtändige verſteht davon wenig. Abgeſehen davon, daß ihr gemäß die ungariſche Reiterei des Centrums in ſtarken Klumpen der Feinde Angriff erwartet, und ſich dann nothgedrungen im Handgemenge ordentlich zurückzieht, ſo ſpielen auch die Streitwagen hier eine Rolle, die ſich ſchwer einſehen und begreifen läßt. War dies vielleicht eine Art reitender Infanterie, wie man ſie in Deutſchland gefunden, um ſie raſch irgend wohin zu bringen? Doch ſcheint die Art

Gebrauches eher auf einen Kriegswagen hinzudeuten, und die Verſicherung der Schriftſteller, den Feind mit einem Hagel von Pfeilen und Bombarden (?) von der Seite und hinten her verſchüttet zu haben, macht dies ſehr wahrſcheinlich. Lobenswerth iſt Hunyads Maßregel, die leichten Szekler auf den Flügeln durch ſchwere Reiter, und dieſe wiederum durch Baliſtarier-Schützen unterſtützt zu haben. Auch verräth das Ordnen des Mitteltreffens, das Unterflechten deſſelben mit Infanterie, gegen die furioſen Angriffe der osmanniſchen Reiter viel Einſicht. Aber auch Abedin ſteht ſeinem Gegner nicht nach. Er folgt der alten türkiſchen Taktik, nährt eine Zeit lang das Gefecht, und verſucht dann durch eine gute Reſerve den Ausſchlag zu geben, — eine Maßregel, die wir in neuerer Zeit wieder aufleben geſehen. —

Weniger unterrichtend über die Kriegsart jener Zeit ſind Hunyads Siege der nächſten Jahre, aber nichts deſto weniger mit unvergänglichen Zügen in den Annalen der Ungarn eingetragen. Die Schlachten an der Zlatnitza, am Hämus, auf dem Jaloweczer Felde, die plötzliche Vernichtung der Heere Iſaak-Beghs, Chazim-Beghs, Haſſan-Beghs u. a. zeigen uns das ſeltene Beiſpiel von vier gewonnenen Treffen und zwei Schlachten in fünf Monaten. Nur Georg Caſtriota, ſein Zeitgenoſſe und häufig ſein Gefährte, hat es ihm in kluger und ſtandhafter Bekämpfung der Ungläubigen gleich gethan. Auch von ihm ſehen wir

Grundſätzen gehuldigt, die ſich in neuerer Zeit als die untrüglichſten bewährt haben. — In Ladis-laus Zug gegen die Türken, den wir hier auf Anrathen des kriegeriſchen, feurigen Cardinals Cäſarini unternehmen ſehen, finden wir nur den kriegeriſchen Sinn, aber nicht die Kriegserfahrenheit dieſes ungariſchen Heerführers wieder. Die Schmach der Verletzung eines heiligen Vertrages überbot man noch durch die Unvorſicht, mit einem an ſich unbedeutenden Heere dem fürchterlichen Murad entgegen zu rücken. Nur 15,000 Ungarn zu Pferde, von noch etwa 5000 Polen und Kreuzfahrern unterſtützt, ſtellten ſich der türkiſchen überlegenen Heeresmacht entgegen. Keck verließ Wladislaw, den einige Erfolge beherzt gemacht, die vortheilhaften Höhen von Petrecz, und zog am linken Ufer des Panyſus nach Warna. Ihm voran ging Hunyad mit den Walachen und Szeklern und dem geſammten Heergeräth. In einem Kriegsrath ward des Cardinals Cäſarini weiſer Vorſchlag, ſich auf den Höhen zu befeſtigen und die Ankunft noch heranziehender Hülfstruppen und der Seeſöldaten zu erwarten, auf Hunyads Rath verworfen. Man beſchloß im Gegentheil die Schlacht, die auch am 10ten November 1444 geliefert ward. An den Devina-Sumpf lehnte ſich der linke Flügel. Die Maſchinen, die man mitgenommen, wurden dazu gebraucht, deſſen Uebergänge zu decken. Eine Vertiefung, die von ihm ab bis zum rechten Flügel lief, nahm der König ſelbſt ein. Hunyad führte

den rechten Flügel, auf dem die ſchwarze ungariſche Reichsfahne entfaltet war. Der Wagenburg von etwa 2000 Wagen ward ſeitwärts der Stadt Warna ihr Platz angewieſen. Von taktiſchen Anordnungen keine Spur, deſto mehr aber von verderblichem Hader der Heerführer und Magnaten unter ſich. Die Türken waren in drei Haufen geſchart, der rechte Flügel unter dem Beglerbeg von Rumelien, der linke unter dem von Anatoli, das Centrum aber unter Murad ſelbſt. Vor dieſem ein mit Pfählen vertheidigter Graben, auf einer Lanze die Urkunde des auf das Evangelium beſchwornen Vertrages. Das Gepäck war im Rücken des Heeres aufgeſtellt. — Hunyad greift den Beglerbeg von Anatoli an und wirft ihn; ſeine Scharen dringen ſiegreich in das türkiſche Lager. Schon will Murad fliehen, aber der Beglerbeg von Aſien fällt ſeinem Pferde in die Zügel. Ein Angriff Hunyads auf die Janitſcharen mißlingt. Da bricht der junge König auf, um den Sieg wieder herzuſtellen. Ihm folgt gegen allen Befehl der Reſt des Heeres Doch der König erliegt unter des Feindes Streichen, und ſein Haupt, das die Türken auf einer Lanzenſpitze triumphirend durch die Reihen tragen, feuert die Moslimims an, ihren Vortheil zu verfolgen. Mit dem Einbruche der Nacht war der Sieg für die Türken entſchieden. — Alles floh in Unordnung vom Schlachtfelde. Die Wagenburg ward des andern Tages Beute, und was vielleicht in der Schlacht dem Tode ent-

ronnen, ſtarb hier als Racheopfer für frühere an die Moslimims mit kaltem Blute verübte Grauſamkeiten. Erſt den Chriſten unſerer Tage blieb es vorbehalten, unter eines hochherzigen Imperators Anführung die Schmach dieſer Niederlage zu tilgen. — Sonderbar bleibt es, daß beide Theile, obwohl lange Zeit ſchon mit dem Gebrauche der Geſchütze bekannt, ſich derſelben hier nicht bedienten. Dlugoß ſagt ganz ausdrücklich: nullus etiam (nescitur quo facto) bombardis se et tormentis instruxit.

Obwohl bald darauf Hunyad in einem Ueberfalle unweit Sarno an der Sawa die Türken ſchlägt, ſo ſcheinen dieſe denn doch im freien Felde nun die Oberhand behalten zu haben. Einen Hauptabſchnitt ſeines kriegeriſchen Lebens aber bildet die Schlacht von Kaſſowa (ungariſch Rigo-Mezö) auf dem Amſelfelde (den 17. Oktober 1448), in der ſich zwar Neues und Altes wunderbar miſcht, in der aber das Neue denn doch die Oberhand zu gewinnen ſcheint*). — Zwiſchen Kopanik und Skopia, am linken Ufer der Sitnitza (Raſchka), ſtand Hunyad auf einem die weite Ebene beherrſchenden Hügel verſchanzt. Er harrte hier der Ankunft Caſtriota's, die indeß Murads ſchlaue Politik ihn nicht abzuwarten Zeit ließ. Den ganzen Hügel vertheidigten ſchweres Geſchütz und Maſchinen. Das Heer ſelbſt war Flügel-

*) 1389 den 15. Juni war hier Murad I. geſchlagen, und ſpäter ermordet worden.

weiſe geordnet. Schwer bewaffnete Reiterei in dicht geſchloſſenen Reihen und Fußvolk bildeten das Mitteltreffen, ungariſche und walachiſche Ritter die Flügel. Mit Tagesanbruch führte er es dem Feinde entgegen, ſich ſtets im Bereiche und unter des Geſchützes Deckung haltend. Faſt nach einem dreiſtündigen heftigen Feuer, das mit großer Lebhaftigkeit von beiden Seiten fortgeſetzt ward, beginnt der Kampf, nach alter Art, mit blanker Waffe. Die Türken, die europäiſche Reiterei auf den Flügeln, die Janitſcharen in der Mitte, und das Geſchütz vor ſich, hatten ſeitwärts des Heeres die aſiatiſche Reiterei aufgeſtellt und zur etwanigen Ueberflügelung und Verfolgung beſtimmt*). Mit abwechſelndem Erfolge wird den ganzen Tag gefochten. Die Nacht ſieht die Schlacht nicht entſchieden, was ſehr deutlich den Einfluß der neuen Waffen beweiſ't. Den andern Tag mit dem erſten Sonnenſtrahle erneuert ſich der Kampf. Siegreich dringen die Türken bis an den Fuß des Hügels vor; ſchon ſind ſie unter des Feindes Feuer; eine neue Anſtrengung der Ungarn wirft ſie zurück; Hunyad iſt im Begriffe, den Sieg durch eine Flanken-

*) Nach v. Hammer war vor den Janitſcharen ein Graben; dann bildeten die Kameele, und endlich die in die Erde geſteckten Schilde der Janitſcharen ſelbſt eine dreifache Schutzlinie. Dies ſcheint jedoch mehr eine Lagerordnung geweſen zu ſeyn.

bewegung gegen den Feind, während ſein Centrum die Janitſcharen nur feſthalten ſoll, zu entſcheiden. Doch ſein Mitteltreffen greift ſelbſt an, verfolgt die klüglich dem erſten heftigen Angriffe auswei- chenden Türken zu hitzig, wird umringt, geſprengt, und die Schlacht geht ſo verloren*). Am folgen- den Tage ward noch die Wagenburg von den Tür- ken, wodurch alles Geſchütz verloren ging, erobert und die Vertheidiger wurden niedergeſäbelt. Drei Tage lang hatte die Schlacht gedauert und die Ebenen von Kaſſowa mit Leichen bedeckt. 17,000 Ungarn allein deckten die Wahlſtatt, während der Türken Verluſt auf 34,000 Mann angegeben wird. — Wie ſich die Kunſt hier ſpäter ausgebildet, werden wir andern Orts Gelegenheit finden wahrzunehmen.

Die poliorcetiſchen Verhältniſſe auf dieſem Kriegs- theater betreffend, ſo ließe ſich davon nur das wie- derholen, was wir früher von andern Völkern be- reits geſagt. Ueberall iſt es mehr der Unterneh- mungsgeiſt und die Tapferkeit der Völker, die ſich uns in dieſem Theile der Kunſt bemerkbar macht, als die Kunſt ſelbſt. Auch wollte die Lage dieſes Volks endlich, daß es am meiſten mit Völkern zu thun hatte, die ihm damals in dieſem Zweige des Krieges bedeutend überlegen waren. — Die Spu-

*) Nach von Hammer umgingen die Türken den rechten, und die Chriſten den linken Flügel des ge- genüberſtehenden Heeres; die Schlacht aber ſoll mehr durch den Verrath der Walachen entſchieden worden ſeyn.

ren vom Gebrauch der Feuerwaffen finden wir bei ihm ſchon frühzeitig, denn ſie reichen bis 1376 hinauf. 1439 wurden zu Preßburg im Schützenhofe ſchon Geſchütze jeder Art gegoſſen. Die Kugeln, deren man ſich bediente, waren anfangs von Kupfer und wurden erſt ſpäter durch eiſerne verdrängt. Die Chroniker jener Zeit bemerken, daß man ſich bei Anfertigung des Pulvers des Eſſigs und Weingeiſtes bedient habe. — Die erſte große Unternehmung dieſer Art, auf die wir ſtoßen, iſt die Belagerung Jadra's, lange Zeit hindurch ein Zankapfel der ſich in ihrer allmäligen Ausbreitung begegnenden Völker (1346). Die Venetianer hatten allein ſich nicht damit begnügt, den Ort mit neuen Feſtungswerken zu verſtärken, ſie hatten auch ein verſchanztes Lager außerhalb deſſen Wällen, und öſtlich von der Stadt noch eine ganz neue Citadelle angelegt. — Mit 100,000 Mann zog der Ungarn großer König Ludwig zur Einnahme des Orts herbei. Eilf große Wurfmaſchinen, in deren Bedienung 800 Menſchen ſich ablöſeten, bewarfen Tag und Nacht den Ort; ungeheure Mauerbrecher zertrümmerten die Mauern; tapfer griffen die Ungarn an, tapfer wehrten ſich die von Venedig. Eine Flotte, die unter Petro v. Civrano Hülfsvölker herbeiführte, zwingt Ludwig, obwohl an der Spitze von 100,000 Mann, die Belagerung aufzuheben. — Mehr Einſicht, aber nicht mehr Tapferkeit bewieſen die Ungarn in Italien vor Canoſſa und Averſa, welches letztere Pignatelli

drei

drei Monate lang tapfer vertheidigte. In ihren ſpäteren Kriegen mit den Venetianern bietet die Kunſt nichts Merkwürdiges, wenn nicht der Umſtand, daß die Venetianer unter Piſani ſich bei der Belagerung von Jadra (1376) ſchon der Bomben bedient haben ſollen, der Aufzeichnung werth erſchiene. Bis hierher ſind nur der Sturmbock, der Mauerbrecher und die Wurfmaſchine der Alten in Gebrauch. Die Bombarden löſen die alten Wurfmaſchinen ab, obgleich ſie ſich noch lange erhalten. Doch zeigt uns ſchon die nächſte Zeit den vollen Gebrauch des Geſchützes, und hier die Kunſt höher, als wir ſie irgendwo in dieſem Zeitraum finden. 1395 bediente ſich Siegmund vor Klein-Nikopel (Turnul) noch der Wurfgeſchütze, und die Belagerung von Belgrad (1440) möchten wir als den Anbeginn der neuen Belagerungstaktik betrachten. Der Vraner Prior Johann Zowan von Thallocz vertheidigte die Stadt mit Muth und Einſicht. Eine zahlreiche Artillerie, vom größten bis zum kleinſten Kaliber, Doppelhaken und ungeheure Bombarden ſtanden ihm zu Gebot. Mit Einſicht ſtellte er Nachts die Verwüſtungen her, die Murads Geſchütz bei Tage gemacht. Murad ſuchte endlich durch Minen des Orts habhaft zu werden. Ein Pfeil aus der Osmannen Lager, woran ein kleiner Zettel hing, entdeckte den Belagerten die Richtung derſelben. Thallocz ging dem Feinde ſogleich mit Minen entgegen. Als dieſer indeß immer vordrang, und ſich endlich zum Sturme anſchickte,

legte er neue Minen an, füllte ſie mit Pulver, Harz und Schwefel, und zündete ſie im Augenblicke des Angriffs an. Die ſiebenmonatliche Belagerung wurde aufgehoben, nachdem 17,000 Türken, wie die Berichte melden, dabei geblieben. Murad aber tröſtete ſich mit der Anſicht: daß er früher oder ſpäter dennoch Belgrad nehmen werde. Leider ſind die Berichte ſo wenig ausführlich, daß ſich über das Fortſchreiten der Kunſt mehr vermuthen, als behaupten läßt. — Faſt noch merkwürdiger iſt die zweite Belagerung von Belgrad unter Mahomed (1456). 160,000 Mann hatten ſich der Feſtung zu Waſſer und zu Lande genaht. 300 Geſchütze, worunter 22 von der ungeheuren Länge von 27 Fuß, bildeten den Belagerungs-Train. Michael Orszag und Joannes Baſtida, ein Spanier, vertheidigten unter Michael Szilagyi, Hunyads Schwager, die Stadt, bis Hunyad ſelbſt, den frommen Johannes von Capiſtrano in ſeinem Gefolge, erſchien. Ein heftiger Kampf mit der türkiſchen Flotte, welche die Donau und Sawe in unabſehbarem Zuge (200 Schiffe) bedeckte, eröffnete ihnen erſt den Weg in die Stadt. Doppelte Gräben und Mauern gaben nächſt der natürlichen feſten Lage des Orts ihm die meiſte Stärke. Eine Brücke verband ihn mit dem nahen Semlin, unter deſſen Schutz und an deſſen Mauern die Kreuzfahrer, die zu Hülfe geeilt waren, lagerten, und die Mahomed nicht einzuſchließen vermochte. Schwerter,

Büchſen, Bogen, Schleudern, Senſen, Dreſchfle-gel, Streitkolben waren deren Waffen. Erſt unter den Augen des Feindes wurden ſie durch den frommen Capiſtrano und Hunyad in militairiſchen Evolutionen geübt, und zwar nach dem Schall geweihter Glocken. Die Türken umgeben die Stadt zuvörderſt mit einzelnen Schanzen, die ſtark mit Geſchütz beſetzt waren, dann verbinden ſie dieſe, und gehen ſpäter zur Beſchießung der Stadt ſelbſt und zum Einſchießen der Mauern über. Sturm auf Sturm wird gewagt, endlich dringen ſie in die Stadt, aber hier zurückgeſchlagen, müſſen ſie dennoch weichen, und 300 Stück Geſchütz bleiben als Beute den Siegern zurück*). 40,000 Türken, heißt es, wären bei dieſer Belagerung geblieben, — aber ihnen ſanken in kurzer Zeit Hunyad und Capiſtrano nach.

Die Stadt ſcheint während dieſer Belagerung nur das Reduit des Lagers der Ungarn gebildet zu haben. Die Sawe trennte beide Heere, doch gab eine Brücke den Ungarn eine leichte und ſichere Kommunikation. Als Mahomed durch die Breſche in die Stadt ſtürmte, ward dieſe muthig ver-

*) Das Feſt der Verklärung Chriſti, das Calixt der Dritte zur Feier der Aufhebung der Belagerung ſtiftete, iſt ein ſicherer Beweis von dem hohen Werth, den man dieſem Ereigniſſe beilegte.

theidigt; die Belagerten machten zu gleicher Zeit von einer andern Seite einen Ausfall auf den Feind, und ſtürmten gerade auf deſſen Lager, worauf er ſich zurückzog und die Belagerung aufhob. Sonſt ſcheint ſich von den Fortſchritten der neuen Kunſt hier wenig zu offenbaren, vielleicht jedoch, daß die Darſtellung der Zeitgenoſſen hieran Schuld mit iſt. Die Belagerung von Derencs im Balogher Thale möchte nur darum Erwähnung verdienen, weil wir hier die Rieſenarbeit Hunyads bewundern müſſen, der den Balogh durch Verdämmung ſo ſtaute, daß das Steigen des Waſſers die Stadt zur Uebergabe zwang.

Die Disziplin der ungariſchen Heere betreffend, ſo wird ein Blick auf deren Kriegsverfaſſung es deutlich machen, daß von Erfüllung gegebener Befehle, wie wir ſie in unſern Heeren kennen, nicht die Rede ſeyn konnte. Der Uebermuth der Großen, ihr Verhältniß zum Könige, oder zu jedem anderen Heerführer, beſonders wenn er aus ihrer Mitte genommen, führte immer Erſcheinungen herbei, die ſtörend auf die Disziplin einwirken mußten. Selbſt dem Heros der ungariſchen Nation, dem großen Ludwig, blieben dergleichen nicht fremd. Auf ſeinem Zuge gegen Neapel ſprach ſich dies nur zu deutlich aus, denn als er von Barletta aufbrach, empörten ſich die Deutſchen unter Conrad Wolff und Hemann Maus, und kehrten ohne Weiteres zurück, um die Stadt zu plündern. Nur durch eine barbariſche Strenge, denn er ließ Alle nieder-

hauen, die ſich nicht ſogleich in ſeine Befehle füg- ten, führte er die Ordnung zurück. Später ſcheint jedoch das Heer in dieſer Beziehung und beſonders in Neapel zu einer Art Disziplin zurückgekehrt zu ſeyn; denn als die Neapolitaner einen Ueberfall auf das in der Stadt zerſtreute Heer beabſichtigten, ſam- melte es ſich ſogleich, und trat geordnet und ohne Ver- luſt den Weg in die Kaſtelle an. Endlich jedoch ver- ſchwindet auch dieſer Schatten von Kriegszucht und macht einem conventionellen Gehorſam Platz, der natürlich nur Unordnungen hervorbringen konnte. Zu Hunyads Zeiten nahm dieſer Unfug eher zu als ab. Auch erhoben ſich unter ſeiner Verwal- tung überall Burgen und Raubſchlöſſer, deren Auf- führung früher durchaus unterſagt war, in denen die widerſpenſtigen Edelleute nun keck den Gehorſam verweigerten. Der Vorwand, die Gegend durch ſolche Burgen zu ſichern, ſanktionirte am Ende die Maßregel, die früher mit der Strafe des Hoch- verraths belegt war. Aus Mangel an Gehorſam gingen die Schlachten bei Warna, auf dem Am- ſelfelde u. a. verloren. Selbſt als ſpäter die allge- meine Stimme der Nation Hunyad den Oberbe- fehl übertragen hatte, war Ungehorſam nicht ſel- ten. So ſehen wir im Kampfe gegen Giskra (1451) bei Loſontz plötzlich, daß das zweite Tref- fen aufbricht und vom Schlachtfelde verſchwindet, während das Korps, das das Schloß blockirt, von ſelbſt abzieht. Dergleichen Fälle mußten ſowohl den Türken als andern Feinden zeigen, daß es nur

immer einzelne Haufen, nie aber die geſammte Nation war, mit der ſie es zu thun hatten.

Siegmunds Regeſtum ſcheint die erſte Verordnung geweſen zu ſeyn, die auf eine innere Geſtaltung des Rechtszuſtandes bei dem Heere ſelbſt hindeutet. Hatten Kriegsleute auf ihrer Heimfahrt Lebensmittel ohne Bezahlung genommen, ſo ſollten ſie verurtheilt werden, ohne weitere Beweiſe den Schaden zu erſetzen, und für die Koſten, die der Beeinträchtigte gehabt, noch obenein aufzukommen. Bei größeren Gewaltthätigkeiten, als bei Entwendung von Pferden, Vieh, Plünderung der Wohnungen oder Frachtwagen, ſollte der Schade vierfach erſetzt werden. Den Gerichtshöfen war Schnelle und Bereitwilligkeit bei Beſchwerden der Unterthanen anempfohlen. Bei gröbern Verbrechen, als Mord, Todtſchlag, Nothzucht, verfolgten Steckbriefe die Schuldigen. Wurde man derſelben nicht habhaft, ſo mußten deren Herren die Löſegelder und etwanige Genugthuung berichtigen. Selbſt die Herren, unter deren Banner ſie gefochten, konnte man gerichtlich verfolgen und zum Schadenerſatz zwingen.

Schon in den erſten Zeiten fanden wir, daß es dem Adel zur Pflicht gemacht war, gegen Sold dem Könige über des Reiches Grenzen zu folgen. Später wußte er ſich, wie wir geſehen, von dieſer Verbindlichkeit loszumachen, und die Geſchichtſchreiber haben ſich daher auch der Mühe ganz entbunden, vom Soldweſen überhaupt zu berichten.

Nur ſo viel wiſſen wir mit Beſtimmtheit, daß der Sold der Truppen mit den Lebensmitteln ſtets im Verhältniß ſtehen ſollte. Letztere ſollten nach dem Marktpreis beſtimmt werden, um jede Willkühr hierin zu verhüten. Die große Wohlfeilheit der Lebensmittel bewirkte natürlich, daß der Sold ſtets niedrig geſtellt werden konnte. Unter Ladislaus (in der Periode alſo der neuen Kunſt) war der wöchentliche Sold eines geharniſchten Reiters 1 ungariſcher Gulden oder 28 Groſchen; der Fußſoldat erhielt 13 Groſchen. Der Soldat konnte bei einer Löhnung dieſer Art ſehr gut beſtehen; Brodt zu einer Mahlzeit koſtete z. B. $\frac{1}{2}$ Pfennig; das Tagefutter Heu für ein Pferd 1 Pfennig; der Eimer Wein 10 Pfennige. Fleiſch, ſelbſt Geflügel war nach Verhältniß noch wohlfeiler. Die freien Städte, die, ſtatt der zu ſtellenden Mannſchaften, Geld gaben, bezahlten: z. B. Presburg (1433) für 10 Lanzen jährlich 1680 Dukaten in vier Terminen, Stuhlweißenburg für 10 Reiter 420 Dukaten.

Aus der kurzen Ueberſicht des Kriegsweſens dieſer Nation läßt ſich, ohne ſehr zu irren, vorausſetzen, daß ſie in der in Rede ſtehenden Periode höher als die meiſten Völker Europa's ſtanden. Keines derſelben hatte mächtigere Feinde zu bekämpfen, und wie rühmlich ſie die Kämpfe mit ihnen beſtanden, davon iſt die Geſchichte der tapfern Ungarn ein ſchöner Beweis. Wenige Völker haben

in kriegeriſcher Hinſicht mehr geleiſtet, und doch gedenkt die Kriegsgeſchichte faſt nirgend weder ihrer Kriegsverfaſſung noch ihrer Siege. Ihre Kriege mit den Türken ſind eine Heroenperiode, der Europa wahrſcheinlich ſeine Freiheit verdankt.

VIII.

Die Osmanen in Europa.

Die zehn erſten Regenten, die dem uziſchen Helden in der Regierung folgten, Orkhan, Murad I., Bajaſed, Solyman I., Muhammed I., Murad II., Muhammed II., Bajaſed II., Selim und Solyman II. gingen Alle den Weg Gottes, d. h. in der Sprache des Korans, ſie kämpften unaufhörlich gegen die Ungläubigen. Kein Reich der Erde hat eine Reihe von Regenten aufzuweiſen, die, wie ſie, in dem Geiſte des erſten Stifters ihres Reiches handelten, und mit Klugheit, Conſequenz und Geiſt das begonnene Werk ausführten. Drittehalbhundert Jahre lang ſehen wir den Thron nur mit ausgezeichneten Männern beſetzt, in denen der politiſche Geiſt des uziſchen Stifters mit dem religiöſen Geiſte des arabiſchen Propheten auf das innigſte verſchmolzen war. —

Wie die frühere Kriegsverfaſſung und Kriegskunſt der Osmanen (Türken) geweſen, wurde bereits flüchtig erörtert (S. 255 ff.). Wir kön-

nen uns begnügen, ſie bei Osman wieder aufzu-nehmen. Osmans Reiterei (die Akindſchi, Renner) beſtand aus freiwilligen Geſchwadern; ſie dienten für ſteuerfreien Beſitz ihrer Ländereien, ohne Sold, mußten ſtets aufgeboten werden, fochten ohne Zucht und Regel, mehr der Beute als des Sieges wegen. Orkhan bildete zuerſt regelmäßiges, ſtehendes Fußvolk (die Jaja, Piade), das er beſoldete und unabläſſig übte, ſowohl im Feld- als Belagerungsdienſt. Es war zu dieſem Behuf in Abtheilungen von 10, 100 und 1000 geſchart. Sein Bruder Alaeddin war Befehlshaber dieſes 25,000 Mann ſtarken Heeres. Als ſich jedoch dieſe neue Miliz durch Ausſchweifungen und Widerſetzlichkeiten bald gefährlich machte, faßten Orkhan, Alaeddin und der Heeresrichter Kara (der Schwarze) Chalil Tſchendereli, den, wie es Herr von Hammer nennt, tief durchdachten, von der größten Menſchenkenntniß und herzloſeſten Politik berechneten Plan zu einer neuen, blos aus Chriſtenkindern, die mit Gewalt zum Islam bekehrt werden ſollten, zu errichtenden Truppe (1347). Von dem Grundſatze des Propheten ausgehend, daß jedes neugeborne Kind ſchon die Anlage des Islams mit auf die Welt bringe, daß der Beſiegte überdies des Siegers Sklave ſey, ward beſchloſſen, aus den Kindern der ungläubigen, chriſtlichen Gefangenen und aus Ueberläufern ein Korps zu bilden, das dann auf dieſelbe Art, mittelſt eines Kindertributs durch das ganze Reich, ergänzt werden ſollte.

Zugleich ward ein Befehl gegeben, durch das ganze Reich das fünfte chriſtliche Kind auszuheben, um für das neue Korps erzogen zu werden. Dieſe Truppe ſelbſt erhielt den Namen Jeni Tſcheri, d. i. neue Truppen; eine Benennung, die ihm durch den wegen ſeiner Heiligkeit bekannten und in beſonderem Rufe ſtehenden Hadſchi Begtaſch beigelegt ward. Als nämlich die neue Miliz organiſirt war, ſo erzählt uns die Geſchichte, entſandte Murad einige der Anführer an jenen, oben genannten Mönch Hadſchi Begtaſch, ihn um einen Namen für ſie zu erſuchen, und Glück von Gott für ſie zu erflehen. Darauf ſoll der Stifter des Ordens der Begtaſchi einem derſelben den Aermel ſeines Filzmantels auf den Kopf gelegt, und ſie dann alſo angeredet haben: Ihr ſollt Jeni Tſcheri heißen (neue Soldaten). Euer Angeſicht ſey weiß, eure Hand ſiegreich, euer Schwert immer ſcharf, euer Speer durchſtoße und ſchwebe unaufhörlich über eurer Feinde Haupt; wohin ihr auch ziehet, ſo möget ihr ſtets reinen (weißen) Angeſichts heimkehren. Zum Andenken dieſes Segens erhielt die weiße Filzmütze der Janitſcharen hinten eine Art von Beutel, den herabhängenden Aermel des Mönchs vorſtellend, und vorne ward, ſtatt andern Zierraths, ein hölzerner Löffel aufgeſteckt. Als Vordeutung reichlicher Verpflegung dieſer neuen Truppen wurden die Benennungen ihrer Offiziere von den Küchenverrichtungen hergeleitet. (Tſchorbadſche, Suppenmacher, ſo viel als Oberſter: Aſchdſchibaſchi,

oberſter Koch; Sakabaſchi, Waſſerträger ꝛc.). Das Heiligthum des Regiments ſelbſt ward der Suppenkeſſel, um den ſich die Janitſcharen zum Eſſen und Berathen verſammelten. Ein ſilberner Halbmond und das zweigeſpitzte Schwert Omars in einer blutrothen Fahne, diente ihnen als Feldzeichen. Anfangs nur auf 10,000 Mann beſtimmt, war dies Korps unter Muhammed IV. ſchon auf 40,000 Mann angewachſen, und Herr v. Hammer ſchlägt die Zahl der dieſem religiöſen Fanatismus und militairiſchen Despotismus geopferten Chriſtenkinder auf eine halbe Million an. Die Mannſchaft ſelbſt ward in Oda's eingetheilt, und in Kaſernen, getrennt von den andern Bewohnern des Landes, untergebracht. Den kriegeriſchen Uebungen ſelbſt ward große Sorgfalt geſchenkt. Auch ſcheint man nur nach und nach in religiöſen Beziehungen zu den ſtrengern Formen übergegangen zu ſeyn, indem wir anfangs ſogar einige chriſtliche Geiſtliche bei den Janitſcharen finden. An Aufmunterungen, treu zu dienen, fehlte es nie, und abgeſehen davon, daß der Tapferkeit die höchſten Stellen offen waren, ſo war das Soldweſen auch ſo eingerichtet, daß nach Länge der Zeit und der geleiſteten Dienſte allmälig der ſiebenfache Sold erlangt werden konnte.

Während ſo der Kern des osmaniſchen Heeres, das in dieſer Form faſt ein halbes Jahrtauſend fortbeſtanden, gebildet wurde, erhielten auch die andern Theile deſſelben eine andere Verfaſſung.

Die urſprünglichen Piades wurden in Wegebeſſe-rer, Pionire, umgewandelt, bis die Ländereien, wo-mit ſie dafür belehnt waren, eingezogen und an-derweitig verwendet wurden. Eine Art irregu-lairer Infanterie (die Aſab, die Ledigen) zog ohne Sold, auf Beute und gut Glück, in den Krieg. Nicht ſelten wurde ſie an die Teten der Sturm-kolonnen geſetzt, um bei Belagerungen mit ihren Leichnamen Gräben zu füllen und Brücken für die Janitſcharen zu bilden.

Der Organiſation der Reiterei ward dieſelbe Aufmerkſamkeit geſchenkt. Schon Omar hatte zum Schutze der heiligen Fahne eine Fahnenwache, 2400 Mann ſtark, eingeführt. Suleyman der Große vermehrte dieſelbe um das Doppelte, und nannte ſie Sipahi's (Reiter), Silihdare (Reiſige), Ulu-fedſchi (Söldlinge) und Ghureba (Fremdlinge). Sie bildeten die Blüthe des Heeres, und entſpra-chen in Betreff ihrer Organiſation den Piades, das heißt ſie waren belehnt und befreit von Ab-gaben; ſie hießen davon Moſſelliman (die Befrei-ten). Sie ſtanden unter Sſubaſchi's (Anführer von Hundert), Bimbaſchi's (Anführer von Tau-ſend), die auch Sandſchakbege (Fahnenfürſt) hie-ßen. Doch die Anzahl dieſer Truppen ward bei Erweiterung des Reichs bis in's Unendliche ver-mehrt. Die Ländereien betreffend, womit ſie be-lehnt waren, ſo wurden ſolche in Siamets und Timars getheilt. Die Lehnträger ſelbſt hießen Saims und Timarioten. Wer ein Grundſtück unter

20,000 Aſpern an jährlichen Einkünften beſaß, war ein Timariot; er ward aber ein Saim, ſobald ſich die Einkünfte über jene Summe beliefen. Wer jedoch über 100,000 Aſper Einkünfte genoß, hieß Sandſchakbeg. Der Inhaber eines Siamets ſtellte für jede 5000 Aſper Revenüen einen, der Timariot aber von 3000 einen Reiter. Niemand, der ſo ein Lehn beſaß, konnte zurückbleiben, wenn es zu Felde ging, ſogar krank mußte er ſich nachtragen laſſen.

Dieſe Kriegsverfaſſung erhielt durch Murads Inſtitutionen noch mehr Erweiterungen. Durch ihn ward die Eintheilung der Lehne in kleine und größere beſtimmt; den Sipahi's verlieh er die rothe Fahne, und auf Timurtaſch (des Eiſenſtein) Rath ſchuf er auch ein Armeefuhrweſen (Woinak). Mancher der folgenden Herrſcher fügte dieſen Anordnungen noch hinzu, wenige nur wagten, daran zu ändern. Erſt unſere Tage ſollten den Umſturz dieſer despotiſchen Schöpfung ſehen.

Was die taktiſchen Anordnungen der Türken aus der Heldenperiode derſelben betrifft, ſo iſt uns Vieles verloren gegangen, oder wenigſtens ſo entſtellt auf uns gekommen, daß es dem gänzlich Verlornen gleich zu achten. Doch ſo viel geht klar hervor, daß ſie der großen moraliſchen Kraft, die den osmaniſchen Heeren jener Zeit innewohnte, dadurch künſtlich und glücklich zu Hülfe kamen. Obwohl den Griechen an Kriegszucht und Erfahrung der Offiziere, an Güte der Waffen, Reich-

thum der Vorräthe, und Stärke feſter Plätze nach=
ſtehend, ſo debütirten ſie doch als ihnen völlig über=
legen. Den feineren Nüanzen der Taktik fremd,
ſtritten ſie lange noch in dicken Haufen, in Cen=
trum und zwei Flügel getheilt; der Kern der Trup=
pen focht in der Mitte. Einigen Schriftſtellern
zufolge jedoch ſollen ſie zum Erſtenmal bei Koſſowa
(1389) in Flügel abgetheilt aufgetreten ſeyn, und
früher nur in tiefern Haufen angegriffen haben. Per=
ſönlicher Muth im Handgemenge blieben lange die
Kräfte, die den Ausſchlag bedingten. Die Kriegs=
organiſation der erſten Kaiſer überhaupt ſcheint ſich
nur auf das Nothdürftigſte beſchränkt zu haben.
Selbſt Bajaſeds blutiges Regiment hat hierin
keine Ausnahme gemacht. Der Tag von Ancyra
(Angora 1402) in dem Gebirge Stella, zwiſchen
Bithynien und Galatien, der Europa und Aſien
von dem gefürchteten Sieger befreite, läßt keine An=
deutungen einer hohen Kunſt zu, iſt noch rein aſia=
tiſch. Timurlenk hinter einer großen Wagenburg
focht mehr aus der Ferne. Bogenſchützen überall
vertheilt, durch zweckmäßig geſtellte Hinterhalte un=
terſtützt, nährten das Gefecht aus der Ferne ſo
lange, bis der Augenblick zum Hervorbrechen ge=
kommen. Bajaſed griff in großen, dicken Hau=
fen mit dem Säbel in der Fauſt an. Der Ge=
ſchicklichkeit Timurlenks unterlag der Osmanen
Muth. Bemerkenswerth bleibt es, daß in ihren Rei=
hen auch 5000 ganz geharniſchte Servier als Fuß=
volk fochten. — Die Anarchie, welche dieſer Periode

folgt, war natürlich nicht dazu geeignet, die Kunſt zu fördern. Selbſt Mahomeds I. Züge, die ſich bis Salzburg und Bayern erſtreckten, ſcheinen nur Raubzüge ohne Werth, die eher Mißbräuche mancher Art, als Gutes förderten, geweſen zu ſeyn. Murad II. finden wir beſchäftigt, ſolche abzuſtellen, und die gänzlich verfallene Disziplin wieder einzuführen. So entfernte er z. B. (1426) alle Türken, die ſich unter den Janitſcharen befanden, und ihm, ihrer größeren nur uſurpirten Freiheit wegen, leicht hätten gefährlich werden können. Um den hierdurch gehabten Abgang zu ergänzen, mußte jede Chriſtenfamilie einen Mann ſtellen. Tüchtige Offiziere mußten ſie in den Künſten des Krieges unterweiſen. Zugleich zog er die Lehne ein, deren ſich etwa die Großen bemächtigt hatten, und ſtellte in Bezug auf ſie die von ſeinen Vorfahren gegebenen Befehle her. Unter der thatenreichen Regierung dieſes ausgezeichneten Mannes fällt der erſte — wahrſcheinlich jedoch nur erweiterte — Gebrauch der Kanonen, und bei der Belagerung Belgrads (1437), ungariſchen Schriftſtellern gemäß, auch die Anwendung der erſten Pulverminen.

Hunyad und Caſtriota, welcher Letztere ſich im türkiſchen Lager gebildet hatte, treten als würdige Nebenbuhler ſeines Ruhmes auf, während Palaeologus durch politiſche Kunſtgriffe den Sturm, der ſich gegen Conſtantinopel zuſammenzog, zu beſchwören ſucht. Lehrreich iſt der Kampf

Caſtriota's gegen die Osmanen. Das ſtark be⸗feſtigte Kroja, das alle Kriegselemente des Heeres Georgs enthält, erblicken wir ſtark verſchanzt; es iſt das Pivot aller Bewegungen deſſelben, das Reduit aller rings umher befeſtigten Stellungen. Eine Menge einzelner Forts decken die Wege da⸗hin; ein ſtark verſchanztes Lager, von dem die Stadt nur als ein Vorpoſten erſcheint, umgiebt ſie außerdem auf der ſtärkſten Seite. Venedig unterſtützt Caſtriota mit Geld; Europa's tapfere Jugend und alle Abenteurer fremder Zonen ſtrö⸗men ihm zu. Die geſchickten Bewegungen des Al⸗baniers ſind ein wahrer Kommentar einer geſchick⸗ten defenſiven Offenſive. — Jede Ruhe, die ſich Murad darbot, benutzte er beſonders zur Begrün⸗dung einer feſteren Disziplin. Ihr hatte er es wohl vorzüglich zu danken, wenn er bald darauf, nachdem er ſich ſchon vom Schauplatze zurückge⸗zogen, wieder als Sieger erſcheinen konnte. Des Kardinal Cäſarini Beredtſamkeit hatte den jun⸗gen Wladislav vermocht, gegen den Rath mehre⸗rer treuen Rathgeber, einen eben erſt beſchworenen Frieden zu brechen. Mit Blitzes Schnelle verläßt Murad Aſien, eilt durch Adrianopel, und mar⸗ſchirt gegen den Feind. Ein geſchickter Marſch, auf dem er das Terrain vortrefflich benutzt, bringt ihn ganz unvermuthet in des Feindes Nähe. Mit großer Geſchicklichkeit vermeidet er einen Frontal⸗Angriff, zieht ſich jenſeit der Berge, die als Stütz⸗

punkt ſeines rechten Flügels benutzt wurden, durch Gebüſche und Vertiefungen, und ſteht dann plötzlich in der Nähe der Ungarn, jedoch mehr in deren Flanken, als vor der Front. Die Schlacht iſt lange zweifelhaft. Die Türken in globum prostrati, und ihre Gegner mit einem Pfeilhagel überſchüttend *), indem ſie ſich dabei geſchickt hinter ihren großen Schildern verbergen, ſchlagen jeden Angriff der Ungarn und Polen ab, bis des Königs Tod ſelbſt die Schlacht entſchied.

So ſehr Murad übrigens es ſich angelegen ſeyn ließ, die Disziplin ſtets zu verbeſſern, ſo finden wir ihn doch bald nach dem Siege von Warna beſchäftigt, einen Janitſcharen-Aufruhr zu ſtillen (1446), der wegen des gefährlichen Charakters, den er annahm, ahnden ließ, was dieſe Miliz einſt dem Staate werden könnte.

Sehr merkwürdig bleibt es, daß wir in der Kriegsgeſchichte dieſes Volks der Feuerwaffen in dieſer Periode ſo wenig gedacht finden, obwohl ſolche damals ſchon im Orient und Occident hier und dort eine Rolle ſpielten. Erſt in Muhammed II. Zeiten werden ſolche häufiger erwähnt, aber dann war deren Verbreitung auch ſo ſchnell,

*) Sagittas adeo frequentes in exercitum regium emittebant, ut et aer sagittis ipsis non aliter opplebatur, quem cadente de coelo grandine supra terram, ſagt Dlugoß.

daß ſie nicht wenig zu dem Uebergewichte beigetragen zu haben ſcheinen, das die türkiſchen Waffen unter dieſem außerordentlichen Manne erlangten, was wir ſpäter Gelegenheit haben werden, näher zu erörtern.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Gedruckt bei A. W. Schade.

Im Verlage der C. F. Müllerſchen Hof-Buchhandlung in Karlsruhe iſt erſchienen, und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden, namentlich in Berlin durch die F. A. Herbigſche:

Ideen-Taktik der Reuterei,

von dem

General Grafen von Bismark.

Text iſt in Duodezformat,
hübſch eingebunden in einen Umſchlag mit Vignetten geziert,
und in einem Futteral verwahrt,
ſammt
24 Planen, groß Median,
in beſonderem Einbande, mit einer auf dem Titelblatte ausgeführten Schlachtſcene.

(Preis 9 Fl. 54 Kr., 5½ Rthlr. ſächſ.)

Indem die oben genannte Verlagshandlung das vorſtehende Werk in den Buchhandel giebt, kann ſie wohl nicht die Abſicht haben, es empfehlen zu wollen.

Diejenigen Militairs, denen große Anſichten eigen ſind, werden längſt den ſyſtematiſchen Bau erkannt haben, an dem der Herr General Graf von Bismark ſeit mehr als 10 Jahren arbeitet.

Es handelt ſich hier nicht von einem einzelnen Werke, — nicht von einem einzelnen Fache der Wiſſenſchaft über die Reuterei — ein Syſtem der Reuterei bilden dieſe geſammten Arbeiten, und dies Syſtem findet in der Ideen-Taktik ſeine Vollendung. Dieſes Werk iſt die Kuppel, der Schlußſtein des eben ſo beſonnen als beharrlich fortgeſetzten Baues. —

Dem erſten Werk (Vorleſungen über die Taktik der Reuterei ꝛc.), welches bei uns im Jahr 1818 erſchien, ſind ſeither die übrigen Reuterſchriften des Verfaſſers

gefolgt. Es gehört ſicherlich Muth dazu, die ſchwierige Arbeit eines Baues fortzuſetzen, an dem die Kritik, ohne Kenntniß des Plans vom Ganzen, oft bitter tadelte.

Mancherlei Vorurtheile, mancherlei perſönliche Intereſſen ſahen ſich angegriffen! Auch traten ſchlimme Leidenſchaften mächtig gegen den Herrn Verfaſſer auf, und drängten ihn von der Bahn ſeiner verſchloſſenen Wünſche.

Dies aber erhöhete nur ſeine Kraft und ſeinen Muth, Arbeiten fortzuſetzen, welche die Zukunft erſt ganz würdigen wird.

Thatſachen treten in der Ideen-Taktik an die Stelle der Muthmaßungen. Der Herr Verfaſſer erſcheint im praktiſchen Exponenten zugleich beobachtend und handelnd.

Seine edle Begeiſterung für die Vervollkommnung ſeiner Waffe und ſein unermüdetes Wirken für die Reuterei iſt bereits von ganz Europa anerkannt, und ein erhabener Monarch des Nordens, der König von Dänemark, gab dieſer Anerkennung einen offenkundigen Karakter.

Der Herr Verf. gehört der Reuterei aller Länder. Mit Unpartheilichkeit würdigt er ihre Thaten und bezeichnet die herrſchenden Vorurtheile. Die Generale, die er namhaft macht, gelten nur als redende Beiſpiele. Er wollte weder loben noch tadeln, des Lobes oder des Tadels wegen, ſondern damit die Geſchichte Bilder erhalte, an denen künftige Reuter-Führer ſich ſpiegeln können.

Die oben genannte Verlagshandlung, ſeit 11 Jahren mit dem Vertrauen des Herrn Verf. beehrt, glaubte dieſe Bemerkungen mit der Anzeige der Ideen-Taktik verbinden zu dürfen.

Wir fügen hier ein Verzeichniß der ſämmtlichen Werke des Herrn General Grafen von Bismark bei, die bis jetzt in unſerm Verlage erſchienen ſind; der Ladenpreis für ſämmtliche, inclus. der Ideen-Taktik, hübſch eingebunden, mit Futteral, beträgt 31 Fl. 48 Kr., 18 Rthlr. 2 Gr. ſächſ.

Um die Anſchaffung derſelben möglichſt zu erleichtern, iſt die Veranſtaltung getroffen, daß ſolche vollſtändig bei allen ſoliden Buchhandlungen gegen baare Zahlung für den geminderten Betrag

ad 20 Fl., 11 Rthlr. 6 Gr. ſächſ.

zu erhalten ſind. Für die einzelnen Theile bleibt jedoch der bisherige Ladenpreis unverändert fortbeſtehen, und nach Ablauf dieſes Jahres tritt derſelbe auch wieder für ſämmtliche Werke ein.

Verzeichniß

der Werke des Herrn General Grafen von Bismark, die zuſammengenommen für den geminderten Preis abgegeben werden:

Vorleſungen über die Taktik der Reuterei, ſammt den Elementen der Bewegungskunſt eines Reuter-Regiments,

mit 23 Planen.

Erſte Ausgabe 1818. Zweite Auflage 1819. Dritte Auflage 1826. Preis 3 Fl., 1 Rthlr. 16 Gr. ſächſ.

(Erlebte einen franzöſiſchen und zwei engliſche Ueberſetzer.)

Elemente der Bewegungskunſt eines Reuter-Regiments,

mit 20 Planen. Beſonders gebunden.

Erſte Ausgabe 1919. Zweite Auflage 1826.

Preis 1 Fl. 30 Kr., 20 Gr. ſächſ.

(Ins Franzöſiſche und Engliſche überſetzt.)

Der Feldherr nach Vorbildern der Alten.

1820. Preis 1 Fl. 30 Kr., 1 Rthlr. ſächſ.

Felddienſt der Reuterei.

1820. Preis 48 Kr., 14 Gr. ſächſ.

(Iſt in's Franzöſiſche, Engliſche und Ruſſiſche überſetzt. Erlebte, ins Polniſche überſetzt, in Warſchau innerhalb 4 Wochen 2 Auflagen.

Felddienſt-Inſtruktion für Schützen und Reuter.

Erſte und zweite Ausgabe 1820. Dritte Auflage 1821. Preis 36 Kr., 8 Gr. ſächſ.

Schützen-Syſtem der Reuterei,

mit 5 Planen.

Erſte Ausgabe 1824. Zweite Auflage 1825. Preis 2 Fl. 36 Kr., 1 Rthlr. 12 Gr. ſächſ.

Reuter-Bibliothek.

1r	Theil.	1825.	Preis	3 Fl.	— Kr.,	ſächſ.	1	Rtlr.	15	Gr.
2r	—	1826.	—	2 ⸗	42 ⸗	⸗	1	⸗	12	⸗
3r	—	1827.	—	2 ⸗	42 ⸗	⸗	1	⸗	12	⸗
4r	—	1828.	—	5 ⸗	— ⸗	⸗	2	⸗	21	⸗

und die im Eingang genannte

Ideen-Taktik der Reuterei.

Der 5te Band der Reuter-Bibliothek iſt unter der Preſſe und erſcheint beſtimmt zur Oſtermeſſe 1830.

Karlsruhe, den 1. Februar 1830.

Brandt, Heinrich <<von>>,

Geschichte des Kriegswesens

Bd.: Zweite Abtheilung

Berlin 1830

Mil.g. 357 m-1,2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10595344-9